3 1761 07993198 6

MEIN BUCH
WILHELM BRAUER

MAXIMILIAN HARDEN

Krieg und Friede

Erster Band

MAXIMILIAN HARDEN

Krieg und Friede

Erster Band

Erstes bis zehntes Tausend

Berlin
Erich Reiß Verlag
1918

LIBRARY
SEP 16 1970
UNIVERSITY OF TORONTO

Von diesem Werke wurden 30 Exemplare auf Büttenpapier abgezogen und vom Verfasser eigenhändig gezeichnet

D
509
H35
Bd. 1

Copyright 1918 by Erich Reiß Verlag, Berlin W 62

Inhalts-Verzeichnis

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kriegundfriede01hard

Inhalt des ersten Bandes:

		Seite
Erstes Kapitel:	Oesterreich und Serbien	9
Zweites Kapitel:	Fata Morgana	21
Drittes Kapitel:	Kriegserklärung	40
Viertes Kapitel:	Hochzeitstimmung	52
Fünftes Kapitel:	Politik im Krieg	65
Sechstes Kapitel:	Die Meerengen	103
Siebentes Kapitel:	Patriotismus	119
Achtes Kapitel:	An Herrn Poincaré	131
Neuntes Kapitel:	Hirn und Schwert	167
Zehntes Kapitel:	Moral im Krieg	196

Oesterreich und Serbien.

Klemens Metternich, Oesterreichs Vertreter in Paris, wird am zweiundzwanzigsten Januar 1808 ersucht, noch am selben Tag zum Kaiser zu kommen. Ungestüm, wie aus dem Felsstein ein Sturzbach, sprudelts aus Bonapartes Mund. Er habe immer gehofft, zur Erhaltung der Türkei mitwirken zu können; doch britische Arglist dränge ihn auf die andere Seite. „Ich muß die Engländer da suchen, wo sie zu finden sind. Landzuwachs brauche ich nicht; so nützlich Egypten und ein paar andere Kolonien mir wären: mit Rußlands Vergrößerung würden sie zu theuer bezahlt. Auch Ihnen kann solche Vergrößerung nicht gleichgiltig sein; und mir ist ganz klar, daß Frankreich und Oesterreich eng aneinanderrücken müssen, wenn die Stunde zur Theilung der Türkei schlägt. Sitzen die Russen in Konstantinopel, dann brauchen Sie uns und wir Sie, um das Gegengewicht zu sichern. Oesterreich hat jedes Recht, zunächst schon das geographische, auf das Donauthal. Noch sind wir ja nicht so weit. Aber ich bitte Sie, Ihrem Hof zu melden, daß ich, wenn die Theilung der Türkei nöthig wird, auf die starke Vertretung Ihrer Interessen und Wünsche den höchsten Werth legen werde." Der Gesandte ist von Talleyrand vorbereitet worden; kann aber, weil er aus Wien noch keine Instruktion hat, der Antwort ausbiegen. Napoleon heischt auch keine. Er weiß, daß die Türkei den Oesterreichern der bequemste Nachbar ist, viel bequemer als ein aufsteigender Slawenstaat, daß sie aber, um sich in leidlichem Gleichgewicht zu halten, zugreifen müssen, wenn den Erben Osmans die Beute abermals gekürzt wird. Er will ein Heer durch Dalmatien schicken, an der epirischen Küste sich Stützpunkte schaffen und fordert von seinem Stab genaue Angaben über die für einen Feldzug brauchbaren Wege durch Albanien. Dem Kaiser Franz hat er das Patronat über Serbien zugedacht. Wien will nicht; fürchtet, in eine Falle gelockt zu werden. Lassen wir, heißts am Ballhausplatz, uns in einen Kampf gegen die Türken ein, dann benutzt Bonaparte unsere schwache Stunde, schickt uns seine oder seiner Genossen Truppen auf den Hals und nimmt sich, was ihm beliebt; um die Grenzen Italiens, Dalmatiens, Galiziens, schleicht schon das Gerücht, der Korse beschleunige den Abschluß des spanischen Handels, um seinen Arm für die Züchtigung Oesterreichs frei zu machen. Graf Stadion, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, müht sich, den Argwohn der Hohen Pforte zu schwichtigen, die Türkei von Oesterreichs Freundschaft zu überzeugen und sie zu einem Vorstoß in ihrem Bosnien und Albanien zu treiben. Das gelingt nicht. Doch im Centrum des

Balkangeländes scheint der Türkenwunsch sich dem Interesse Oesterreichs verloben zu wollen. Serbiens Volk ist gegen die Tyrannei der Dahis aufgestanden und hat, unter Georg Petrowitsch Czerny, den seine Leute als den Schwarzen Georg (Kara Djordje) in Marschliedern feiern, die Janitscharen aus dem Land gejagt. Nach dem Fall von Semendria, einer alten Serbenresidenz, bleibt nur Belgrad noch den Türken. Und schon langt aus Montenegro, aus Bosnien die erweckte Sehnsucht nach nationaler Einung aller Serben über die Grenze. Freiheit vom Joch der Türkenknechte: ist überall die Losung. Fraglich nur, bei welcher Großmacht der befreite Staat fortan Schutz suchen solle. Den Anwälten Rußlands reckt Georg Petrowitsch sich entgegen (der Ahnherr der Könige Peter von Serbien und Nikola von Montenegro). Er hat unter Habsburgs Fahne gegen die Mondsichel gefochten, als Waldhüter österreichischen Stiftsherren gedient und kann nun nicht fassen, daß just die Wiener, durch ein Ausfuhrverbot, den Aufstand, der ihnen willkommen sein müßte, auszuhungern trachten. Napoleon bietet Geld, Rußland liefert Waffen und Munition; doch Korn ist nur aus Oesterreich zu haben. Am siebenundzwanzigsten März 1808 verhandelt Kara Georg mit dem Freiherrn Joseph von Simbschen, Kommandanten von Peterwardein. Erweisen die Serben ihren guten Willen durch die Verpfändung Belgrads, dann wird Wiens Macht sie schirmen. Die Verhandlung wird in Briefen fortgesetzt, die der Russe Rodofinikin abfängt und durch Alexanders Gesandten dem Grafen Stadion vorlegen läßt. Der muß thun, als habe Simbschen auf eigene Faust gehandelt, und jede Mitwissenschaft leugnen. Als gar bekannt wird, daß Kara Georg dem Russen das Geheimniß der peterwardeiner Verhandlung entschleiert habe, flackert der Verdacht auf, auch die Auslieferung der Briefe sei das Werk des Serben: und Stadion läßt den dünnen Faden abreißen, der die Balkanrebellen den konservativen Wienern verbunden hat. Der Serbenheros geht über die Drina, will das Volk des Schwarzen Berges, will Bosniaken und Herzegowzen zur Gefolgschaft im Kampf gegen die Sultanshorde aufrufen; wird aber durch den Einfall des Paschas Churschid zur Umkehr gezwungen. Nur Rußlands Kriegserfolg an der Donau rettet den Serben einen Rest nationalen Lebens. Doch die Nahrungnoth weicht nicht; und der kühne Brigantenkopf Georgs merkt allgemach, daß Alle, die neben ihm um die Volksgunst buhlen, in gieriger Demuth nach Rußland schielen. Noch einmal setzt er auf Oesterreichs Karte. Schreibt, im August 1809, an Simbschen; sucht sich von dem Treubruch zu entschuldigen, betheuert seine redliche Absicht, stellt sich aber nicht mehr selbst zur Verhandlung, sondern läßt sie durch seinen Sekretär Jeftitsch führen. Der bietet den Oesterreichern alle Serbenfestungen an; will Kaiser Franz sie nicht besetzen, so soll er mindestens in Konstantinopel einen den Serben günstigen Waffenstillstand erwirken. Stadion räth, die Festungen „in Depot" zu nehmen und sich dadurch die Möglichkeit der Versicherung gegen die Einfälle bosnischer Banden ins Ungarland zu schaffen. Ehe aber die Verhandlung mit der Pforte, deren

Hüter nicht aus freundlichem Auge auf die rebellische Rajah blicken, irgendeinen Ertrag gebracht hat, regirt am Ballhausplatz ein neuer Herr: Graf Klemens Metternich. Auch ihm ist die Rajah, die Heerde der Balkanchristen, deren hitziger Drang die Länder der ungarischen Krone bedroht, ein Dorn im Auge. Er sieht von West Frankreich auf dem Weg über Dalmatien den Osmanenstaat gefährden, sieht Rußlands von Bonaparte begünstigten Vorstoß ins Donaugebiet, wittert den „Geist des Umsturzes", der sich in Südslawen und Griechen regt, fürchtet das Feuer, das, in der ersten Nacht austrotürkischer Feindschaft, die Russen in Galizien anzünden könnten: und kündet dem Erdkreis Oesterreichs heilige Pflicht, die Türkei, deren Feinde die Habsburgs sind, im „status quo" zu erhalten.

Serbien? Daß es in die Einflußsphäre gehört, die Oesterreich um keinen Preis schmälern lassen wird, müßte, nach Metternichs Meinung, jede Großmacht längst wissen. Ein selbständiges Fürstenthum böte den franko-russischen Brandstifterplänen den bequemsten Treffpunkt. Bis Serbien österreichisch wird (woran ernstlich erst zu denken ist, wenn die Gewitter aus Ost und West ausgetobt haben oder vorübergezogen sind), mag es türkisch bleiben. Rußlands wachsamer Agent Rodofinikin ist auf Urlaub: diese Zeit muß zu freundschaftlicher Vermittlung zwischen Stambul und Belgrad, aber auch zur Bereitung der Möglichkeit genützt werden, die Serben als doppelzüngig zu erweisen. Doch der Vertreter des Weißen Zaren gebietet noch aus der Ferne über größeren Anhang als Wiens Mandatare. Deren Eifer kann nicht verbergen, daß Habsburgs Wille unsicher schwankt, ins Banat andere Weisung schickt als nach Slawonien und, im Kreuzfeuer einander widersprechender, gefärbter oder grundfalscher Berichte, sein Ziel kaum noch klar erkennt. Und Franzens Oesterreich, das im Schönbrunner Frieden drei Millionen Menschen und hunderttausend Quadratkilometer verloren hat, wird selbst in den finstersten Balkanschluchten vom Nimbus des korsischen Siegers überstrahlt. Simbschen erhält den Befehl, den neuen Antrag des Schwarzen Georgs abzulehnen. Metternich fürchtet, die serbischen Festungen auf Napoleons Wink wieder räumen zu müssen oder den Türken als treulos und feindsälig verdächtigt zu werden. Da ihm aber gemeldet wird, daß die Serben eine Deputation nach Petersburg senden und ein pariser Vigilant ihnen Bonapartes Beistand verheißt, beschließt der Minister, Kara Georg zurückrufen und mit dem Häcksel der Hoffnung füttern zu lassen. Das Paschalik Serbien, dessen christlichen Bewohnern, nach Metternichs „Ueberzeugung", jede Fähigkeit zur Schöpfung und Erhaltung eines Staates fehlt und das nur unter Oesterreichs Hut gedeihen könnte, muß endlich in Ruhe kommen. Herr von Stürmer, der Internuntius in Konstantinopel, soll die Pforte zu gnädiger Milde stimmen. Was erstrebt der serbische Aufruhr? Kara Georg will Oesterreich als Schutzherrn; zunächst Konsuln, die in Wien und Belgrad die austroserbische Eintracht pflegen, und die Anerkennung, daß der Kaiserliche Internuntius befugt sei, am Goldenen Horn Serbiens Interesse zu wahren; für die Dauer türkischer Oberhoheit die Befreiung von

jeglicher Dienstpflicht, die feste Begrenzung der Steuern und das allen Bekennern des Griechenglaubens zu verbürgende Recht, ihre Wohnstatt nach freiem Entschluß zu wählen. Dafür will Metternich sich nicht einsetzen; und das Schreckbild eines Kongresses der Großmächte, der, nach dem Serbenwunsch, die Zukunft des Paschaliks endgiltig ordnen soll, scheucht den letzten Zweifel aus seinem Hirn. Soll er der Pforte zumuthen, was sie nicht leisten darf? Gnade will sie gewähren; den Aufstandsführern, wenn sie in andere Osmanenprovinzen ausgewandert sind, Leben und Freiheit schenken; auf den Steuerrückstand der letzten fünf Jahre verzichten und die Abgaben, nach der bedingunglosen Unterwerfung der Rebellen, von serbischen Behörden einziehen lassen. Mehr ist auch von Wien aus nicht zu erlangen. Nach Napoleons Vermählung mit Marie Luise von Oesterreich schießt neues Mißtrauen aus der Osmanenerde. Jetzt wird Rußland der Anwalt Serbiens. Dessen Unabhängigkeit wird, gleich nach der Hingabe Bessarabiens, der Walachei und der Moldau, in dem Ultimatum Kamenskois verlangt, das, nach dem Fall Silistrias, die Bedingungen für den Abschluß des (seit 1806 währenden) turko-serbischen Krieges zusammenfaßt. Die Russen sind im Wettlauf vornan: im Winter haben ihre Siege an der Donau den Serben das Leben gerettet und im Frühling 1810 fordern sie die Abtretung des Paschaliks von der Türkei. Noch einmal nähert Kara Georg sich dem wiener Hof. Sein Gehilfe Jugowitsch bringt eine vom serbischen Nationalrath beschlossene Adresse, die dessen Glückwunsch zur Heirath der Erzherzogin Marie Luise ausdrückt, in die Hofburg und wiederholt die Bitte, die festen Plätze in Serbien mit österreichischen Truppen zu besetzen. Diesmal muß Metternich die Stirn entrunzeln; sonst streicht Rußland rasch den Spielgewinn ein. Dem braven Jugowitsch werden tausend Gulden (als Ersatz der Reisekosten) in die offene Hand gelegt; und dem Feldzeugmeister Simbschen wird aufgetragen, die Serben in die Gewißheit zu überreden, daß Oesterreich sie, sobald die dazu günstige Stunde schlage, ans Ziel ihres Sehnens führen werde. Wann aber schlägt diese Stunde? Unthätig will Georg sie nicht erwarten. Er wendet sich an den Marschall Marmont und läßt von Wucenitsch den pariser Boden abtasten. Rußland, mit dessen Macht seine Gegner, die Widersacher demokratischer Entwickelung, krebsen, ist ihm verdächtig. Doch Metternich hat nur glatte Worte und Napoleon empfiehlt die Verständigung mit den Russen. Deren Generalissimus findet am richtigen Tag einen Schleichweg in die Seelenfestung des noch unentbehrlichen Mannes: in einer Proklamation nennt er Kara Georg den Oberfeldherrn und mahnt die Serben, ihm in niemals wankendem Gehorsam sich anzuvertrauen. Russen und Serben vereinen sich, schlagen die Türkentruppe; bei Jasika und durch die Donaufürstenthümer schwirrt das Gerücht, morgen werde das Heer Alexanders in Belgrad einmarschiren. Unsinn, sagt Fürst Franz Metternich (der seinen Sohn vertritt); der Zar hat keinen Appetit auf Serbien und Georgs Leute, die nur russische Waffen und Munition brauchen, würden sich heftig gegen die Moskowiterherrschaft sträuben.

Graf Klemens ist noch in Paris und hat von Bonapartes Lippe das Gelöbniß vernommen, Serbien den Russen zu sperren. „Weshalb geht Ihr nicht hin? Ein Handstreich macht Euch zu Belgrads Herren." Klemens (der, schon in diesen Gewittertagen, den status quo will) lächelt artig; und schweigt.

Seines Sehnens Ziel ist: das Vertrauen der Türkei. Ists erlangt, dann fällt Serbien sicher einst Oesterreich zu. Was bis dahin geschehen könne, solle, müsse, weiß weder der Sohn noch der Vater. Die Serben einschüchtern? Am dritten August verbietet, für die Dauer serbisch-russischen Waffenbundes, ein wiener Kabinetsschreiben die Ausfuhr nach Serbien; am elften wird, weil die Russen ergrimmen, die Serben die Möglichkeit der Vergeltung besinnen könnten, das Verbot in den Kriegsbedarf eingeschränkt. Keinem die Zähne zeigen; immer hübsch still sitzen und auf die Gelegenheit lauern. Der Mann Marie Luisens kann übermorgen wieder unser Feind sein; damit wir auf seine Gnade angewiesen sind, hetzt er uns wider Russen und Türken. Kostbare Zeit wird unnützlich verzaudert. Im Hofkriegsrath empfiehlt Feldmarschall-Lieutenant Duka die schnelle Besetzung der serbischen Festungen. Kaiser Franz und Fürst Franz vermissen die „wirklich erwiesene Nothwendigkeit" und möchten erst eingreifen, wenn die Pforte sie darum ersucht hat. Ein Corps an der Grenze aufstellen? Das würde als unfreundliche Handlung gedeutet. Ein Generalstabsoffizier mag die Bewegung des russischen Heeres beobachten; Simbschen wieder heimlich mit den Serben verhandeln; und Oberst-Lieutenant Paulich als Konsul nach Belgrad gehen. Ohne Beglaubigung, versteht sich: denn den von Rebellentrotz geschaffenen Senat darf Oesterreich, als Hort der Legitimität und als Freund des Osmanensultans, nicht anerkennen. Nie aber ward einem Konsul ein dickeres Pflichtenbündel aufgebürdet. Paulich soll den (der Pforte verborgenen) Handel fördern, die Serben in den Glauben überreden, daß nur Oesterreich ihnen helfen könne und wolle, den russischen Einfluß abdämmen, Kara Georg (dessen Sohn in jeder österreichischen Erziehunganstalt willkommen wäre und gehätschelt würde) sammt seinen Gegnern ins Schmeichelgarn einfangen, den Bissen, den Habsburg vom Türkentisch begehrt, lecker zubereiten und nicht eine Minute lang vergessen, welchen Werth Belgrad, schon weil dort Donau, Theiß, Drawe und Sawe zusammenfließen, für die Strategie und den Lewantehandel der Nachbarmonarchie hat. Wenn Paulichs Leistung der Instruktion entsprach, mußte das Paschalik nach kurzer Frist von dem Ruf nach Oesterreichs Herrschaft widerhallen. Der Plan scheint von höchster Schlauheit besonnen; ist nur, leider, nicht mehr ausführbar. Der Senat beschließt, dem Kaiserlichen Konsul, den die Nation nicht brauche, jede Art amtlicher Anerkennung zu weigern. Und Kara Georg schreibt an Simbschen: erstens wisse das Serbenvolk nicht, welche Ehre dem Konsul gebühre, und fürchte, durch ungeschickte Haltung die Majestät des Kaisers zu kränken; zweitens könne in dem nur vom Trieb zu muthiger Selbsterhaltung erfüllten, vom Wirbel des Kriegergeistes durchwehten Land jetzt ein Beamter nicht mehr nützen, von dessen Wirkung in ruhigen Tagen für beide Völker Vortheil zu hoffen war; und

drittens würde die Zulassung des Konsuls die Russen, die in Waffen an der Grenze stehen und auf deren Hilfe Serbien hofft, mißtrauisch machen und vielleicht zu jäher Umkehr stimmen. „Wir erstreben weder den Sturz der Ordnung noch den Untergang der Türkei, sondern nur die Befreiung aus unerträglichem Joch. Ein Reich, das ein gepeinigtes, mit weinendem Auge sich für den Kampf um sein Lebensrecht waffnendes Volk eigennützig auszubeuten suchte, wäre dem Blick des Heilands ein Gräuel." Wieder ist Jeftitsch in Peterwardein der Vertreter, der Mund des Oberfeldherrn. Der, spricht er, sei als Anhänger Habsburgs den Russen verdächtig, werde von einem Offizier und einer vierzig Köpfe zählenden Ehrengarde bewacht und könne drum die Grenze nicht überschreiten. An der wichtigsten Stelle sagt der Briefträger Anderes als der Brief. Jeftitsch bietet noch einmal die Festungen an. Kara Georg aber hat geschrieben, Oesterreichs Einmarsch in Serbien würde zwei Kriegserklärungen, aus Peters und aus Konstantins Stadt, erzwingen; deshalb müsse er der wiener Regirung rathen, seinem Heimathgebiet fern zu bleiben und durch die Besetzung Bosniens, die auch der Franzosenkaiser billigen werde, sich von Rußlands im Donauland erkämpftem Machtzuwachs schadlos zu halten. Serbien müsse frei sein.

Niemals, schallt von der Pforte die Antwort des Reis Effendi zurück; Serbien ist und bleibt ein Theil des Osmanenreiches, das stark genug ist, jedem Heer, auch Habsburgs, den Weg nach Belgrad zu verriegeln. Als Mittler ist uns Oesterreich willkommen; den ersten Schritt zur Besetzung serbischer Festungen würden wir mit Waffengewalt abwehren. Noch aber möchten wir in der Donaumonarchie unseren Freund sehen und ihrem Wort trauen, daß sie die ungeschmälerte Erhaltung der Türkei wünscht. In Wien fehlt die Entschlußfähigkeit. Schon wird gemeldet, daß Rodofinikin nach Belgrad zurückgekehrt, Kara Georg durch den Archimandriten Philippowitsch für die Russensache gewonnen ist und eine Schaar russischer Ingenieure in den Festungwerken der Hauptstadt arbeitet. In dem Haus, dessen Portalinschrift die Namen Maria Theresia und Kaunitz vereint, rüstet sich dennoch kein Wille zu kräftiger That. Des Mühens höchstes Ziel ist der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der Türkei und Serbien, der Belgrad vor der Gefahr russischer Besetzung schützt. Im Banat wird Duka Oberbefehlshaber; in Peterwardein Simbschen durch den Feldzeugmeister Hiller ersetzt. Dessen Soldatenauge sieht nur zwei Möglichkeiten: den Einmarsch in Serbien und den Versuch, durch eine lückenlose Grenzsperre die Rebellen auszuhungern. Auf so steile Pfade läßt Metternich sich nicht locken; er will weder die Türken herausfordern noch den Serbengroll gegen Oesterreich wenden. Ist denn mit Kara Georg nichts mehr zu machen? Nicht viel; er schickt Botschaften, sagt seinen Besuch an, verschiebt ihn dann wieder und bringt sich bei Hiller in den Verdacht, von den russophilen Landsleuten aus der Führerstellung gedrängt worden zu sein. Noch ist ers nicht. Hat aber erkennen gelernt, daß er sein Schicksal nicht an die wiener Zauderpolitik knüpfen dürfe, und will pro futuro mit der Macht gehen, die sich bereit

zeigt, den Serben dichteren Schirm als den freundlicher Worte zu bieten. Sein Instinkt trügt nicht. Auch nach Rußlands Siegen im Türkenkrieg beherrschen Metternichs Willenshezirk zwei Wünsche: nicht zu kriegerischem Handeln gezwungen zu werden und den Osmanenbesitz zu wahren. Die serbischen Aufrührer, schreibt er im Januar 1811 an Hiller, sollen die Waffen strecken und sich in die Gehorsamspflicht ducken; dann werde die Gnade des Großherrn ihnen, auf Oesterreichs Rath, manche Freiheit gewähren. Der Feldzeugmeister muß ihnen mittheilen, die Thatsache, daß er dem Rebellenführer die Uebernahme des Kommandos in einem amtlichen Schreiben angezeigt und einer Deputation Oesterreichs Schutz in Aussicht gestellt habe, sei der Anlaß zu einer Rüge aus der wiener Staatskanzlei geworden. Fünf Wochen danach, am zehnten Februar, rückt der russische Oberst Balla mit achthundert Mann und vier Kanonen in Belgrad ein. Milan Obrenowitsch hat ihn gerufen. Soll er der Senatspartei, den Russenfreunden, gegen die Demokraten helfen? Nach Rankes Angabe hat er auf Georgs Frage geantwortet: „Ich bin hier, um unter Ihrem Oberbefehl der Sache Ihres Volkes Beistand zu leisten"; hat, nach diesem schlau bedachten Wort, Kara Georg die Hand des Russen, „statt der des Kaisers", geküßt. Er konnte kaum anders handeln. Oesterreich hat die Grenze gesperrt und läßt Kriegsbedarf gar nicht, Lebensmittel nur in winzigen Mengen durch. Aus Paris ist ein kleiner Geldbeitrag, doch kein bindendes Versprechen zu haben. Warum, fragt Kara Georg einen österreichischen Hauptmann, hat Ihr Kaiser nicht im vorigen Jahr dreißigtausend Mann nach Serbien geschickt? Knirschend wiederholen die wiener Generale die Frage; der Verlust Serbiens dünkt sie schlimmer als der des belgischen Niederlandes. Klemens Metternich fühlt, daß er die Gemüther beruhigen muß; kommt auch in solchem Drang aber nicht über Worte hinaus. Niemals, spricht er zu Stackelberg, Alexanders Gesandten, werden wir dulden, daß Rußland sich am rechten Donauufer festsetzt. (Daß er den Russen nicht eine Fußbreite dieses Bodens lassen werde, hat Napoleon nach Ballas Einzug den Wienern in unzweideutigen Sätzen zugesagt.) Die Stunde fordert Handlung. In Bukarest erörtern Russen und Türken die Bedingung eines Friedensschlusses. Die Serben wollen Gewißheit. Ist Rußland zur Einlösung des von ihm verpfändeten Wortes entschlossen und kann es unter allen Umständen Serbien schützen? Steht es noch unbeugsam auf Kamenskois Ultimatum, das Serbiens Unabhängigkeit von den Türken verlangt? Gesandtschaftsekretär Nedoba, der, als Nachfolger Rodofinikins, diese Fragen beantworten soll, betheuert, daß der Friedensvertrag schon abgeschlossen wäre, wenn Rußland sich nicht mit seiner ganzen Wucht für Serbien eingesetzt hätte. Verba et voces. In Wien wird zwar eine für das befreite Paschalik taugliche Verfassung ausgearbeitet. Aber Metternich hat sich in die Meinung verschanzt, daß mit des Aufruhrs Mächten nicht zu paktiren sei. Damit Hiller sich nicht zu weit vorwage, wird der Gubernialrath von Giuliani ihm als Civiladjutant an die Seite gesetzt. Der soll auch dafür sorgen, daß die Grenzsperre nicht allzu streng durchgeführt werde. Denn

Oesterreich braucht den Import aus, den Export nach Serbien. Kann ungefährdet dort nicht Mißmuth säen. Und die Städter murren schon.

Am zwölften Mai 1812 wird in Bukarest der Friedensvertrag unterzeichnet. Von Serbiens Unabhängigkeit ist darin nicht die Rede. Die Türkei verpflichtet sich, die Steuererhebung und wichtige Theile der Landesverwaltung den Serben zu überlassen; wahrt sich aber das Recht auf die Besetzung der Festungen. Mehr hat der Zar, dem der Angriff Napoleons den Arm lähmt, nicht durchgesetzt. Die Enttäuschung ist furchtbar. In dem langen Kampf ist das Land verarmt und alle Mühe, in Wien, Petersburg, Paris Helfer zu werben, unbelohnt geblieben. Ins Joch zurückkriechen? Niemals, ruft Kara Georg; ehe er sich den Türken unterwerfe oder einem griechischen Fürsten huldige, werde er aus der Heimath scheiden und sein Lebensbleibsel in Montenegro fristen. Die Volksstimme jauchzt ihm zu. Schon aber sattelt die letzte Kosakensotnie die Pferde zum Abritt und aus kühleren Köpfen kommt die Frage, wie man aus eigener Kraft sich der Türken erwehren solle. Der Senatspräsident Milowanowitsch fordert den Kriegsherrn Kara Georg auf, noch einmal in Wien Hilfe zu erbitten. Doch Metternich will nicht verhandeln; er fürchtet, daß jeder Versuch, für Serbien mehr herauszudrücken, als in Bukarest erlangt worden ist, die Türkei ärgern und den Russen nähern würde. Napoleons Rückzug, dessen Echo wie ein Wintersende ankündendes Lenzgewitter von den Balkanwänden widerhallt, wirbelt die verschüttete Serbenhoffnung in neue Brunst. Der neue Ernüchterung folgen muß. Europa hat andere Sorge; hat, im Kampf gegen den Korsen, keine Zeit, sich um die Südostecke zu kümmern. Churschid Pascha zertritt die jungen Halme des Freiheitwahnes. Kara Georg, dessen Guerillaplan von den Häuptern des Senates abgelehnt wird, muß der Uebermacht weichen und auf österreichische Erde flüchten. Nach fünfundsechzig Jahren erst, die drei Obrenowitsch und einen Karageorgewitsch auf dem Thron des durch den Hattischerif von 1830 geschaffenen Fürstenthumes sahen, wird, in San Stefano, Serbiens Unabhängigkeit von der Pforte anerkannt. Metternich hats nicht erlebt. Er (der zu sagen pflegte: „Hinter Erdberg liegt Asien!") schien die Opfer, die Habsburg zwei Jahrhunderte lang für die Abwehr der Osmanengefahr gebracht hatte, völlig vergessen zu haben. Rührte nicht einen Finger, um seinem Oesterreich die Rajah der Balkanchristen zu befreunden; wies aus kaltem Hochmut das serbische Werben immer wieder zurück; und erwirkte dadurch das Uebergewicht Rußlands im Südslawenbezirk. Das, denkt er noch nach dem Frieden von Adrianopel, kann nicht dauern; und erwartet den Dank der Nachwelt für seine „weise Zurückhaltung", die das Türkenerbe dem Haus Habsburg sichern werde. Als Nikolai Pawlowitsch ihn in Münchengrätz fragt, ob auch er in dem Türken einen kranken Mann sehe, kommt aus dem Munde des Sechzigjährigen das unhöfisch spitze Wort: „Richtet die Frage Eurer Majestät sich an den Arzt oder an den Erben?" Der Zar durfte über die niedliche Bosheit lächeln. Er hatte den Boden in aller Stille bestellt und wußte, daß von der Türkenbrandstatt fürs Erste kein

anderer Schnitter ernten werde. Akerman und Adrianopel waren die Etapen auf seinem Erobererzug; die Generale Paskiewitsch und Diebitsch, aber auch die Dichter Puschkin und Gogol seine Gehilfen. In jedes Slawenherz wollte er das Bewußtsein unlöslicher Stammesgemeinschaft pflanzen und es mit jedem Nährstoff, reinem und unreinem, kräftigen, der irgendwo leicht zu erraffen war. Die von den Türken des Weiderechtes beraubte, mit Schwert und Feuer gepeinigte Südslawenheerde sollte in Rußland den einzigen Hort ihrer Hoffnung erkennen. Nie durfte sie, niemals einer ihrer Teile so stark werden, daß eine Schmälerung russischer Vormacht zu fürchten war; nur eben stark genug, um auf der südöstlichen Halbinsel, gegen austro-ungarischen und türkischen Einspruch, dem Zarenwort Geltung und Gehorsam zu sichern. Nikolai konnte in Münchengrätz lächeln und nach dem Mahl, in dessen Verlauf ihn Metternichs Erbanmeldung kitzelte, kniend dem Kaiser Franz schwören, daß er auch dem nächsten Habsburger unbedingte Treue halten werde. Der berühmte Staatskanzler, der sich an dem Glauben wärmte, der Menschen Wollen mit einem Blick bis an die Wurzel durchschauen zu können, ahnte nicht, daß der junge Herr, der neben dem alten Franz am Tisch saß, in dem Panslawismus sich eine Waffe schuf, die Oesterreichs Ruhe noch oft stören sollte. Und weil Jugend sich immer freut, wenn sie einen alten Fuchs überlistet hat, schrieb Nikolai nach der Heimkehr an Metternich, er habe erst jetzt erfahren, daß der Fürst seit den Tagen des Wiener Kongresses für die Privatbriefe, die er an den Zaren Alexander richtete, eine Jahresrente von fünfzigtausend Dukaten erhalten habe, bedaure, daß ein so nützliches Verhältniß nach Alexanders Tod nicht erneut worden sei, und bitte, nach der Wiederaufnahme dieser wertvollen Korrespondenz in jedem Jahr fortan Seiner Durchlaucht fünfundsiebzigtausend Dukaten zahlen zu dürfen. Zwei Monate zuvor war, durch den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi, der Sultan dem Zaren verbündet und verpflichtet worden, keinem fremden Kriegsschiff je die Dardanellen zu öffnen. Nikolai steht an einem Ziel.

Piemont hat Oesterreich aus Italien, Preußen hats aus dem Deutschen Bund gedrängt. „Die Lebensinteressen im Westen", mit deren Betonung Metternich die Schwachheit seiner Orientpolitik zu erklären suchte, sind nicht mehr in Gefahr, seit die Einung der deutschen und der italischen Stämme gelungen ist. Der Doppeladler durfte und mußte den Blick ostwärts wenden; Oesterreich-Ungarn sich wieder der Pflicht erinnern, die seine Lage, seine Geschichte, sein Völkergewimmel ihm aufgebürdet hat. Serbien gewaltsam der Monarchie eingliedern? Mit diesem Gedanken konnten kampflustige Generale spielen, die im Morawathal ein Lorberreis zu pflücken hofften; der verantwortliche Staatsmann mußte einsehen, daß die Annexion, wenn sie wider Rußlands Willen zu erringen war, das ganze Südslawenthum in wilden Haß gegen Habsburg peitschen und in den Entschluß drängen würde, um jeden Preis, auch um den zarischer Oberhoheit, den letzten Slawensplitter aus Oesterreichs Leib zu reißen. Beust selbst, der sich bei der Addition des Möglichen so oft verrechnete, dachte nur an „moralische

Eroberung", als er werbend rief, die Herren in Belgrad sollten nicht glauben, daß nur aus Petersburg ihnen das Heil kommen könne. Als Graf Andrassy den feinen Prunkbau am Ballhausplatz bezogen hat, grinst ihm, durch Aktenstaub und Spinnengewebe, eine große, schwer zu bewältigende Aufgabe ins Gesicht. Oesterreich darf den Russen nicht thatlos den Nimbus des Türkenbändigers gönnen, seinen Einfluß in den Westbalkan nicht versickern, Dalmatien und Istrien nicht ungeschützt lassen. Radetzky hat nach dem Pariser, Tegetthoff nach dem Prager Frieden empfohlen, sich, als Schutzwall und Hinterland der Küstenprovinzen, Bosnien und die Herzegowina zu sichern. Den selben Rat ließ, schon nach dem nikolsburger Praeliminarabschluß, Bismarck nach Wien gelangen. Und General Philippowitsch hört noch 1866 den Befehl, Alles für den Einmarsch in Bosnien Nöthige vorzubereiten, der beginnen solle, sobald der Schnee geschmolzen sei. Beust hat sich dem Plan der Krieger entgegengestemmt. Auch Andrassy sagt zu dem Botschafter Nowikow, er wolle weder die Donaufürstenthümer noch Bosnien der österreichischen Ländermasse zufügen und finde deshalb, wenn Rußland nicht etwa nach neuem Erwerb ausluge, nirgends den kleinsten Anlaß zu einem Konflikt der Kaiserreiche. In Berlin (1872) und Wien (1873) wiederholt ers vor dem Ohr Gortschakows, der ihm das Zeugniß ausstellt: „Der Freimuth seines Wesens und die Klarheit seiner Politik geben solchen Versicherungen einen unbestreitbaren Werth." Im Sommer 1875 bäumen die Bosniaken und Herzegowzen sich gegen das Türkenjoch auf. Im Frühjahr hat ein Petrowitsch, Fürst Nikola von Montenegro, der, den Kaiser Franz Joseph zu begrüßen, nach Cattaro gekommen war, dem Grafen Beck freiwillig die Absicht enthüllt, die Flanke des österreichischen Corps zu decken, das, wie er hoffe, bald in die Herzegowina einrücken werde. Diesmal soll Feldzeugmeister Mollinary, der das Generalkommando in Agram hat, die Truppe führen. Wenn die Türkei sich als unfähig zur Ruhestiftung erweist und die Gefahr entsteht, daß die Serben aus den zwei Provinzen sich denen aus den Reichen der Obrenowitsch und Petrowitsch vereinen. Ehe die Signatarmächte des Pariser Vertrages vom Jahr 1856 sich über ein gemeinsames Programm verständigt haben, wird aus Konstantinopel der Sieg der Jungtürken gemeldet. Midhat Pascha regirt: nun muß Alles sich wenden und eine Fülle wohlthätiger Reformen endlich die Rajah erquicken. Kluge Orientalen lächeln freilich über den frommen Wahn und Nubar Pascha warnt in Paris den Botschafter Hohenlohe, die Sieger von gestern, die sich nur mit den Waffen der Glaubenswuth und des Rassestolzes behaupten könnten, für Freunde europäischer Gesittung zu halten. In der letzten Juniwoche hat ein Ultimatum aus Belgrad und Cetinje Bosnien für den Serbenstaat, die Herzegowina für Montenegro gefordert und ein paar Tage danach sind Truppen Milans und Nikolas an die Grenze vormarschirt. Steht Rußland hinter ihnen? Nein; sein Vertreter erklärt in Belgrad, der Friedensstörer habe nicht auf russische Hilfe zu rechnen. Am achten Juli besucht Alexander der Zweite in Reichstadt den Kaiser Franz Joseph. So lange es irgend geht, soll der Besitzstand

des Sultans nicht geschmälert, nach einem Sieg den Angreifern nur eine unbeträchtliche Gebietserweiterung gewährt, in keinem Fall aber an der Donau ein neuer großer Slawenstaat geduldet werden. Lösen Serbien und Montenegro das Band, das sie an die Pforte knüpft, dann wird auch Bulgarien und Albanien von türkischer Oberherrschaft frei. Ueber diese Friedensbedingungen sind Gortschakow und Andrassy schnell einig; auch über Montenegros Recht auf einen nördlichen Adriahafen und über die Umstände, die Rußland zur Okkupation Bulgariens, Oesterreich zur Besetzung der vom Aufruhr ergriffenen Grenzprovinzen zwingen könnten. Doch hindert Gortschakow den General Tschernajew nicht, sich an die Spitze des Serbenheeres zu stellen, dem allerlei Kämpfer aus Rußland sich einreihen. Und Andrassy hehlt Herrn von Nowikow nicht das besondere Interesse der auf den nahen Orient angewiesenen Monarchie. „Als Nachbarn müssen wir wachsam sein; was ohne uns an unserer Grenze geschieht, geschieht gegen uns." Im November 1886, als die Pforte schon die russische Kriegserklärung erwartet, möchte Andrassy jeden Zweifel an seinem Wollen tilgen. Das reichstädter Abkommen, sagt er zu Nowikow, giebt uns das Recht, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen; taucht eines Tages bei Ihnen der Wunsch auf, Serben und Montenegrinern Theile dieser Provinzen, altserbische oder albanische Landstriche zu geben, so ist unsere Zustimmung einzuholen; und der Sinn unseres Abkommens gebietet, Serbien, Montenegro und den Sandschak Nowibazar Ihren und unseren Truppen zu schließen. Der budapester Vertrag vom fünfzehnten Januar 1877 bestimmt: Oesterreich-Ungarn bleibt neutral, unterstützt Rußland nur mit diplomatischen Mitteln, gestattet ihm, wenn der Kriegszweck es fordert, die Überschreitung der Donau, auch die Kooperation mit serbischen und montenegrischen Truppen (doch nicht im Bereich dieser Fürstentümer, die, wie Rumänien und Bulgarien, nicht wieder zu Kriegsschauplätzen werden sollen) und darf nach freier Wahl entscheiden, wann es Bosnien und die Herzegowina besetzen will. Am achtzehnten März wird in Wien ein Nachtrag vereinbart. Ist die Beantwortung der „Orientfrage" nicht länger aufzuschieben, dann fällt den Russen Bessarabien, den Oesterreichern Bosnien und die Herzegowina, den Griechen der Epirus und Thessalien zu; Bulgarien, Albanien, Rumelien werden unabhängig; Konstantinopel erhält die Rechte und Pflichten einer Freien Stadt; die Verständigung über den Sandschak wird vorbehalten; beide Kaiserreiche werden sich dem Versuch widersetzen, auf den Trümmern der Türkei einen starken Slawenstaat zu gründen. Sauber wird jedes Reiches Einflußsphäre abgegrenzt; und Alexanders Botschafter zieht auf der Karte mit seinem Stift den Strich, der Serbien in Oesterreichs Zone weist. In der vierundzwanzigsten Aprilnacht beginnt der russische Vormarsch. Im Sommer wiederholt Andrassy den Entschluß, westlichen Machtzuwachs Serbiens, nördlichen Montenegros nicht zu dulden und, wenns sein müsse, mit Waffengewalt zu hindern. Nach dem Friedensschluß von San Stefano erklärt er dem General Ignatiew, er könne diesem Vertrag, der Rußlands Balkanmacht ins Un-

geheure dehne, nur zustimmen, wenn eine selbständige Provinz Makedonien (mit Saloniki als Haupt- und Hafenstadt) geschaffen werde und eine Zollgemeinschaft die Westbalkanstaaten dem Habsburgerreich verbünde. Auf dem Berliner Kongreß, der das Werk von San Stefano zerfetzt, deklamirt, am letzten Tag, Gortschakow: „Wenn Mängel der türkischen Verwaltung Oesterreich-Ungarn zwingen, den Sandschak Nowibazar für eben so unbegrenzte Zeit zu besetzen wie Bosnien und die Herzegowina, so wird die russische Regirung nicht widersprechen." Siebenzig Jahre nach dem ersten Hilferuf des Schwarzen Georg. Hat Oesterreich gesiegt? Sein Recht auf die Vormachtstellung im Westbalkanbezirk, auf Garnisonen „bis hinter Mitrowitza", ist von Europa anerkannt und Rußland hat feierlich versprochen, ihm auch im Sandschak kein Hinderniß in den Weg zu stellen.

Doch keine Ewigkeit giebt zurück, was man von der Minute ausschlug. Wieder ein zerrinnender Wahn Bonapartes: daß Nationen sich demüthig in jeden Staatsverband einschnüren, einflicken, einklemmen lassen. Nach dem reichstädter Abkommen war die Annexion serbischen Gebietes nicht mehr möglich; nach Serbiens Siegen über Türken und Bulgaren mußte jedem Oesterreicherkrieg gegen das junge Königreich ein Racheverhängnis folgen. Das Jahrhunderte lang auf zerstückter Erde schmählich geknechtete Serbenvolk wurde frei und durfte, endlich, sich wieder dehnen. Aus Kämpfen, die heldisch (und, nach dem Urteil der Griechen, Armenier, Juden, Türken aus Adrianopel menschlich) geführt wurden, zog es in Skoplje ein, in Duschans lange verwaiste, lange beweinte Hauptstadt, und erhoffte neuen Abglanz der Zeit, da dieser große Serbenzar, der Romäerkaiser Stephan, in Albanien, Bosnien, Makedonien, Thessalien gebot, der Schutzherr des Basileus von Byzanz und der Republik Ragusa war und in Pherae seinem Reich einen nur ihm gehörigen Patriarchen kürte. All diese Herrlichkeit war am Veitstag der Amselfeldschlacht, in der, bei Kossowo, Sultan Bajesid den Serbenkönig Lazar schlug, verscharrt worden. Nun erst, nach fünfhundertfünfundzwanzig Jahren, stieg die von Kriegerruhm durchklirrte Geschichte aus der Gruft; und erfüllte jeden im Gefecht oder in glanzlos mühsamer Arbeit fürs Vaterland bewährten Serben mit dem stolzen Bewußtsein, daß er selbst, daß seine Volkheit sich den Werth schuf. Nicht Trunkene nur durften hoffen, auch an die See, die allen anderen Völkern Europas (außer Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist, nun zu gelangen: den silbernen Doppeladler im Goldpanzer wieder bis an die Adria blinken zu sehen. Weigerte Oesterreich den Ausgang ins Meer, dann mußte die Wendung aus den Tagen des Kara Djordje und des Russen Balla sich erneuen und aus Belgrad die Sehnsucht, eine den Sturm ankündende Möwe, in Rußlands kalten Orient aufflattern. An dem vierten Julitag, der Deutschlands und Oesterreichs Erlebniß in Schicksalswehen riß, stand in der „Zukunft" die Sturmwarnung: „Sind unsere behenden Schreiber denn aller Geschichte, alles Geschehens und Werdens so unkundig, daß sie, denen Krieg doch das schlimmste der Uebel scheint, nicht ahnen, was sie bereiten, wenn ihnen gelingt, zwischen Oesterreich-Ungarn und der an-

grenzenden Slawenwelt die Vulkanskluft noch zu tiefen? Unter Habsburgs Szepter wohnen mehr Serben als in den Königreichen Peters und Nikolas; ist das Gravitätcentrum des Serbenstammes, der Schwerpunkt, der, damit der Stamm nicht falle, gestützt werden muß. Und vor zweiunddreißig Jahren hat Peter Schuwalow, der nicht ins Blau schwatzte, sondern Körnchen vom ‚esprit de l'avenir' in sich hatte, geschrieben: ‚Aus Bosnien kommt einst die gefährlichste Bedrohung des europäischen Friedens. Wie Fels ist in mir die Ueberzeugung fest, daß dort der Zünder ist, der das Pulver in Flamme treibt.' Rühret nicht mutwillig daran!" Deutlicher durfte, ehe das Ergebnis der Vereinbarung über die an Serbien zu sendende Note bekannt war, der deutsche Politiker nicht warnen; auch wenn in sein Gedächtnis der Sinn des bismarckischen Satzes gespeichert war: „Nicht blos der Panslawismus und Bulgarien oder Bosnien, sondern auch die serbische, die rumänische, die polnische, die czechische Frage, ja, selbst heute noch die italienische im Trentino, in Triest und an der dalmatischen Küste, können zu Kristallisationpunkten für nicht blos österreichische, sondern auch europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur insoweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Oesterreich in ein solidarisches Haftverhältnis tritt." Dieses Verhältnis aber war im Sommer 1913 schon geschaffen worden.

Fata Morgana.

„Wir, Erzherzog Franz Ferdinand Karl Ludwig Joseph Maria von Oesterreich-Este, erklären als Unseren festen und wohl erwogenen Entschluß, Uns mit der hochgeborenen Gräfin Sophie Maria Josephine Albina Chotek von Chotkowa und Wognin, Dame des hochadeligen Sternkreuzordens und Tochter des verstorbenen Geheimen Rathes, Kämmerers und Oberststallmeisters Seiner Kaiserlichen und Königlich Apostolischen Majestät Bohuslaw Grafen Chotek und dessen gleichfalls in Gott ruhender Gemahlin Gräfin Wilhelmine, geborenen Gräfin Kinsky von Wchinitz und Tettau, Sternkreuzordens- und Palastdame, ehelich zu verbinden. Bevor Wir aber zur Schließung des ehelichen Bundes schreiten, fühlen Wir Uns veranlaßt, unter Berufung auf die Hausgesetze des durchlauchtigsten Erzhauses, deren Bestimmung Wir, noch ganz besonders im Hinblick auf die gegenwärtige, von Uns einzugehnde Ehe, vollinhaltlich anerkennen und als bindend erklären, festzustellen, daß Unsere Ehe mit Gräfin Sophie Chotek nicht eine ebenbürtige, sondern eine morganatische Ehe und als solche für jetzt und alle Zeiten anzusehen ist: Dem zu Folge weder Unserer Frau Gemahlin noch den mit Gottes Segen aus dieser Ehe zu erhoffenden Kindern und deren Nachkommen jene Rechte, Ehren, Wappen, Titel, Vorzüge und Aehnliches zustehen und von ihnen beansprucht werden können und sollen, die den ebenbürtigen Gemahlinnen und den aus ebenbürtiger Ehe stammenden Nachkommen der Herren Erzherzoge gebühren. Insbesondere erkennen und erklären Wir aber noch ausdrücklich, daß Unseren

aus oberwähnter Ehe stammenden Kindern und deren Nachkommen, da sie nicht Mitglieder des Allerhöchsten Erzhauses sind, ein Recht auf die Thronfolge in den im Reichsrath vertretenen Königreichen und Ländern und somit auch, im Sinn der Gesetzartikel 1723 I und II, in den Ländern der Ungarischen Krone nicht zusteht und selbe von der Thronfolge ausgeschlossen sind. Wir verpflichten Uns mit Unserem Wort, daß Wir niemals versuchen werden, diese Erklärung zu widerrufen oder Etwas zu unternehmen, das darauf hinzielen sollte, deren bindende Kraft zu schwächen oder aufzuheben." So lautete der Hauptinhalt der Urkunde, die, zwei Tage vor der Hochzeit Franz Ferdinands, zuerst Graf Agenor Goluchowski, der den Reichshälften gemeinsame Minister für Auswärtige Angelegenheiten, verlas. Kleine Rathsstube in der wiener Hofburg. Alle dem Erzhaus angehörigen Männer, alle Minister und obersten Würdenträger der Monarchie, Oesterreichs und Ungarns, sind versammelt. Rechts von dem Sitz des Kaisers steht, auf einem dunklen Tisch, der Kruzifixus. Vor diesen Tisch tritt nun Franz Josephs Neffe; legt zwei Finger der rechten Hand auf das Evangelienpergament, das der Erzbischof von Wien, Kardinal Gruscha, ihm hinstreckt; empfängt in die linke Hand von Goluchowski die Urkunde; und spricht, Wort vor Wort, laut, langsam, ihren Text. Dann unterschreibt er den Ehepakt und die Eidesformel, je ein Exemplar in deutscher, eins in ungarischer Ausfertigung, und befiehlt dem Staatsnotar, ihnen sein erzherzogliches Siegel aufzudrücken. Einen für das Reich und das Erzhaus höchst wichtigen Staatsakt hat, in der Vorrede, der Oheim das Ereigniß genannt. Denkt ein Habsburg-Lothringer daran, daß dieser Staatsakt sich an dem Kalendertag abspielt, an dem ihre Ahnin Maria Theresia einst Schlesien sammt der Grafschaft Glatz dem Preußenkönig Fritz als Siegespreis überließ? Achtundzwanzigster Juni. Franz Ferdinand hat das Datum schmerzlichsten Verzichtes, schmerzlicheren, als einer auf reiche Provinzen sein konnte, im hellsten Giebel des Gedächtnisses bewahrt. An dem selben Junitag ist er, vierzehn Jahre danach, ist neben ihm seine Frau in Sarajewo von dem serbischen Bosniaken Gawrilo Prinzip, einem zwanzigjährigen Jüngling, der sich in tellische Treffsicherheit eingeschossen haben muß, unter heiß leuchtender Sonne getötet worden.

In Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens, der Stätte altrömischer, altserbischer Siedelung; dem türkischen Eroberer, der sie Bosna Serai, Palaststadt, genannt hat, nahm sie Prinz Eugen, Oesterreichs Schwert; doch erst der austro-russische Vertrag von Reichstadt und der ihn vollstreckende Beschluß des Berliner Kongresses hat die Hauptstadt und das Umland dieser Bosna völlig aus dem Besitz des Hordensultans gelöst. In diese Stadt zog Franz Ferdinand (der seine Erlasse längst nur noch mit dem volkstümlichen Namen Franz zeichnete) am Veitstag ein; am Tag der allen Südslawen unvergeßlichen Schlacht, in der, auf dem Amselfeld bei Kossowo, im Stromgebiet der Morawa, Serben und Bosniaken von dem ersten Sultan Bajesid, dem Sohn Murads, den der serbische Häuptling Milosch erstochen hatte, besiegt wurden. Der Schlacht, die nicht nur den Serbenkönig Lazar und eine

große Schaar seiner Edelmannschaft das Leben gekostet, die auch, noch ehe Mohammed der Zweite in Smederewo (Semendria) einzog, die Dauerbarkeit des von Stephan Duschan geschaffenen serbischen Kaiserreiches vernichtet hat. Fünfhundertfünfundzwanzig Jahre lang war der Tag des Heiligen Vitus, der Vidov dan, allen Serben, der beiden Königreiche und der österreichischen Länder, der Tag tiefster Stammestrauer. Zum ersten Mal durften sie ihn nun, als Bezwinger der Türken und Bulgaren, als Herren über Nowibazar und Makedonien, aus der Zuversicht heiter hoffenden Herzens begrüßen. Zum ersten Mal sollte der Veitstag als das Ostern, nichts mehr als der Karfreitag des Serbenglaubens gefeiert werden. Und just diesen Tag hatte, trotz aller ehrerbietigen Abmahnung (auch von Serben), der Erzherzog-Thronfolger für den Einzug in Sarajewo auserwählt. Als Generalinspektor des Heeres will er in Bosnien Truppenübungen prüfen. Das ist seines Amtes Recht. Und schon wird in wiener Zeitungen von den „herzlichen Ovationen" erzählt, die Franz und Sophie bereitet wurden; wird aus Sarajewo gemeldet: „In der Freude über den Besuch des Erzherzogs stimmt die ganze Bevölkerung des Landes, ohne Unterschied der Nationalität und des Bekenntnisses, überein. Nur ein Blatt, das radikalste, brachte, statt eines Begrüßungartikels, unter dem Abbild der serbischen Trikolore, Erinnerungen an die Amselfeldschlacht und damit verbundene irredentistische Hoffnungen. Diese Demonstration wird aber selbst von dem größten Teil der Serben verurteilt." Weil Takt und Taktik von ihr abrathen mußten. Auch, weil sie ungerecht scheint? Den Serben hat der fünfundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages, der Oesterreich-Ungarn erlaubte, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen und zu verwalten, nie als ein Born ewig währenden Rechtes gegolten. Ihre nationale, unterirdische, von dem klugen und kühnen Diplomaten Spalaikowitsch geleitete Agitation hatte von Belgrad bis nach Dalmatien, nach Temeswar, nach Skoplje (Ueskueb) Drähte gelegt; die stärksten, natürlich, in den Boden der von Oesterreich okkupirten Provinzen. Ihnen waren, blieben Bosniaken und Herzegowzen stets serbische Brüder; treue oder abtrünnige. „Die Musulmanen sind dort die Söhne altserbischer Grundherren, die, um ihre Güter und Vorrechte zu bewahren, in den Islam übertraten; die Kroaten sind serbische Katholiken, die sich von Rom und Wien aus der orthodoxen Glaubensgemeinschaft locken und für den Abfall mit Geld und Gunst bezahlen ließen. Kallay selbst hat, ehe er das Haupt der besetzten Provinzen wurde, gesagt, unter den Hülsen dreier Religionen berge sich in Bosnien und der Herzegowina nur eines Volkes, des serbischen, Kern." Solche Behauptung kam oft aus dem Mund europäisch gebildeter Serben. Der von dem Spitzel Nastitsch mit gefälschten Dokumenten angezettelte Prozeß, der sie als Landesverräther stäupen sollte, brachte ihnen aus dem agramer Gerichtssaal einen Triumph. Aehrenthals Plan der Sandschakbahn (Sarajewo-Mitrowitza) erschreckte, Aehrenthals Entschluß zur Annexion empörte ihr Nationalgefühl. Das, stöhnte in London der Minister Milowanowitsch, „ist das Grab unserer Hoffnungen!" „Ihrer Illusionen":

antwortete der Unterstaatssekretär Sir Charles Hardinge. Serbien, dem Rußlands Worte nicht Schwerter schmiedeten, mußte schweigen; und fing schon zu fürchten an, Aehrenthal (und Franz Ferdinand, der, 1907, in Ragusa, mit dem Erbprinzen Danilo von Montenegro Mancherlei beplaudert hatte) wolle es in die engen Grenzen des Vertrages von Passarowitz zurückpferchen, der, 1718, dem sechsten Kaiser Karl, dem Vater Maria Theresiens, das temeswarer Banat, die Kleine Walachei und Nordserbien mit Belgrad gab. Diese Gefahr schrumpfte im Türkenkrieg, schwand im Bündniß mit Rumänien, Hellas, Montenegro, unter russischem Patronat. „Wurden wir übermütig? War Paschitsch, der Mann einer Oesterreicherin, nicht redlich immer um würdige Verständigung mit Wien bemüht, das uns doch den Weg ans offene Meer abgeschnitten und für unsere militärische Leistung nie ein freundliches Wort gehabt hatte? Und nun, da Albanien, altserbischer, vom Blut unserer Väter erkämpfter Boden, in wüstem Aufruhr und die Möglichkeit, die uns zugestandene Gleisstraße in die Adria fahrbar zu machen, in Nebelferne verschoben ist, nun stellt sich, mit geballter Wehrmacht, der Erzherzog-Thronfolger an unsere Nordwestgrenze und kündet, auf uns entrissener Erde, am Veitstag, dem Serbenvolk, das jeden Drang nach Einbrüchen in albanisches Land gehemmt hat, vom Großen müsse der Kleine Alles, auch unverdiente Kränkung, stumm dulden. Oesterreich wollte uns von der See absperren, die allen Völkern Europas (außer den Schweizern, die sie nicht brauchen) offen ist; unsere Vieh- und Kornausfuhr lähmen; im eroberten Gebiet uns die Eisenbahnhoheit entlisten; hat jeden unserer Feinde mit Versprechen und hundert falschen Siegesbotschaften ermuthigt; von Semlin aus all unser Wollen und Handeln verschreien, unseren Postverkehr mit dem Westen beschnüffeln lassen. Ist uns zu verdenken, daß wir gegen das System so tief in jede Lebensregung der Monarchie eingesträhnten Hasses aus dem Allslawengefühl Hilfe zu werben bestrebt sind?“ Recht oder Unrecht (uralten Hader, zweier Weltkirchen, Ostroms wider Westrom, zweier Rassen, Hader, der keimte, als Cattaro und Antivari serbisch waren, mit Worten schlichten, auch nur richten zu können, wähnt kein Erwachsener): so war, trotz den „herzlichen Ovationen“, die Serbenstimmung.

Im lichtlosen Hirn Eines, der gestern, blinzelnd, über die Schwelle des Knabenalters schritt, zeugt diese Massenstimmung den Willen zum Mord; den Plan, mit tollkühnem Einsatz des Lebens Den zu treffen, in dem des fremden Eroberers harte Gewalt verkörpert scheint. Ist solcher Befreierwahn neu? Sprießt er nur im Klima südslawischer Schwarmgeister? Dem Knaben Otto von Bismarck, aus dem Blut altmärkischer Ritter und preußischer Beamten, waren, obwohl die Republik ihn die vernünftigste Staatsform dünkte, Harmodios und Aristogeiton, Brutus und Tell Verbrecher, Rebellen, Mörder. Schon der Landsmann und Standesgenosse Heinrich von Kleist, der Hermann, Thusnelda, Ventidius schuf und aus dem Feuerschlund seines Herzens glühende Versblöcke gegen Bonaparte ausspie, hätte anders geurteilt. Und hatte nicht Schiller, der heilige, unter Fluch-

verhängniß noch Segen spendende Mann, Verrina und Tell in Glorie gehoben und den Schwabenherzog Johann nur als den Verbrecher aus Ehrfurcht, den Kaisermörder, Oheimmörder aus Erbgier verdammt? „Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld vor Dir, Du wirst dem Lande nicht mehr schaden": tausend, abertausend deutsche Jünglinge, Jungfrauen sogar empfanden diese Worte Tells wie Weihespruch; jauchzten dem Räuber, dem Mörder Moor, dem Meuchler des Reichsgrafen, des Ministers, des Priesters, zu, blickten auf den Mordstahl der Brutus, Verrina, Judith, wie auf die Waffe rächender Gottheit; und wären bereit gewesen, die Freunde Harmodios und Aristogeiton mit der selben Inbrunst zu preisen, wie die Athener thaten, da sie die Steinbilder des Paares, das den Tyrannen Hipparchos hinterrücks getötet hatte, auf den Weg in die Akropolis stellten. Deutsche haben auf den Deutschen Kaiser Wilhelm, den stillen Greis und, zuvor, auf den Schmied seiner Krone geschossen; Kaiser Alexander und Kaiserin Elisabeth, die Könige Umberto und Georgios, die Präsidenten Mac Kinley und Carnot, Großfürsten und Staatsmänner sah unsere Zeit unter Dolchen, Kugeln, Bomben verbluten. Ists nötig, für das Verbrechen des Kabrinowitsch (der in den Wagen des Erzherzogs die Bombe warf) und des Gabriel Prinzip (in dessen nun von Flüchen umheulten Namen über den Anfang aller Menschenwesenheit, die Wurzel des Seins, Wollens, Erkennens, sich die Kuppel des Gottesheldentumes wölbt) Serbiens Volk und Regirung, ohne irgendwelchen Beweis, verantwortlich zu machen? Ist es würdig? Ists auch nur klug? Lasset den Stamm und die Rasse, denen die Mörder anhangen, bis eine Mitschuld des Volkes erweislich ist, aus der Erörterung. Wenigstens im Deutschen Reich, wo von Prinzips Kugeln nicht die Schlagader des nationalen und monarchischen Empfindens verletzt wurde, Uebereifer also nicht von mildernden Umständen entschuldigt wird. Daß in den größten Zeitungen, deren Leiter sich hundertmal für Geistesfreiheit, feine Menschlichkeit, Weltfrieden heiser schrien, hundertmal, mit Recht, zeterten, wenn eines Semiten schmähliches Handeln der ganzen Judenheit als Sünde aufgebürdet ward, flink Peter und Paschitsch, Nikolai und Iswolsky, Süd- und Nordslawen als Mitthäter, Anstifter oder mindestens Begünstiger des Prinzenmordes gemeinem Massenhaß empfohlen wurden, haftet als ein Schandfleck auf dem Gewand der deutschen Presse, das sie, wie jeder Krieger den Waffenrock, schon vor dem Sekret einer Hautfaltendrüse wahren müßte. Das Scheit, das Schuwalows Auge in Gluth aufflackern sah, hat zu glimmen nicht aufgehört, seit Nikephoros Phokas, der Basileus von Byzanz, gegen die tatarischen Bulgaren den Slawenfürsten Wladimir von Kiew als Helfer ins südliche Donauthal rief und mit der Hand Annas, der zweiten Tochter der Kaiserin Theophano, belohnte. Anna hat den Mann und seine Russenhorde in die Christenheit orthodoxen Griechenglaubens überredet. Ihre ältere Schwester, die, wie die Mutter (die Tochter eines lakedaimonischen Bergschankwirthes), Theophano hieß, war das Weib Ottos des Zweiten, des Sachsenkaisers, geworden, als dessen Vater, Otto der Große, dem Byzantinerheer den letzten Fetzen ita-

lischen Landes abgejagt und dem Kaiser Nikophoros damit auch das Recht entrafft hatte, sich den Erben Roms und Caesars zu nennen. Prinzessin Theophano galt als eheliches Kind des zweiten Kaisers Romanos, der die Schänkenmagd auf seinen Thron gehoben hatte, und brachte dem Sachsenkaiser zur Schwertgewalt über Westrom die Weihe ehrwürdigen Herrscherrechtes aus Ostrom. Zwei Schwestern verstreuten, vor neunhundert Jahren, den Samen aus Byzantion in die Reiche der Römisch-Deutschen Sachsenkaiser und der Großfürsten von Moskau. Auch in der Russenerde ward aus der Saat längst nun schon Frucht. Urenkel kämpfen noch um Byzanz. Und der Mann, der seit dem blutigen Sonntag von Sarajewo Erzherzog-Thronfolger heißt, Karl Franz Joseph, ist eines Otto, des schönsten Habsburgers, und einer Sächsin Sohn, ein Neffe des Königs Friedrich August.

Franz Ferdinand war Habsburger; einer von dem dunklen Gemüthston spanischer Lebensart. Soll man die Vielzuvielen beneiden, die an der Gruft eines Fremden, Fernen, ihnen ganz und gar Unbekannten von „tiefster Erschütterung" beben und die Haupt- und Beiwörter häufen, bis seines Nachruhmes Lippengethürm die Quasten des Himmelszeltes streift? Ich bin nicht so hurtig zu Trauer. In den Schmerz der Waisen, denen der Weltrichterwahn des milchbärtigen Mörders aus kräftigem Leben die zärtlichsten Eltern raubte, kann ich mich einfühlen. Auch das Paar beklagen, das den Mittag, die Schöpfermachtzeit noch vor sich zu haben glaubte, das bald zu gebieten und im Gebieten selig zu sein hoffte und aus dessen zerschlitzten Leibern nun, nach eines Buben heimlichem Fingerdruck, in purpurnen Gießbächen der Saft brach. Menschlich kann ich das Menschliche dieses Endes vor dem ersehnten Anfang empfinden. Doch ohne im ersten Grausen selbst zu vergessen, daß im Gewimmel, in der Finsterniß kleiner, doch tüchtiger, oft edler Menschheit täglich, in tausend Winkeln und Jammerecken, Schlimmeres wird, schmerzlicheres, länger quälendes Sterben und völlig trostlose Verwaisung. Dieses Paar saß im Glanz, besaß, was es nicht erworben hatte, und genoß die Wonnen gottähnlichen Ranges und steter Anbetung; die Pflicht, auf höherem Sitz, unter der Wucht sichtbarer Verantwortlichkeit, sich zu bewähren, und alles Weh der Enttäuschung, eigener und des Volkes, blieb ihm, da es als Doppelhoffnung hinging, erspart. Um diese Waisen ist der Duft aus sonniger Kindheit und der Trost der Höfe und Bürgerschwärme; die Gefahr ihres Lebens, am Thron, doch hinter unübersteiglichem Gitter, zu stehen, Kaiserskinder und vom Erzhaus des Kaisers doch ausgeschlossen zu sein, ist vom Verhängniß abgewandt; und aus dem schwarzen Flor ihrer Trauer jagt sie nicht, wie Unzählige, die Sorge ums Brot, das graue Weib, dessen Anhauch den Blick gegen alle Schönheit der Erde (und, manchmal, des Himmels) blendet. Menschenopfer, unerhört, unbeachtet, fallen, wie Halme unter der Sichel, ringsum und jeder Monat jeglichen Jahres wird dem Auge, das sehen will, ein Hekatombaion. Daß Fürstenleid seine Spur ins weiteste Gesichtsfeld eindrückt, verpflichtet nicht, es andächtiger als das in eine Scholle gegrenzte zu fühlen. Einer ist, Einzelne sind, weil Kriegsbedürfniß, Ehrsucht,

Eitelkeit und die Vernunft des Massenwillens zu Macht und Gewinn es empfahlen, über Alle erhöht, der Pflicht zu Verdienst und persönlicher, in Wettkampf erprobter Leistung enthoben, als Sterbliche von Sterblichen zu Göttern erkürt worden. In ihrer Hochgestalt, ihrem Prunk, ihrer Herrlichkeit hat die Kraft und der Reichthum der Nation sich den Körper, das weithin strahlende Antlitz gefügt. Ists ungerecht, daß auch die Mißwende nationalen Geschickes diesem Leib, diesem Antlitz und Bildnißbanner zuerst fühlbar wird? Daß heute noch, wie in den Märtagen, da Horatier und Kuriatier, Drillinge gegen Drillinge, mit eigener Hand um den Sieg zweier Heere, zweier Stadtstaaten fochten, Fürsten hinsinken, ehe der Schnitter zur Mahd der Völker die Sense dengelt? Ists für die Fürsten, denen der stolzeste Selbstherrscher, der auf dem steilsten Dünkel schwindelfrei hausende Nikolai Pawlowitsch, rieth, Tag vor Tag, mit allen Kräften der Seele, des Hirns, der Arme, um gnädige Erlaubniß zur Fortwährung ihrer Vorrechte zu werben, ists für Kaiser, Könige, Prinzen nicht die einzige Möglichkeit, für ungeheures, von Millionen kaum noch ertragbares Vorrecht anständigen Preis zu zahlen? Blüht aus Unglück, das auf der Straße, an der Maschine, in der Schlacht, auf dem Meer irgendwo jede Sonne schon sah und das in sonnenloser Grube als Berufsfährniß erwartet wird, nicht die „fürchterlichste Tragoedie, von deren bloßer Vorstellung der Schlag jedes Herzens stockt"? Meines nicht; und ist doch nicht härter als andere. Menschlich Menschenleid mitzufühlen, ist es bereit; nicht, unter einem aus den Ufern gewirbelten Thränensee ein Weltende zu bewinseln, weil ein rüstiger Mann und eine gesunde Frau jählings, durch Minutenqual nur, in Tod gestürzt worden sind, der ihrer Frommheit stets der Durchgang in neuen Lebens reinere Form, die läuternde Rast vor dem Himmelsthor schien. So, meint der mit Phrasierklößen Gemästete, spricht nur der karibische Menschenfresser, des Spaniers Kanibal, der Kaliban des Briten? Als Bismarck, aus Tiedemanns Mund, die Meldung gehört hatte, daß abermals auf den Kaiser geschossen worden sei, wog er, nüchtern, eine Weile lang die dadurch gewandelten Möglichkeiten des Staatsgeschäftes; und fragte dann erst, ob der alte Herr diesmal verwundet worden sei.

Wird das Staatsgeschäft Oesterreichs, Ungarns, der Reichshälften und der ganzen Monarchie durch den Tod des Erzherzogs, der nach dem Oheim in der Hofburg thronen sollte, erschwert? In diesem Sommer kann, nicht für Habsburg allein, Schicksal werden. Nicht in Epiloge, Nekrologe uns zu stelzen, nicht, mit den Nenien gemietheter Klageweiber das Ohr zu füllen, noch, über den „Ernst der Zeit" (nur Narren und miserablen Ministern ist irgendeine unernst) zu stöhnen, ist unsere Pflicht; männlicher Freimuth trachte, furchtloser noch als sonst je vor dem Hofgesinde der Fürsten und des Pöbels, nach klarer Erkenntniß Dessen, was war, was ist und was sein wird, wenn neue Nothwendigkeit die Summe alter Möglichkeiten, das Gewordene, dividirt.

Franz Ferdinand war der Sohn des finster frommen Preußenfeindes Karl Ludwig, der von der vornehm einfachen Offiziersallure, dem in Würde noch feschen Frohsinn Franz Josephs, seines Bruders, kein Aederchen hatte, und

der sizilischen Prinzessin Annunciata. Kränklich. Nicht für die Thronfolge erzogen. Nicht liebenswürdig; meilenweit von adeligem Wienerthum und Kavalierwesen. Mit Bewußtsein weit von ihm. Er will nicht lächeln (weil sein Herz nie lächeln lernte: nicht heucheln); mit freundlichen Blicken und huldvollen Scherzen mag der Rudolf Volksgunst ködern. Der stirbt; neben einer fremden Frau; gräßlich. Nur der Glaube ankert uns vor solchem Sturm fest, denkt Franz Ferdinand; und jeder Priester bestätigt dem Kronprinzen: „Stat crux, dum volvitur orbis." Franz Ferdinand stählt sich; Leib und Seele. Er gesundet. Und in jedem Blutstropfen pocht der Puls des von Roms Menschenbildnerkunst geformten Katholiken, der Lutherische und Calviner, Griechisch-Orthodoxe, sogar Juden nicht haßt, in ihrer frostigen Armuth aber bedauert. Daß er auf seinem Haupt nicht die Hand des Heiligen Vaters fühlen darf, ist die Schuld, unverzeihliche, italischen Uebermuthes, der dem Papst die Weltgewalt entwunden hat und von jedem in Rom weilenden Fürsten seitdem die Einkehr in den Königspalast heischt. Wird er, darf er als Apostolischer König von Ungarn solches Erdreisten noch dulden? Muß er auf diesem Thron nicht auch das Werk des Ersten Stephan, den Papst Silvester dafür mit dem Weihetitel Apostolischer Majestät belohnte, vollenden, der Römerkirche den Anhang mehren und, zunächst noch, oströmischen Rumänen und Slawen gegen magyarische Ketzer helfen? Einen Calviner, noch von Tiszas Leistung für den Staat, meidet er, wo ers vermag. Budapest? Babylon. Nicht eine Stunde länger dort, als Pflicht befiehlt.

Der Sohn Karl Ludwigs und Annunciatens wird der Gatte der Gräfin Chotek. Die war Hofdame Isabellens, der Frau des Erzherzogs Friedrich. Hofdame: einer dem Kaiserhaus zugehörigen Prinzessin nicht mehr als der Bänkerstochter die Miß oder Mademoiselle. Das heirathet Unsereins nicht. („Also geh und küß ihr die Hand; da sie jetzt doch einmal Deine Tante ist!") Das Unbeschreibliche ward gethan. Draga Maschin darf die Königin Alexanders von Serbien sein. Von Worten, die heftiges Empfinden eigenen Leides über den Rand des Ceremonialgefäßes trieb, schäumt der Glückwunsch Franz Ferdinands (der nicht ahnt, daß er einem Irren zur Wahl einer Hofhure gratulirt, und in der Austilgung der Obrenowitsch immer neue, Sühnung fordernde Erbsünde der Serben erblickt). Er? Muß verzichten. Seine Frau wird nicht Kaiserin, nicht Königin werden; sein Sohn weit hinter dem jüngsten Erzhausmäderl stehen. Muß er nicht, mit jedem Athem, seiner Sophie die Hinnahme solchen Kreuzes vergelten? Des Wunsches Knospe in ihrem Auge sehen und in erfüllende Reife hegen? Wilhelm bricht den Burgring; behandelt die Frau, wider Hausgesetz und Verzichtseid, als Kronprinzessin: und ist Beiden der Lichtalb, dessen blonde Schläfe von Sonne schimmert. Zwiefach aber panzert sich in der Familie mißtrauischer Unwille wider den Eindringling, den Einzwingling; und ruft Mißtrauen und launische Rügelust auf die andere Schanze. Zank; nicht nur leiser. Dann: zwei von einander weichende Willensstränge; fast schon zwei Regirungen. Des Kaisers und des „Herrn Neffen" Kabinet. Dualismus . . .

Nah bei Pöchlarn, wo der mittelhochdeutsche Heldensang die schimmernde Burg des wohlhäbigen Markgrafen Rüdiger ragen ließ, ist Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, ist neben ihm seine Frau bestattet worden. Glitt das alte Lied, seit die Schule es Euch verleidete, aus dem überladenen Kahn der Erinnerung und ists, neben dem Gedächtnißstrom, in seichtem, sommerlich lauen Wasser eingeschlummert, dann wecket es einmal noch. Sehet die Burgunder, die des unsichtbaren Dichters Mund hier zum ersten Mal Nibelungen nennt, vom Rhein an die Donau ziehen. Aus Worms ruft Kriemhild, die sich dem Witwenschleier, der Klage um Siegfried entschält hat, die Brüder und deren Mannschaft ins Hunnenland, als dessen Königin sie nun an Etzels Seite thront. Hagen von Tronje führt den Zug; sucht an der Donau einen Fergen, findet aber nur einen Schwarm badender Meerweiber. Denen raubt er die Gewänder: und merkt nicht, daß die in ihrer Blöße Verlegenen mit der Ankündung guter Ueberfahrt ihn nur in hellere Laune schmeicheln wollen. Da die List gelungen, die Gewandung zurückgegeben ist, gellt vom Ufer der Ruf: „Wer in Etzels Land reitet, muß sterben!“ Brächte der Tronjer diese Warnung seinen Herren, dann würde er abermals wohl vom König Gernot der Furcht geziehen. Lieber sprengt er in die Gewißheit nahen Todes. Lockt den Fährmann, dessen Standort die Weiber ihm wiesen, mit Trugworten über den Fluß; erschlägt den Grimmigen; und rudert selbst die Fähre über das Wasser, stemmt sich, immer wieder, mit voller Wucht gegen die Strömung, bis Ritter, Knechte, Troß am anderen Ufer gelandet sind. Dann erst schallt von der Nachhut seine Stimme bis an die Spitze des schon zum Marsch reisigen Zuges: „Ungeheures, Männer, sei Euch jetzt bekannt: Nimmer kehren wir ins Burgunderland!“ Sprach er Wahrheit oder bleichte nur, sie zu schrecken, zu höhnen, die Wange tapferer Helden? Ueber Pöchlarn liegt heitere Sonne; Volker spielt auf, Rüdigers Tochter verlobt sich dem jungen Giselher, Geschenke werden, freundliche Wünsche getauscht und die Warnung wäre vom Strand rasch in Dust verhallt, wenn nicht Dietrich von Bern sie, als er dem Zug begegnet, wiederholte. Ankunft im Hunnenreich. Tröstend übertönt Volkers Fiedel die Sorge der schwarzen Nacht. Doch schon glimmts von allerlei Reibung im Gebälk. Muß Feuer werden und, weil von eines Unschuldigen Blut bei Worms „die Blumen wurden naß“, ein Weltbrand an der Donau ein Völkergewimmel verzehren? Gestirne wollen es: heult, in wirrem Chor, Menschenleidenschaft, die, feig, das Bekenntniß eigener Schuld scheut. Am Abend der Sonnenwende beginnt der Nibelungen Noth. In der brennenden Halle trinken die Burgunder, denen Kriemhilds Rachsucht die Wohltat des Kampfes in freier Lust geweigert hat, Blut; und ihr Schwert metzelt noch am nächsten Morgen zwölfhundert Hunnen. Rüdiger kommt. Als Friedensstifter? Gern wäre ers, der den eigenen Schild der Bitte Hagens, des schirmlos von Blutdunst dampfenden Recken, gewährt. Aber Etzel und Kriemhild heischen seinen Lehnsdienst: und Rüdiger fällt von Rüdigers Schwert, das er in Pöchlarn Herrn Gernot als Gastgeschenk gab. Des Markgrafen Tod scheucht Dietrich von Bern, den Ostgotenkönig Theodorich (dieses Bern ist

Verona), der an Etzels Hof als Verbannter lebt, aus der Ruhe. Auch ihm wollen Gunther und Hagen, die allein noch Ueberlebenden, sich nicht ergeben. Er entwaffnet sie, führt die gefesselten Männer vor Kriemhild und verpflichtet die Frau, das Leben der Gefangenen zu schonen. Sie fordert von Hagen den Hort der Nibelungen. So lange, spricht Der, von meinen Herren auch einer nur lebt, bindet mein Schwur mich, den Schatz zu wahren. Auch der letzte Herr sterbe denn, denkt Etzels Gemahl: und streckt dem Tronjer das kalte Haupt Gunthers hin. Langsam gurgelt, als stiege es aus Rauchschwaden und Tümpeln geronnenen Blutes auf die Lippe, Hagens letztes Gelächter über den rothen Hag der Zähne. So sollte es sein; wo der Schatz zu erraffen wäre, weiß fortan nur der Herr des Himmels und ich: und niemals wirst, Teufelin, Du es erfahren. Irre Wuth steigert die Kraft der Frau ins Männische; ihre Hände reißen Siegfrieds Schwert aus der Scheide, in der es an Hagens Hüfte hing, schwingen es in die Luft und lassen es niedersausen, daß der Kopf des Tronjers vom Rumpf springt. Aus entsetztem Auge sieht Etzel die That; und Dietrichs greiser Dienstmann Hildebrand tötet die Frau. Aus Hochzeit ward Tod, aus festlicher Freude bitterstes Leid. Wie immer hienieden: seufzt der düster blickende Dichter. Und gönnt seiner Gefolgschaft nicht den winzigsten Trost . . . Rüsten wir heute zu neuen leidvollen Heldensängen den Stoff? Müssen die Nibelungen, auf deren Geschlechtsnamen ein Spielwort des Fürsten Bülow, ein noch, uns zum Heil, sinnloses, die Menschheit des Deutschen Reiches getauft hat, vom Rhein abermals an die Donau, am Bettrand des grünen Stromes abermals in bewehrter Schaar abwärts ziehen? Soll in Blut und Brand eine Welt verröcheln, verprasseln, weil (nicht von eines treuen Tronjers, sondern) von eines eitel schwärmenden Knaben Hand ein Unschuldiger gefällt worden ist? Weh Jedem, der diese Brunst, solchen Blutbades Rüstung einst schauen muß!

Auf schwarz gekleideter Fähre ward der Sarg, der nun das Gehäus, das Reich, die Welt Franz Ferdinands ist, über die Donau gerollt. Bei dem Schloß Artstetten, das dem Erbe der Oesterreich-Este zuerkannt worden war, hatte er selbst sich die Gruft bereitet. (Dieser Erzfeind alles italischen Wesens, dessen einzig unverrückbarer Programmpunkt die endgiltige, wenns sein müßte, gewaltsame Auseinandersetzung mit Italien war und blieb, trug ja den Namen des uralten Italerstammes, an dem auch der Welfenast erwachsen und aufgeblüht ist. Als Franz der Fünfte, Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, Enkel der Maria Beatrice von Este, Schwiegersohn Ludwigs des Ersten von Bayern und Erzherzog von Oesterreich, sein Land an Victor Emanuel verloren hatte und, 1875, in Böhmen gestorben war, galt die Linie Oesterreich-Este, der auch Maria Theresia, die Frau des dritten Bayernkönigs Ludwig angehört, als im Mannesstamm erloschen; doch der Name und das Hausvermögen der Este ging, weil Maria Beatrice die Schwiegertochter des Kaisers Franz geworden war, auf Franz Ferdinand über, von dem es, mit der Thronfolge, Erzherzog Karl Franz Joseph geerbt hat.) In Artstetten wollte er ruhen, weil in der wiener Kapuzinerkirche, im Erbbegräbniß

der Habsburger, für seine Frau und seine Kinder keine Stätte gewesen wäre. Gräßlich, bis über den Tod hinaus den Zwang der Rangordnung fortwähren zu lassen und die geliebte Frau im Grab noch von dem Mann, die Kinder vom Vater zu trennen? Sentimentales Geflenn schwemmt die Schleußen des Rechtes nicht weg, die, seit den Tagen des Sachsenspiegels, dem disparagium, der Ehe dem Stand nach Ungleicher, die volle Auswirkung ins Staats- und Familienrecht wehrte. Oesterreich hat, wie Preußen, vom starren Grundsatz der Ebenbürtigkeit auch nach 1815 sich nicht abgekehrt, als in der Bundesakte bestimmt worden war, daß die den mediatisirten (der Landeshoheit beraubten) Fürsten- und Grafenhäusern Angehörigen auch ferner als den regirenden Häuptern ebenbürtig zu gelten haben. Dem Erzhaus hat es an Agnaten, die zur Erbfolge berechtigt waren, seitdem nie gefehlt und kein Kaiser von Oesterreich war in die Erwägung gezwungen, ob er handeln dürfe, solle, müsse wie Karl Friedrich von Baden, als er den aus seiner Ehe mit der Freiin Luise Geyer von Geyersberg geborenen Söhnen, den Grafen von Hochberg, das Recht der Ebenbürtigkeit verlieh. Franz Ferdinands Ehe mit der Gräfin Sophie Chotek war ein matrimonium ad morganaticam legem; solche Eheform sichert der Frau zwar die Morgengabe (aus diesem Wort möchte Volksetymologie die wunderliche Romanisirung „morganatisch" ableiten), aber nicht das Leibgeding und schließt sie sammt ihren Kindern von dem Stand und den Titeln, den Herrscher- und Erbfolgerechten des Mannes aus. Die Wahlkapitulation vom Jahr 1790 verbot dem Kaiser sogar, den Kindern aus morganatischer Ehe, ohne Zustimmung aller Agnaten, die Würden, Titel, Folgeransprüche des Vaters zu gewähren. Schon damals hatte für England (das, wie Professor von Schulze-Gaevernitz mit kontinental-liberalem Neid betont, „den Begriff einer Mißheirath des Königshauses nie gekannt hat") der Royal Marriage Act von 1772 den Zustand so geordnet, daß der Eheschluß aller der regirenden Familie Zugehörigen erst durch die Erlaubniß des Oberhauptes möglich wurde. Der Unterschied ist nicht so groß, wie er befangenen Augen scheint. Fast immer wird, auch auf der Insel seliger Freiheit, in der höchsten Spitze des Herrscherhauses der Wunsch nisten, die Gemeinschaft mit nicht Ebenbürtigen („die uns die Rasse verderben könnten") abzuwehren. Hätte Englands Fürstenrecht das Leben Franz Ferdinands etwa freundlicher erhellt als der habsburgische Brauch? Das Gewicht der Gründe, die den Kaiser Franz Joseph lange zaudern und auch nach den Bittgängen des ungarischen Ministers Szell noch den Verzichtseid fordern ließen, hätten die Könige Eduard und Georg nicht leicht abzuschütteln vermocht. Selbst wenn die Zustimmung aller Agnaten zu erlangen gewesen wäre: die besonderen Umstände sprachen gegen diese Ehe als eine mit Ebenburtrecht auszustattende. Der altadelige Vater der Braut, Graf Bohuslaw Chotek, war in Madrid und Brüssel, Stuttgart und Dresden Oesterreich-Ungarns Gesandter gewesen. Weder auf einem dieser Posten noch gar, unter Hohenwart, als Statthalter in Böhmen hatte er sich als tüchtig bewährt. Doch die Herren des wiener Ballhausplatzes wollten

den Mann, der ein Spielkamerad Franz Josephs gewesen war und sich, mit acht Kindern, unter eine kurze Decke strecken mußte, nicht barsch aus der Diplomatie stoßen und ließen ihn drum in Dresden, wo er „ja nicht schaden könne". Seine Berichte, die meldeten, daß, und zu kombiniren trachteten, warum wohl König Albert von Sachsen die Zeit, die er sonst ans Gespräch mit dem Oesterreicher hinzugeben pflegte, diesmal um anderthalb Minuten gekürzt habe, wurden belächelt; und etwas ernster nur die Beschwerden genommen, die klagten, der Gesandte rege zu Wohlthätigkeitfesten die Elbflorentiner immer nur an, wenn Czechen, nicht auch, wenn Deutsche von Unglück heimgesucht worden waren. Vor seinem Tod ist der alte Graf irrsinnig geworden, hat im Eisenbahnwagon eine seiner Töchter gewürgt; und ist in Görlitz, nicht in der Heimath, im Oktober 1896 gestorben. Durfte Franz Joseph dem Erben der Habsburgerkrone gestatten, die vierte Tochter dieses Mannes zur Erzherzogin, Königin, Kaiserin zu machen? Auch mit solchem Blut noch die Wurzeln des ehrwürdigen Stammes zu tränken? Die Gewährung morganatischer Ehe (die das Staatsrecht Oesterreichs nicht zuläßt) mag ihm schwer genug geworden sein. Dem Urbrauch des Sachsenrechtes, das einst auch den Früchten der Mißheirath den Stand des Vaters gab, durfte er nicht nachahmen; nicht sprechen: „Swar't kint is vri unde echt, der behalt it sines vader recht." Weil er eine Hausrechtswandlung nicht wünschen, unter dem Gebot des Regentengewissens nicht gestatten durfte, nach der Choteks Blut über die Länder Oesterreichs und der Stephanskrone herrschen konnte.

Die Einrichtung der morganatischen Ehe (deren Name wohl von dem Gotenwort morgjan, einschränken, abgeleitet werden, aber auch, da er in Mailand zuerst gehört wurde, von den Kreuzfahrern, die aus dem Morgenland unfreie Frauen heimbrachten, geformt sein und am Ende gar Phantasten an das Luftschloß der Feimorgan, Fee Morgane, Fata Morgana und an den Märenkreis ihres Bruders Artus erinnern konnte), dieses oft dem Erfindersinn der Langobarden zugeschriebene Institut ist vielfach beurtheilt, verdammt und gepriesen worden. Grollend, knirschend nur beschied der Erzherzog sich in die Enge der lex morganatica. War er, den der Keim zur Tuberkulose in vorsichtig sauberen Lebenswandel gezwungen hatte, nicht, trotz seiner Frauenwahl, just wegen dieser Wahl höher zu schätzen als der Vetter, der Bruder, die, als Gatten echtbürtiger Prinzessinnen, mit dem Ruch ihrer häßlichen Weibergeschichten Hof und Hauptstadt verpesteten? War nach allem im Bereich der Häuser Habsburg und Toskana, Wittelsbach und Wettin, Holstein-Gottorp und Savoyen, Bourbon und Koburg Erlebten nicht das Vorbild Eines nöthig, dem, auf einem sichtbaren, ehrwürdigen Thron, der Gefühlsinhalt der Einehe nicht ein fernes, wohl gar belächeltes Ideal, dem er Wirklichkeit, flecklose Alltagsnothwendigkeit ist? Die Este, deren Namen er trug (und deren deutscher, aus der Ehe Albert Azzos von Este mit der Schwester Welfs des Dritten von Kärnthen stammender, mit dem Blut Heinrichs des Löwen in Blüthe getriebener Ast in den Welfenerbländern

Hannover und Braunschweig den Ruhm monarchischer Staatsform nicht gemehrt hat), waren in Ausschweifung öfter als in Askese geneigt. Franz Ferdinand aber, von dem Vettern sagten, er wäre als in der Frühe des siebenzehnten Jahrhunderts Geborener dem Jesuitenzögling Tilly ähnlich geworden, glich, hinter dem Wall seines unschleifbaren Katholizismus, an Sittenstrenge dem finstersten Puritaner und Papstverächter. Vor seinem Ohr durfte Keiner, selbst ein Gekrönter nicht, das Spiel mit Zoten, auch nur mit zweideutigem Witzwort wagen. Und weil er die Frau, die seines Lebenswunsches Erfüllung schien, heirathete, weil er, wie der Heilige ans Kreuz seines Glaubens, mit ehernen Nägeln sich an das gegebene Wort schmiedete und auf steiler Höhe dem Hof, dem Volk, der Christenheit das Beispiel lauteren Wandels bot, sollte er weniger gelten als irgendein leichtblütiger Prinz, der, vielleicht, die Wonne seines Ehebettes dem Blick trunkener Kumpane blößte und mit dem Hengstruf unermüdlicher Männlichkeit Komteßchen und süße Vorstadtmäderln köderte? Wärs nach ihm gegangen, er hätte seine Sophie zur Königin, Kaiserin gemacht. Die Hofdame der Erzherzogin Isabella. Gestern: „Liebe Chotek, holen Sie mir schnell das Zobelcollier!" Oder: „Das Fenster konnten Sie auch früher schließen, Chotek!" Morgen: „Eure Majestät wollen die Gnade haben . . ." War Das möglich? Dem Erzhaus, dem Gekribbel der Erzherzoge zuzumuthen, daß es Erb- und Rangrechte den Kindern der Dienerin opfere, die gestern von Glück erröthete, wenn die Hand einer Habsburgerin streichelnd über ihr Haar glitt? Dem Kaiser, daß er die Zukunft der Dynastie auf den Boden baue, in den Psychose und Phthisis zusammengesickert sind? Gerechtigkeit zwingt in die Erkenntniß, daß in diesem Fall auch Unbefangenen, nicht von Vorurtheil Geblendeten nur die morganatische Eheform erträglich war.

Noch sie barg eine ernste Gefahr. Wer Menschliches menschlich sieht, muß begreifen, wie furchtbar schwer den Mann die Verpflichtung drückte, die Nächsten, die er mit der überschäumenden Zärtlichkeit des Jähzornigen liebte, hinter allen Echtbürtigen zu erblicken, allen mißliebig zu wissen. Schon Franz Joseph hatte sich nicht leicht in die Vorstellung gewöhnt, einem seiner Wesensart bis ins kleinste Aederchen fremden Neffen die Macht zu lassen; doch sein Sohn war tot und die Krone gebührte dem Aeltesten Karl Ludwigs. Wie aber sollte, konnte, mußte das Verhältniß des zweiten Kaisers Franz zu seinem Erben sich gestalten? Dem Erzhaus war Franz Ferdinand fast entfremdet; man hörte kaum je noch, daß er Habsburg-Lothringer aufsuche oder in seine Schlösser lade. Als Kaiser hätte er Allgewalt über sie; und müßte sich hüten, alten Wunden, alten Grames Narben wider sie ein Rügerecht einzuräumen. Er Kaiser und Apostolischer König, die Frau unter dem Nothdach eines Herzogintitels, die Söhne hinter dem Baby eines nicht in Schranken gezwängten Agnatenpaares. Durfte er seiner Sophie das Prädikat der Majestät verleihen oder von Ungarn das Angebot der Krone erstreben? Drohten nicht unter jedem Mond Kriemhildenkonflikte? Zwei Söhne, die schon die Namen, Maximilian und Ernst, von

neuer Gewohnheit des Erzhauses scheiden sollten, erwuchsen dem disparagium: und Franz Josephs Neffe sollte wieder für einen Neffen säen, wieder für einen ganz anderer Blutfarbe, einen Austro-Sachsen, und täglich die Qual des Gedankens herunterwürgen, daß sein Werk von seinem Fleisch und Blut Pflege fordere, doch niemals erlangen werde. Mußte er nicht in jeder Stunde, in der nicht über Menschenkraft starker Wille zu Gerechtigkeit in ihm, aus ihm leuchtete, unfreundlich, tadelsüchtig, mindestens unfroh auf den Erben schauen, der seinem Sohn das Licht handelnder Majestät, die Möglichkeit der Wirkung ins Große und Weite nahm? Das konnte werden. Und was war Ereigniß? Nicht Neider nur wisperten, Franz Ferdinand habe den Sinn der Eidesformel, die am achtundzwanzigsten Juni 1900 in der Kleinen Rathsstube der Hofburg sein Mund sprach, seine Hand unterzeichnete, schon als Thronfolger über den ihr erdachten Rahmen gedehnt. Herzogin: Das klang beinahe wie Erzherzogin. Und wenn der „Generalinspektor der gesammten bewaffneten Macht der Monarchie" in dieser Eigenschaft (des Kriegsherrn im Frieden) in einen Garnisonort einzog: durfte dann die Frau neben ihm sein? Mußten die Behörden, militärische und bürgerliche, ihr dann nicht wie einer Erzherzogin huldigen? Konnte der Bürgermeister eines bosnischen Nestes mit dem Spürsinn eines Ceremonialgelehrten unterscheiden, was der Frau des Erzherzogs, was der Erzherzogin gebühre? Und unterschied er nicht: dann war die Eideshülse entkernt und aus Mißbrauch konnte mählich Gewohnheit werden. Nicht Friedrich Wilhelms Fürstin von Liegnitz noch des Meiningers Freifrau von Heldburg war jemals in der Stunde eines Staatsaktes die Gefährtin ihres Mannes, hat von einer Aktion staatlicher Hoheit jemals für sich Huldigungtribut geheischt noch erhalten. Die Einrichtung morganatischer Ehe begrenzt den Geltungbezirk der Frau ins Haus, in familiären und gesellschaftlichen Verkehr. Diese Grenze hat der Mann überschritten, der, als Generalissimus, seine Frau neben sich in den Einzugswagen setzt und ihr von den Verwaltunghäuptern amtlichen Gruß erzwingt. Hier lauerte Gefahr.

Lauerte nur auf die Gelegenheit, die Stimmung des Hofes, des Adels, der Völker bis in das Mark des Fühlens zu vergiften? Nein; ihre Explosivkraft ward, einmal, schon furchtbar bewährt. Am achtundzwanzigsten Juni 1914. Am letzten Lebenstag des Paares, das sorglos den von Staatsraison, der uralten Muhme, vor die Gitterthür geschobenen Riegel löste. In der Neuen Freien Presse fand ich die Sätze: „Der Erzherzog fiel in Mörderhände, weil er in Sarajewo nicht als Generalinspektor des Heeres, sondern als Thronfolger eingezogen ist. Die Reise zu den Manövern sollte mit einer Huldigungfahrt enden, die ursprünglich nicht vorgesehen war und die Behörden so verwirrte, daß die Allee von Bombenwerfern sich bilden konnte." Das war, spät, leise Andeutung. Feldzeugmeister Potiorek, das Landeshaupt von Bosnien, sagte: „Der Thronfolger ließ das endgiltige Reiseprogramm in Wien von seinen eigenen Leuten, ohne irgendeine Vereinbarung mit dem Gemeinsamen Finanzministerium, feststellen. Das geschah, weil offiziell

die Reise nur einen militärischen Zweck hatte." Deshalb erfuhr Herr von Bilinski, der beiden Reichshälften gemeinsame Finanzminister, dem die Civilverwaltung Bosniens untergeben ist, zunächst nichts von der Aenderung des Reiseplanes. Wer Ohren hat, höre! Der Erzherzog war aus dem Hauptquartier schon einmal, Sophie zweimal nach Sarajewo gekommen. Erster Fehler: nicht nur, weil die ungemein fromme Frau Klöster, Kirchen und Schulen der Katholiken besuchte, die Kultuseinrichtungen der Orthodoxen aber nicht beachtete, sondern, weil diese Fahrten sie selbst, ihren Mann und die Civilbehörden in den Wahn verleiten mußten, die Hauptstadt berge keine Gefahr. Doch das Programm sprach ja noch nicht von einem Einzug des Thronfolgers und seiner Frau. Der wäre in Wien wohl nicht gebilligt worden. Nun wird er beschlossen. Für den Veitstag, unter dessen Sonne alle Serben der Amselfeldschlacht zum ersten Mal in entwölktem, hoffendem Herzen gedenken. Keiner wagt, zu warnen. Der mißtrauische Erzherzog würde glauben, die bosnische Regirung erfinde Schwierigkeit, um ihm die Freude gemeinsamen Einzuges mit Sophie zu stehlen; sei wohl gar von Wien aus zu der Chicane gestachelt worden. Jeder strafft sich in Habt-Acht-Haltung und schweigt. Die militärischen Behörden waren in Bereitschaft; die civilen prüfen rasch die Papiere der Kömmlinge, können sich aber kaum noch um die Leute kümmern, die schon in der Stadt sind. Der Generalinspektor wäre gewiß durch eine Soldatenhecke eingeritten; auch die ganze Gleisstrecke. über die er fuhr, war ja von Truppenspalieren geschirmt. Ein guter Wiener, der ein paar Photographien vom Einzug heimbringen will, muß mit seinem Kodak auf die Kommandantur der Festung, muß sich als unverdächtigen Bürger erweisen und erhält dann erst den Erlaubnißschein, der nur für den einen Tag gilt. Unbehelligt aber bleiben die Burschen, die in der Brusttasche Revolver tragen und in die Hosen Bomben eingebündelt haben. Nach Zehn naht das Automobil, in dem Franz Ferdinand und seine Frau sitzen, dem Rathhaus. Ein Krach. Böllersalut? Nein: am Quai ist eine Bombe geworfen worden; hinter dem Wagen des Erzherzogs, dessen Arm sie noch abwehren konnte, ist sie geplatzt und hat ein paar Menschen verwundet. Jetzt schreitet das Paar die Stufen zu der Säulenhalle hinauf, in der seiner Magistrat und Gemeinderath in Ehrfurcht harren. Zornig ruft der Mann: „Hier werden die Gäste also mit Bomben empfangen!" Hört, in sichtlicher Ungeduld, die lange Grußrede des Bürgermeisters und verliest dann, mit einer Stimme, die von Empörung bebt, seine Antwort. Nun führt er die Herzogin in den Empfangssaal des Rathhauses. Zeigt aber, da er nach einer Viertelstunde wieder ins Freie tritt, den Aufruhr seines Gemüthes noch deutlicher als zuvor. Trotzdem das Attentat mißlungen ist. Fürchtet er, der Hall werde aus Wien die Frage bringen, warum er, wider die Abrede, als Thronfolger, mit seiner Frau, in die Festung Bosniens eingezogen sei? Generale und hohe Beamte bitten ihn, nicht weiter zu fahren. Die barsche Geberde, die sie abwehrt, verräth den heftigen Unmuth Eines, dem schon der Schein der Bestimmbarkeit unerträglich ist. Faßt längst

entwohnter Schauer den Hünen? Wie ein mächtiger Baum, dem, vom Wipfel her, Abendwind das Blätterkleid schüttelt: so steht er, stämmig und doch zitternd, auf der untersten Treppenstufe. Weiter! Er sitzt. Zwei Adeligen, die, mit ihren Leibern ihn und die Frau zu decken, rechts und links auf die Trittbretter des Wagens gesprungen sind, ruft er zu: „Aber lassen S' doch die Dummheit!" Die Menge brüllt: „Zivio!" Mit bleichem Lächeln dankt das Paar. Und da der Diskant eines Weibleins den Chor der Serbo-Kroaten mit schrillem „Nazdar!" überjubelt hat, freut Sophiens czechisches Herz sich des heimathlichen Lautes und man hört die Winkende sprechen: „Da ist ja eine Slavka!" Der Mann, der ohne Abschied aus dem Rathhaus geschritten ist, zürnt noch. Fährt der Wagen die selbe Straße zurück, die er kam? Der vorausfahrende biegt vom Quai ab. Will das Auto, in dem der Erzherzog sitzt, folgen? Mitten im Gewühl der Gaffer hält es; der des Weges unkundige Chauffeur will rückwärts steuern, will wenden: Prinzips Kugeln durchpfeifen die Luft. Der in den Konak gerufene Franziskaner findet zwei Leichen ... Das ist, Alles, ohne Vorgang in neuer Fürstengeschichte. Und ward nicht, wie der Zorn des Habsburgers annahm, durch Leichtfertigkeit des Magistrates verschuldet. In okkupirtem, dann annektirtem Land, dicht an Serbiens Grenze, am Veitstag kein sorgsam vorbereiteter Schutz, Rückfahrt durch die ungesäuberte Straße, aus der eine Halbstunde zuvor eine Bombe bis an den Rumpf des Erzherzogs flog und in der sein Auto, im dichtesten Gedräng, Sekunden lang still steht: wäre solche Summe von Mißgriffen möglich geworden, wenn nicht der Entschluß, die Manöverreise in eine Huldigungfahrt münden, der Herzogin die den Töchtern des Erzhauses vorbehaltenen Ehren spenden zu lassen, das ganze Räderwerk der Polizei und Stadtverwaltung in Wirrniß gerissen und blinder Zufallswirthschaft das Thor geöffnet hätte?

Allzu hoch ist vor dem Luftschloß der Fee Morgane der Schlagbaum gehoben worden. Nicht hoch genug: kreischen die Oesterreicher, die uns öffentliche Meinung machen (und noch in aufrichtig empfundenem Schmerz bedenken müßten, daß sie im Deutschen Reich Gäste, mit ihrer Schreiber- und Spürerbehendheit willkommene, sind, dem Wirth aber nicht zumuthen dürfen, ihren Groll zu heirathen). Nicht hoch genug: heulen sie; und merken nicht, daß nur dieser Schlagbaum grassen Verhängnisses Schlüpfschritt hemmen konnte. Der Leib Sophiens Chotek, die auf ihr nicht gebührendem Platz, in der Stunde eines Staatsaktes, der nach dem Sinn der Verzichtsurkunde ihre Anwesenheit ausschloß, gefallen war, wurde, neben ihres Mannes, in der wiener Hofburgpfarrkirche aufgebahrt; beide Särge wurden dem Volk zur Schau gestellt, im Angesicht des Kaisers, des Erzhauses von Priestern geweiht, in feierlichem Leichenzug in die Gruft, in die Schloßkirche von Artstetten geleitet; der Kaiser erwähnte des Neffen „hochherzige Gemahlin" in seiner Danksagung an die Völker der Monarchie und ließ, als er die drei Waisen empfing, Generalmarsch schlagen und die schönbrunner Schloßwache ins Gewehr treten. Konnte für die Gefährtin,

die Kinder morganatischer Ehe mehr geschehen? Die Kapuzinergruft hat nur, seit dem Morgen des siebenzehnten Jahrhunderts, dem Erzhaus Angehörige aufgenommen. Gräfin Auguste Harrach (eine Großtante des tapferen Mannes, der in Sarajewo mit seinem Leib das bedrohte Paar schirmen wollte), der Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen sich in morganatischer Ehe vermählt und die er zur Fürstin von Liegnitz ernannt hat, wurde, da sie, als Greisin, gestorben war, vom zweiten Sohn ihres Gemahls in frommer Stille bestattet. Kein Verständiger hat darob geklagt. Keiner gescholten, weil Georg von Meiningen, damit die Frau einst an seiner Seite ruhe, sich in den Stadtfriedhof, nicht in die Gruftkapelle des Herzoghauses, betten ließ. Sollte Franz Joseph das Gesetz lange erwogenen Willens zu Tand erniedern? An der Bahre sich reuig zeigen, weil er der Gräfin die Krone geweigert hatte? Den fremden Fürsten, die zur Leichenfeier nach Wien kommen wollten, wurde abgewinkt und nur das Haupt der Linie Welf-Este, der Herzog von Cumberland, zugelassen. Unerhört? Oesterreichs Kaiser ist vierundachtzig Jahre alt und regirt seit sechsundsechzig Jahren. Den Oheim, den die Revolution aus Wien trieb und der dem achtzehnjährigen Jüngling die Krone ließ, umfing Psychose mit gnädigem Trost. Der junge Kaiser verlor die Lombardei, der mannbar gewordene Venezien, das Recht auf die Elbherzogthümer Schleswig und Holstein, die Vorherrschaft, sogar den Sitz im Deutschen Bund. In Italien ist Savoyen, in Deutschland Hohenzollern sein Ueberwinder und Erbe. Sein Bruder wird, als Kaiser von Mexiko, zum Tod verurtheilt und in Queretaro erschossen; die Frau überlebt ihn, in Wahnsinnsnacht. Der einzige Sohn Franz Josephs (dem selbst der Schrecken des Mordanfalls nicht erspart blieb) strauchelt, als Dreißigjähriger, in grausigen Tod. Der Vetter der Kaiserin, Ludwig von Bayern, entläuft dem Irrenarzt, wird von ihm gepackt, erwürgt ihn, ertrinkt neben ihm im Starnbergersee. Elisabeth selbst wird in Genf, von dem Italiener Lucheni, gemordet. Ihr Vetter Otto haust lange, ein seelisch unheilbar Kranker, Entkrönter, in Fürstenried. Ein Erzherzog ist verschollen, eine Erzherzogin durch die Sümpfe der Sexualgier gewatet; und zwei Habsburger haben erzherzoglicher Würde entsagt. Nun: Sarajewo. Wieder wird der (unter des selben Kaisers Regirung aus Italien, Deutschland, der Balkanhalbinsel gedrängten) Monarchie der Erbe getötet; wieder stirbt neben ihm eine Frau, diesmal gar die von Kirche und Staat ihm zugesprochene. Unerhört, daß, nach solchem Erlebniß, der alte Herr vor allzu weher Erinnerung, allzu lästiger Repräsentation bewahrt wird? Scheuten nicht, unter nächtigem Donner, Blitz, Regengepeitsch, vor der Fähre von Pöchlarn selbst die Pferde, die den Glaswagen mit dem eingeurnten Leib der Herzogin an die Donau ziehen sollten? Sie mußten abgesträngt, konnten erst am artstetter Ufer wieder eingespannt werden. Bangniß überlief Abergläubige. Vom Himmel her tobts; er will die Einsegnung dieses Totenpaares nicht sehen und pfercht sie, zwischen Schalterkassen und Kofferherbergen, in die Enge der Bahnwartehalle. Und vor dem Leichenwagen, nur vor dem einen, der Sophiens Erdenrest trägt,

bäumen die Pferde sich und versagen den Dienst. Wirkt auch in ihnen Elementarkraft wider den Eindrang in Herrscherhausrecht? Rüdigers Streithengst, den die sieben Knappen nach Pöchlarn heimführen, taucht dem Gedächtniß auf; zwei Rosse, auf denen zwei Fürstenknaben einst gen Verona ritten, sieht unser inneres Auge an der Donau, mit leeren, roth triefenden Sätteln, einem Schloßgarten zulaufen; und ins Ohr gellt uns, wie dem Hagen Hebbels, aus dem Rubikon von Südosteuropa „ein Lachen, so widerwärtig und entsetzlich häßlich, als käms aus einen Sumpf von tausend Kröten und Unken."

In Hebbels Gedicht brüllt, weil Sachsen und Dänen die Treue brachen, Siegfrieds Zorn auf: „Hier gilt es keine Fehde, keinen Kampf nach Recht und Brauch, hier gilt es eine Jagd auf böse Thiere! Mir däucht, ich stehe hier für die ganze Welt und meine Zunge ruft, wie die Glocke zum Gebet, zur Rache und zum Gericht, was Mensch mit Menschen ist." So wuchtig sollte, so heldisch auch der Racheruf klingen, der nach dem Doppelmord von der Donau an den Rhein drang. Was aber sollten wir rächen? Wem zu Liebe, wem zu Leide neue Nibelungen am Bettrand des grünen Donaustromes in bewehrter Schaar ostwärts ziehen?

Wer nur die Oberfläche des wiener Getriebes beschnüffelt hat, ahnt nicht, wie mächtig seit Jahren der Thronerbe, „die maßgebende Zukunft" (Bismarck), geworden war; wichtiger oft schon als die still thronende Gegenwart. Zwei von einander weichende Willensstränge; das Protoplasma einer zweiten Regirung; und vor drängender Entschlußpflicht manchmal das aufschiebende, wegfegende Wort: „Der Herr Neffe mags auslöffeln." Dieser Dualismus war unhaltbar; keine Ausgleichsformel hätte ihn lange noch „fortzufretten" vermocht. Franz Joseph war und blieb der Bürge ruhigen, von Erfahrung und Taktgefühl berathenen Handelns; der Kaiser, dem Keiner zutraute, er könne je Unkluges, je Etwas unklug thun; der vornehmste Soldat, der liebenswürdigste Kavalier, der fleißigste und dabei heiterste Aktuarius des Reiches. Den Thronfolger sah die Menge nie heiter. Der schaute stets auf sie, als ob ihr zieme, zu trauern, und dem ganzen Reich, in eine Stirn des Grames sich zu falten. Der hatte nicht Musik in sich selbst. Mußte sparen, weil ja nicht gewiß war, daß er Kaiser werde und die Kinder versorgen könne; that nichts Rechtes mehr für die Villa d'Este, den Stolz des die Sabinerstadt Tivoli durchwandernden Oesterreichers; und ließ, „des Prinzips wegen", um kleine Beträge Prozesse führen. Für die Macht des Reiches war Franz Ferdinand immer in Bereitschaft; mußte er nicht, da ers erben wollte? Doch er gab sich, als hätte ihn nie der edle Landwein der Heimath mit feinem Feuer durchglüht, im Wienerwald niemals das Kicherduett verliebter Vogelweibchen und Mädchen entzückt. Des Beobachters Auge sah ihn als einen frommen, um die Wahrung staatlicher Autorität bemühten Sozialisten, der die Wege der Ketteler, Belcredi, Vogelsang wandeln und, nach caesarischem Muster, gegen Klassenvorrechtsforderung die Massen mobil machen wollte. Er hat für Oesterreich das allgemeine und gleiche Wahlrecht emp-

fohlen, das die Deutschen, blind, wie Gewinn einstrichen: weil sie nicht bedachten, daß es ihre Volkheit dem schwellenden Slawenstrom opfere und daß sie, sonst die Vertreter des Grundsatzes von der Mehrheitallmacht, sich feindlichem Hohn aussetzten, wenn sie da, wo ihre Verhältnißzahl von Jahr zu Jahr schrumpft, das Mitbestimmungrecht verlangen, Mehrheit, mit Schillers Sapieha, Unsinn schelten und, in Böhmen und Mähren, nur dort, Verstand, der „stets bei Wenigen nur gewesen ist", plötzlich als das Maß politischer Macht anerkannt wissen wollen. Für das Gelöbniß, in Oesterreich die deutsche Staatssprache, in beiden Reichshälften die deutsche Kommandosprache, bis in die Zelle der Korporalschaft, zu erhalten, bot Franz Ferdinand das Versprechen, auf dem Hradschin sich zu Böhmens König krönen zu lassen. Auch in Ungarn wollte der Thronfolger das Allen gleiche Wahlrecht durchdrücken, damit die Rumänen und Sachsen, Kroaten und Slowaken im Bereich der Stephanskrone stärken und die Uebermacht der Magyaren aus dem Schaft brechen. Er mied Ungarn, blieb als Vertreter des kranken Königs nicht über Nacht in Budapest, ließ magyarische Minister und Politiker, in Habsburgs Dienst ergraute, nicht an sich kommen. Nur, weil die Mannschaft Kossuths und Apponyis (die ja in Minderheit geduckt war) ihren Staat allzu selbständig wollte und für den Compagnieverkehr die Landessprache begehrte, deren Gewährung Franz Ferdinand dem Kriegsminister Freiherrn von Schönaich wehrte? Oder auch, weil die Magyaren die von Calvinern geführten Totfeinde des Slawenthums waren, dessen Fluth den Inselfels ihrer Macht dräuend beleckt? Einerlei. Die unfreundliche Behandlung half nicht vorwärts. Mißtrauen umbrodelte die Vorstellung naher Zukunft; entfremdete einen Theil der Nation, die nicht von Walachen oder Kroaten überrannt noch vom Heer der Industriearbeiter beherrscht werden will, dem austro-deutschen Bündniß, dem er, trotz alter Sympathie mit den Lateinern, treu angehangen hatte; verleitete ihn in den Gedanken an eine Werbefahrt nach Rußland; und nährte in West so rothbackige Hoffnung, daß, zum ersten Mal nach vier Jahrzehnten, England sich zur Kotirung einer ungarischen Staatsanleihe entschloß und pariser Finanzschreiber fragten, warum Frankreich dem Vorgang nicht folge. Oesterreichs Feinde haben den Thronfolger nicht wie den Führer himmlischer oder höllischer Heerschaar gefürchtet. Den Mächten der Triple-Entente hat sich am Veitstag kein Alb von der Brust gelöst. Das Staatsgeschäft der Doppelmonarchie ward durch den Tod Franz Ferdinands nicht erschwert.

Das fordert Einen, der nicht verbittert, nicht in Vorurtheil, eigenes und Anderer über ihn, verstrickt, nicht dem verpfändeten oder gesprochenen Wort hörig ist. Einen, der fröhlich dem guten Willen und der gesunden Kraft seiner Landsleute, aller, vertraut und von allen Vertrauen erwirbt. Der aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen kann. Und, weil er noch nichts erlebt hat, nichts zu vergessen braucht. Das ist das Wichtigste. Oesterreich-Ungarn muß allen Plunder und alles Spinnengewebe aus dem Gedächtnißschrein reißen. Nicht länger beknirschen oder bewinseln,

was war oder ihm zu sein, zu werden schien. Sondern ins Leben schauen, als habe im Morgengrau es der Wille des Schöpfers geformt. Vom Wiesengrund und vom Himmelszelt, vom Eisenstrang und von der Frachtschiffahrtrinne, von gelben Halmen und schwarzen Schornsteinen ablesen, was, ihm nützlich, werden könnte. Und mit geballter Kraft dann dieses Werden erzwingen. Dämmert der Tag? In Bosnien werden Serbenhäuser geplündert, die Bewohner geschimpft, bespien, geprügelt. In Wien tobt wirre Jugend vor der Serbengesandtschaft, verbrennt Serbiens Fahne, singt: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . ." Die Wacht am Rhein: am Tag von Königgraetz. Das Sturmlied Derer, die ins Deutsche Reich schauen, nicht schielen, und an deren Zimmerwänden die Bilder zweier Wilhelm und eines Otto, des Einzigen, hängen. Freitag. In der Sonntagsfrühe liest Oesterreich-Ungarn in dem Dankerlaß des Kaisers, des Doppelmordes Ursprung sei in dem „Wahnwitz einer kleinen Schaar Irrgeleiteter" zu suchen. Serbien scheint ihm schuldlos. Wohin sollen die Nibelungen nun ihre Rosse wenden? Hell klirrt die Antwort: „In die Südbrandung des Slawenstromes." Auf österreichischem Boden hatten zwei Oesterreicher serbischen Stammes das Paar angefallen. Beide waren, wie die meisten jungen Bosniaken, eine Weile in Belgrad gewesen. „Unsere Polizei", sagte nach der That dort der Ministerpräsident, „hätte sie beobachtet, wenn sie uns jemals als verdächtig bezeichnet worden wären; als wir aber Kabrinowitsch ausweisen wollten, brachte er von seiner Heimathbehörde ein so günstiges Leumundszeugniß, daß wir ihn in Ruhe ließen." Wer Geschichte als Erlebniß fühlt und, seit dem Bukarester Frieden, die Spannung der Willensstränge, den Zeiger des Manometers betrachtet hat, weiß dennoch, was in Südost sich aus Nebeln braut. Heißer Sonntag war, als ich, am Bahnhof Zoologischer Garten, ausrufen hörte: „Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet!" In der Hauptstadt der Bosna, die altserbisches Siedlergebiet war, ein Ziel neuserbischen Sehnens ist. In der selben Sekunde trieb Ahnung den Ruf auf die Lippe: „Das ist der Krieg!"

Kriegserklärung.

Noch sieht es, in Europens Sommerferien, auf unserer grünen Erde nicht nach Krieg aus. Wildem Geheul ist Stille gefolgt. Daß verantwortliche Beamte des Königreiches Serbien der Anstiftung zu dem Doppelmord schuldig, auch nur der Begünstigung verdächtig seien, scheint noch nicht zu erweisen; und wird, mit ruhigem Ernst, in Belgrad bestritten. In Wien, daß an Bedrohung Serbiens gedacht werde; nicht von „démarche", nur von „pourparlers", höflichem Meinungaustausch, dürfe man reden. Im Ungarischen Reichstag hat Graf Tisza kühl gesagt, das Verhältniß der Monarchie zu Serbien bedürfe der Klärung. Frankreichs Generalkonsul aber meldet aus Budapest, die Volksmasse fürchte plötzlichen Kriegsausbruch und die vier-

prozentige Rente sei schon am zehnten Juli unter 80, in nie erschaute Tiefe, gesunken. Botschafter Dumaine schreibt aus Wien, die Macht Derer wachse, die rathen, die unvermeidliche Abrechnung mit Serbien nicht zu vertagen, bis Rußlands Rüstung fertig sei und Frankreichs Heer sich in die neuen Pflichten dreijähriger Dienstzeit gewöhnt habe. Der Konsulatskanzler warnt lauter: Die amtliche Telegraphenagentur, die sonst immer nur die wichtigsten serbischen Preßstimmen wiedergebe, verbreite jetzt das Geschimpf des kleinsten Hetzblattes, um das Keiner sich kümmere und gegen das die belgrader Regirung kein Bändigungmittel habe. Man wolle das Oesterreichergefühl aufreizen, eine dem Kriege günstige Stimmung vorbereiten und von Serbien fordern, daß es der Schutzmann seines großen Nachbars werde. Gewiß schaukelt Uebereifer sich im Papageienring. Niemand will Krieg. Oesterreich-Ungarn ist froh, wenn es die Last der Mobilisirung, die seit der Annexion kaum je ganz rückgängig ward, endlich abschütteln kann. Dem Befehl, die strategischen Stellungen in Albanien zu räumen, haben die Serben im November 1913 gehorcht. Das Verhältniß zu Peters Staat ist nicht so schlecht, daß nur Eisen es heilen könnte. Mit kaufmännischer Nüchternheit wird über das Recht auf die makedonischen Bahnen verhandelt. Am vierzehnten August soll eine neue Skupschtina gewählt werden. Vielleicht zermalmt der Block, zu dem die Sprudeljugend sich den Liberalen und Fortschrittsmännern vereint hat, die Altradikalen und erschlägt deren Ausschuß, das Ministerium Paschitsch. Der organisirt im Timok-Bezirk den Wahlfeldzug. Zu seinem Vertreter, dem Finanzminister Patschu, trägt Oesterreichs Gesandter Freiherr von Giesl das Ultimatum. Aus dessen Wortlaut dröhnt des Ares eherne Stimme.

„Wien, am zweiundzwanzigsten Juli 1914.

Euer Hochwohlgeboren wollen die nachfolgende Note am Donnerstag, den dreiundzwanzigsten Juli, nachmittags, der Königlichen Regirung überreichen:

Am einunddreißigsten März 1909 hat der Königlich Serbische Gesandte am wiener Hof im Auftrag seiner Regirung der K. und K. Regirung folgende Erklärung abgegeben:

‚Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geschaffene Thatsache in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich Dem gemäß den Entschließungen anpassen wird, welche die Mächte in Bezug auf den Artikel 25 des Berliner Vertrages treffen werden. Indem Serbien den Rathschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit dem vergangenen Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Oesterreich zu ändern und künftighin mit diesem Reich auf dem Fuß freundnachbarlicher Beziehungen zu leben.‘

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni haben das Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Theile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regirung entstand, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreiches durch Akte des Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Morde Ausdruck gefunden.

Weit entfernt, die in der Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die Königlich Serbische Regirung nichts

gethan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Theilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben, sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht und duldete schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung zum Haß gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten konnten. Diese Duldung, der sich die Königlich Serbische Regirung schuldig macht, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des achtundzwanzigsten Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeigten. Es erhellt aus den Aussagen und Geständnissen der verbrecherischen Urheber des Attentates, daß der Mord von Sarajewo in Belgrad ausgeheckt wurde, daß die Mörder die Waffen und Bomben, mit denen sie ausgestattet waren, von serbischen Offizieren und Beamten erhielten, die der ‚Narodna Odbrana' angehörten, und daß schließlich die Beförderung der Verbrecher und deren Waffen nach Bosnien von leitenden serbischen Grenzorganen veranstaltet und durchgeführt wurde.

Die angeführten Ergebnisse der Untersuchung gestatten der K. und K. Regirung nicht, noch länger die Haltung zuwartender Langmuth zu beobachten, die sie durch Jahre jenen Treibereien gegenüber eingenommen hatte, die ihren Mittelpunkt in Belgrad haben und von da auf die Gebiete der Monarchie übertragen werden. Diese Ergebnisse legen der K. und K. Regirung vielmehr die Pflicht auf, Umtrieben ein Ende zu bereiten, die eine ständige Bedrohung für die Ruhe der Monarchie bilden.

Um diesen Zweck zu erreichen, sieht sich die K. und K. Regirung gezwungen, von der serbischen Regirung eine offizielle Versicherung zu verlangen, daß sie die gegen Oesterreich-Ungarn gerichete Propaganda verurtheilt (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren Endziel es ist, von der Monarchie Gebiete loszulösen, die ihr angehören), und daß sie sich verpflichtet, diese verbrecherische und terroristische Propaganda mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Um diesen Verpflichtungen einen feierlichen Charakter zu geben, wird die Königlich Serbische Regirung auf der ersten Seite ihres offiziellen Organs vom sechsundzwanzigsten Juli nachfolgende Erklärung veröffentlichen:

‚Die Königlich Serbische Regirung verurtheilt die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören) und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Die Königlich Serbische Regirung bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an solcher Propaganda theilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen sich die Königliche Regirung durch ihre Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die Königliche Regirung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Theiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen wird, die sich derartiger Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.'

Diese Erklärung wird gleichzeitig zur Kenntniß der königlichen Armee durch einen Tagesbefehl Seiner Majestät des Königs gebracht und in dem offiziellen Organe der Armee veröffentlicht werden.

Die Königlich Serbische Regierung verpflichtet sich überdies:

1. Jede Publikation zu unterdrücken, die zum Haß und zur Verachtung der Monarchie aufreizt und deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichtet ist.

2. Sofort mit der Auflösung des Vereines ‚Narodna Odbrana' vorzugehen, dessen gesammte Propagandamittel zu konfisziren und in der selben Weise gegen die anderen

Vereine und Vereinigungen in Serbien einzuschreiten, die sich mit der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn beschäftigen; die Königliche Regirung wird die nöthigen Maßregeln treffen, damit die aufgelösten Vereine nicht etwa ihre Thätigkeit unter anderem Namen oder in anderer Form fortsetzen.

3. Ohne Verzug aus dem öffentlichen Unterricht in Serbien, sowohl was den Lehrkörper als auch die Lehrmittel betrifft, Alles zu beseitigen, was dazu dient oder dienen könnte, die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn zu nähren.

4. Aus dem Militärdienst und der Verwaltung im Allgemeinen alle Offiziere und Beamten zu entfernen, die der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn schuldig sind und deren Namen, unter Mittheilung des gegen sie vorliegenden Materials, der Königlichen Regirung bekanntzugeben sich die K. und K. Regirung vorbehält.

5. Einzuwilligen, daß in Serbien Organe der K. und K. Regirung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken.

6. Eine gerichtliche Untersuchung gegen jene Theilnehmer des Komplots vom achtundzwanzigsten Juni einzuleiten, die sich auf serbischem Territorium befinden; von der K. und K. Regirung hierzu delegirte Organe werden an den bezüglichen Erhebungen theilnehmen.

7. Mit aller Beschleunigung die Verhaftung des Majors Woija Tankositsch und eines gewissen Milan Ciganowitsch, serbischen Staatsbeamten, vorzunehmen, welche durch die Ergebnisse der Untersuchung kompromittirt sind.

8. Durch wirksame Maßnahmen die Theilnahme der serbischen Behörden an dem Einschmuggeln von Waffen und Explosivkörpern über die Grenze zu verhindern; jene Organe des Grenzdienstes von Schabaz und Loznica, die den Urhebern des Verbrechens von Sarajewo bei dem Uebertritt über die Grenze behilflich waren, aus dem Dienst zu entlassen und streng zu bestrafen.

9. Der K. und K. Regirung Aufklärungen zu geben über die nicht zu rechtfertigenden Aeußerungen hoher serbischer Funktionäre in Serbien und im Ausland, die, ihrer offiziellen Stellung ungeachtet, nicht gezögert haben, sich nach dem Attentat in Interviews in feindlicher Weise gegen Oesterreich-Ungarn auszusprechen.

10. Die K. und K. Regirung ohne Verzug von der Durchführung der in den vorigen Punkten zusammengefaßten Maßnahmen zu verständigen.

Die K. und K. Regierung erwartet die Antwort der Königlichen Regirung spätestens bis Samstag, den fünfundzwanzigsten dieses Monats, um sechs Uhr nachmittags."

Noch ahnt die sommerlich leere Hauptstadt, ahnt das Land nicht, was geschehen ist. Die meisten Politiker reisen abends in die zu bearbeitenden Wahlkreise ab und sprechen auf dem Bahnhof mehr von Hoffnung und Furcht der Parteien als von Oesterreich-Ungarns Note. Daß sie angelangt sei, wird gemunkelt; den Inhalt kennen nur die Minister. Am nächsten Morgen wird in der „Stampa" der Wortlaut veröffentlicht. Die Ruhe der letzten Wochen war also doch die unheimliche Stille vor dem Gewittersturm; „ein Schweigen in den Lüften, die Winde sprachlos und der Erdball drunter starr wie der Tod, bis jäh durch Stummheit dröhnt der grause Donner." Erst am vierundzwanzigsten Julimittag kann der Ministerpräsident wieder in Belgrad sein: und neunundzwanzig Stunden danach läuft die zur Antwort gelassene Frist ab. Wird Alles angenommen? So tief, heißts, darf ein Staat, der noch ferner in Selbstachtung wohnen will, sich niemals erniedern. Hastig strömts aus den Badeörtchen in die Gluth der Hauptstadt zurück. Vor dem Ministerium des Auswärtigen staut sich die Menge; und jauchzt dem Kronprinzen Alexander zu, der den kranken König vertritt. Stunden lang sitzt er im Kron-

rath. Niemand erfährt, ob schon ein Beschluß gefaßt worden sei. Von wo ist Hilfe zu hoffen? England, dessen Foreign Office stets für die Bulgaren war und das serbische Sehnen nach Bosnien, der Herzegowina, dem Sandschak und Makedonien als „Illusion" (Hardinges Wort zu dem Minister Milowanowitsch) höhnte, wird nichts thun. Und der Gesandte Hartwig, der, vielleicht, das schwerfällige Rußland in raschen Entschluß zu drängen vermocht hätte, ist tot. Auch die Nacht scheucht den Schwarm nicht ins Bett. Der Prinz-Regent, wird getuschelt, hat an den Zaren telegraphirt. Dessen Antwort bringt erst der späte Vormittag; nach dem Rath zu würdiger Mäßigung einen Hoffnungstrahl. Ein paar Minuten vor Sechs geht Herr Paschitsch selbst zu dem Freiherrn von Giesl. Zwei höfliche Sätze, zwei Verbeugungen blasser Männer. Sechsmal schlägt sie Uhr. Fortunens Kugel rollt thalwärts. Serbiens Antwort liegt auf dem Tisch des Gesandten.

„Die Königlich Serbische Regirung hat das Schreiben der Kaiserlichen und Königlichen Regirung vom Dreiundzwanzigsten dieses Monats empfangen und ist überzeugt, daß ihre Antwort jedes Mißverständnis beseitigen wird, durch das die guten nachbarlichen Beziehungen der austro-ungarischen Monarchie zu dem Königreich Serbien gestört werden könnten. Sie darf mit vollem Bewußtsein sagen, daß die Proteste, die auf der Tribüne des serbischen Volksparlamentes, in Rede und Handlung verantwortlicher Staatsmänner zu Ausdruck gekommen sind, bis, am letzten Märztag des Jahres 1909, die serbische Regierung ihnen ein Ende machte, sich niemals gegen die große Nachbarmonarchie wiederholt haben. Seit diesem Tage ist weder von einer der Regirungen, die einander folgten, noch von einem ihrer Organe je wieder ein Versuch zur Aenderung des in Bosnien und der Herzegowina geschaffenen politischen und rechtlichen Zustandes gemacht worden. Wir können auch darauf hinweisen, daß uns nach dieser Richtung nur in einem Fall von der K. und K. Regirung eine Beschwerde zugegangen ist, die (es handelte sich um ein Schulbuch) in durchaus befriedigender Weise von uns erledigt wurde. Während der Balkankrisis hat Serbien oft seinen Willen zu vernünftig friedlicher Politik erwiesen; nur dieser Politik und den Opfern, die Serbien ihr brachte, war die Erhaltung des Europäerfriedens zu danken. Für Demonstrationen und Reden Privater, für Preßartikel und Vereinsäußerungen, die in fast allen Ländern alltäglich und meist der Staatsaufsicht entzogen sind, kann die serbische Regirung um so weniger verantwortlich gemacht werden, als sie, so oft eine zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien schwebende Frage zu beantworten war, dem Nachbar weit entgegengekommen ist und dadurch in den meisten Fällen eine dem Fortschritt beider Staaten nützliche Erledigung ermöglicht hat. Durch die Behauptung, daß Staatsbürger des Königreiches Serbien zu der Vorbereitung des Attentates von Sarajewo mitgewirkt haben, ist deshalb die Königliche Regirung schmerzhaft überrascht worden. Sie erwartete die Einladung zur Mitarbeit an der Prüfung aller mit diesem Verbrechen zusammenhängenden Umstände und war, um ihre Lauterkeit durch die That zu erweisen, zum Einschreiten gegen alle irgendwie verdächtigen Personen bereit. Sie erfüllt auch jetzt den Wunsch der K. und K. Regirung und ist entschlossen, jeden serbischen Staatsbürger, welcher Klasse, welchem Rang er auch angehöre, für dessen Mitschuld an dem Attentat von Sarajewo ihr Beweise geliefert werden, vor den Richter zu stellen. Sie wird am sechsundzwanzigsten Juli auf der ersten Seite des Staatsanzeigers veröffentlichen, was hier folgt:

„Die Königlich Serbische Regirung verurtheilt jede gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Propaganda (Das heißt: die Gesammtheit der Bestrebungen, deren letztes Ziel ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie Gebiete loszutrennen, die ihr angehören) und sie bedauert aufrichtig die grauenhaften Folgen dieser verbrecherischen Handlungen. Sie bedauert, daß serbische Offiziere und Beamte an solcher

Propaganda theilgenommen und damit die freundnachbarlichen Beziehungen gefährdet haben, die zu pflegen die Königliche Regirung sich durch ihre Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 feierlich verpflichtet hatte. Die Königliche Regirung, die jeden Gedanken oder jeden Versuch einer Einmischung in die Geschicke der Bewohner was immer für eines Theiles Oesterreich-Ungarns mißbilligt und zurückweist, erachtet für ihre Pflicht, die Offiziere, Beamten und die gesammte Bevölkerung des Königreiches ganz ausdrücklich aufmerksam zu machen, daß sie künftig mit äußerster Strenge gegen die Personen vorgehen wird, die sich solcher Handlungen schuldig machen sollten, Handlungen, denen vorzubeugen und die zu unterdrücken sie alle Anstrengungen machen wird.'

Ein im Namen des Königs vom Kronprinzen Alexander zu erlassender Tagesbefehl wird dem Heer diese Erklärung übermitteln; außerdem wird die nächste Nummer des Amtlichen Armeeblattes sie veröffentlichen.

Ferner verpflichtet sich die Königliche Regirung:

1. Von der Skupschtina, sobald sie zu ordentlicher Tagung versammelt ist, die Aufnahme einer Vorschrift zu fordern, nach der das Preßgesetz die Aufreizung zu Haß und Verachtung der austro-ungarischen Monarchie und jede Veröffentlichung, deren Ziel die Antastung des austro-ungarischen Landbesitzstandes ist, mit den strengsten Strafen zu ahnden hat. Die nahe Verfassungrevision wird ihr die Möglichkeit geben, den zweiundzwanzigsten Verfassungartikel so zu ändern, daß Artikel und Schriften der angedeuteten Art in Beschlag genommen werden können. Das ist jetzt, nach dem unzweideutigen Wortlaut dieses Verfassungartikels, unmöglich. Die Regirung verpflichtet sich, diesen Zustand zu ändern.

2. Sie hat keinen Beweis (und auch die Note der K. und K. Regirung liefert ihr keinen) dafür, daß der Verein ‚Narodna Odbrana', ihm ähnliche Vereine oder ihnen zugehörige Personen irgendwelcher verbrecherischen Handlungen der erwähnten Art schuldig geworden seien. Dennoch erfüllt sie den Wunsch der K. und K. Regirung: sie wird diesen Verein und jeden, der sich gegen Oesterreich-Ungarn wendet, auflösen.

3. Sie verpflichtet sich, aus dem öffentlichen Unterricht Serbiens ohne Säumen Alles zu entfernen, was der Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn dient oder sie irgendwie nähren könnte; sie erwartet, daß die K. und K. Regirung ihr das Bestehen solcher Propaganda erweisen werde.

4. Sie will alle Offiziere und Beamten, denen die gerichtliche Untersuchung feindsäliges Handeln gegen den austro-ungarischen Landbsitzstand nachgewiesen hat, zunächst mindestens aus dem Staatsdienst entlassen; und erwartet, daß die K. und K. Regirung ihr bald die Namen solcher Offiziere und Beamten nebst den auf ihnen lastenden Anschuldigungen mittheile, damit das Verfahren eröffnet werden könne.

5. Sie muß gestehen, daß ihr Sinn und Tragweite der Forderung nicht ganz klar ist, die sie verpflichten soll, auf Serbiens Boden die Mitarbeit von Organen der K. und K. Regirung zu gestatten; sie erklärt sich aber zur Duldung jeder Arbeitgemeinschaft bereit, die mit den Grundsätzen des Völkerrechtes, mit der Strafprozeßordnung und mit einem guten Nachbarverhältniß in Einklang ist.

6. Sie fühlt sich vom natürlichen Pflichtgefühl zur Eröffnung des Verfahrens gegen alle in ihrem Staatsgebiet lebenden Personen gedrängt, die zu der Verschwörung vom achtundzwanzigsten Juni mitgewirkt haben oder solcher Mitwirkung verdächtig sind. Daß in diesem Verfahren Agenten der K. und K. Regirung mitarbeiten, kann die Königliche Regirung nicht zulassen, weil sie sonst die Verfassung und die Strafprozeßordnung verletzen würde. Doch könnten in bestimmten Fällen die Ergebnisse der schwebenden Untersuchung den austro-ungarischen Organen angezeigt werden.

7. Sie hat sogleich nach der Zustellung der Note, noch am selben Abend, die Verhaftung des Majors Woija Tankositsch befohlen. Milan Ciganowitsch gehört dem Staatsverband der austro-ungarischen Monarchie an. Bis zum achtundzwanzigsten Juni stand er als Aspirant im Dienst der Eisenbahndirektion. Wo er sich jetzt aufhält, war noch nicht zu ermitteln. Die K. und K. Regirung wird ersucht, so schnell wie möglich, zum

Zweck weiterer Ermittelung, die Verdachtsgründe und die von der Untersuchunginstanz in Sarajewo bisher gefundenen Schuldbeweise in der üblichen Form mitzutheilen.

8. Sie wird die giltigen Vorschriften gegen den Grenzschmuggel mit Waffen und Sprengstoffen verschärfen und erweitern. Sie wird, natürlich, sofort eine Untersuchung eröffnen, um festzustellen, ob Grenzbeamte auf der Strecke Schabaz-Loznica durch Begünstigung der Urheber des Verbrechens von Sarajewo pflichtwidrig gehandelt haben. Solche Beamte würden streng bestraft werden.

9. Sie ist gern bereit, über das auf serbischem Boden und im Ausland von Beamten in Interviews nach dem Attentat Gesagte (das, nach der Angabe der K. und K. Regirung, der austro-ungarischen Monarchie feindsälig war) Auskunft zu geben, sobald die K. und K. Regirung ihr solche Redewendungen angegeben und als Aeußerungen serbischer Beamten erwiesen hat. Sie wird sich auch selbst um die Sammlung solcher Beweise und Überführungmittel bemühen.

10. Sie wird, so weit es noch nicht in dieser Note geschehen ist, der K. und K. Regirung die Ausführung alles hier Zugesagten unmittelbar nach dem Beschluß und der Verfügung anzeigen.

Sollte die K. und K. Regirung von dieser Antwort noch nicht befriedigt sein, so ist die Königlich Serbische Regirung, die im gemeinsamen Interesse beider Reiche gegen eine überhastete Erledigung der Sache ist, zu friedlicher Verständigung, wie immer, bereit. Die Beantwortung der schwebenden Fragen könnte dann entweder dem Internationalen Gerichtshof im Haag oder den Großmächten übertragen werden, die an unserer Erklärung vom einunddreißigsten März 1909 mitgearbeitet haben."

Ich habe die österreichische Note nach dem Wortlaut des Rothbuches abgedruckt, die Serbiens aus dem französischen Urtext übersetzt. In der sechsten Stunde, in der sie überreicht wurde, war, für alle Fälle, das Heer mobilisirt worden. Schon drei Stunden zuvor, meldet Freiherr von Giesl aus Semlin, sei der Befehl ins Land gegangen; und fügt hinzu: „Ich habe in Folge ungenügender Antwort der Königlich Serbischen Regirung auf unsere Forderungen die diplomatischen Beziehungen zu Serbien für abgebrochen erklärt und mit Personal der Gesandtschaft Belgrad verlassen." Da läuten von allen Kirchthürmen die Glocken. Alle Parteien versöhnen, die Feinde von gestern verbrüdern sich. Im kleinsten Dorf schwört Jeder, daß Serbien schuldlos überfallen worden sei und mit dem sarajewoer Mord nicht die mindeste Gemeinschaft gehabt habe. „Was konnte er uns denn nützen? Die Frau des Thronfolgers liebte die Slawen und er traute den Magyaren, unseren Hauptfeinden, nicht über den Weg. Daß Handgranaten aus dem kragujewacer Depot verwandt wurden, beweist nichts: denn Hunderte haben aus den Balkankriegen solche Granaten als Andenken heimgebracht. Wir brauchten nur Ruhe, um das erkämpfte Land zu verdauern. Hat Paschitsch uns noch nicht tief genug gedemüthigt? Was er heute nicht schluckte, aber auch nicht ausspie, ist Kleinigkeit und kann nicht Kriegsvorwand sein." So schwirrts durcheinander, während die rüstige Mannheit zu den Fahnen eilt und die Weiber schluchzen, weil sie nun wieder allein hausen müssen. Das geht schon ins dritte Jahr. Die Alten verschleißen Trostpülverchen. Diesmal wird nicht Krieg. Ist ja nur Schreckschuß. Nach wenigen Tagen ist der Milosch, Peter, Wladan wieder daheim. Kaiser Franz Joseph ist ein gütiger Herr. Rußland verläßt uns nicht. Seid hübsch geduldig, Frauenvolk! Euch kehren die Hähnchen bald zurück.

An dem selben fünfundzwanzigsten Julitag läßt Ministerpräsident Paschitsch an alle serbischen Gesandtschaften telegraphiren: „Den Vertretern der uns befreundeten Staaten habe ich den Grundriß unserer Antwort vorgelegt und gesagt, daß sie durchaus versöhnlich sein werde. Die serbische Regirung wird alle Forderungen Oesterreich-Ungarns, die überhaupt annehmbar sind, annehmen und ist gewiß, daß die austro-ungarische Regirung die ihr gewährte vollkommene Genugthuung anerkennen wird; wenn sie nicht etwa unter allen Umständen Krieg führen will." Der Vornotiz folgt schnell der Wortlaut; und nachts die Kunde vom Bruch.

Am Sechsundzwanzigsten schreibt Minister Graf Berchtold an die Botschafter Oesterreich-Ungarns: „Wir haben, nachdem Serbien die von uns aufgestellten Forderungen abgelehnt hat, die diplomatischen Beziehungen zu diesem Lande abgebrochen. Ich ersuche Euer Excellenz nun, sich sofort zu dem Herrn Minister des Aeußeren oder dessen Stellvertreter zu begeben und sich ihm gegenüber beiläufig in folgender Weise auszusprechen. ‚Die Königlich Serbische Regirung hat abgelehnt, die Forderungen, welche wir zur Sicherung unserer von ihr bedrohten vitalsten Interessen an sie stellen mußten, zu erfüllen; womit sie bekundet hat, daß sie ihre subversiven, auf die stete Beunruhigung einiger unserer Grenzgebiete und ihre schließliche Lostrennung aus dem Gefüge der Monarchie gerichteten Bestrebungen aufzugeben nicht Willens sei. Zu unserem Bedauern und sehr gegen unseren Willen sind wir dadurch in die Notwendigkeit versetzt worden, Serbien durch die schärfsten Mittel zu einer grundsätzlichen Aenderung seiner bisherigen feindsäligen Haltung zu zwingen."

Auf den zweiten Hilferuf des Kronprinzen und Regenten Alexander antwortet, laut nun, am siebenundzwanzigsten Juli der Kaiser von Rußland: „Als Eure Königliche Hoheit sich in einer besonders schweren Stunde an mich wandten, haben Sie die Empfindung, die ich für Sie hege, eben so richtig wie mein herzliches Mitgefühl mit dem serbischen Volk erkannt. Ich betrachte die Lage mit ernstester Aufmerksamkeit und meine Regirung müht sich mit aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierigkeiten. Ich zweifle nicht, daß Eure Königliche Hoheit und die Königliche Regirung uns diese Aufgabe erleichtern und nichts versäumen werden, was, unter Wahrung der Würde Serbiens, eine friedliche Lösung sichern und den Schrecken neuen Krieges vorbeugen kann. So lange auch nur die allergeringste Hoffnung bleibt, blutigen Austrag zu vermeiden, muß all unser Mühen diesem Ziel zustreben. Können wirs, trotz unserem tief aufrichtigen Wunsch, nicht erreichen, dann darf Eure Königliche Hoheit gewiß sein, daß Rußland in keinem Fall das Schicksal Serbiens als ihm gleichgiltig betrachten wird. Nikolai."

Am letzten Julitag erklärt sich, zum ersten Mal, die wiener Regirung bereit, über ihr an Serbien gerichtetes Ultimatum mit Rußland zu verhandeln. Graf Berchtold telegraphirt an die Botschafter Oesterreich-Ungarns: „Die der Situation entsprechenden Pourparlers zwischen dem wiener und dem

petersburger Kabinet, von denen wir uns eine allseitige Beruhigung versprechen, nehmen ihren Fortgang." Aus Petersburg meldet ihm Botschafter Graf Szapary: „Bei meinem heutigen Besuch legte ich Herrn Sasonow dar, daß ich Instruktionen erhalten habe. Ich müsse aber vorausschicken, die augenblickliche, durch die russische allgemeine Mobilisirung in Wien geschaffene Lage sei mir gänzlich unbekannt, so daß ich von dieser bei Verdolmetschung meiner noch vorher abgegangenen Weisungen vollkommen absehen müsse. Ich sagte, daß die beiden Weisungen Eurer Excellenz von dem Mißverständniß handeln, als ob wir weitere Verhandlungen mit Rußland abgelehnt hätten. Dies sei, wie ich ihn schon ohne Auftrag versichert hätte, ein Irrthum. Eure Excellenz seien nicht nur gern bereit, mit Rußland auf breitester Basis zu verhandeln, sondern auch speziell geneigt, unseren Notentext einer Besprechung zu unterziehen, so weit es sich um dessen Interpretation handle. Ich betonte, wie sehr die Instruktionen Eurer Excellenz an mich einen weiteren Beweis guten Willens böten. Ich könne nur hoffen, daß uns der Gang der Ereignisse nicht schon zu weit geführt habe. Jedenfalls hätte ich für meine Pflicht gehalten, im gegenwärtigen hochernsten Augenblick den guten Willen der K. und K. Regirung nochmals zu dokumentiren. Herr Sasonow erwiderte, er nehme von diesem Beweis guten Willens mit Befriedigung Akt; doch möchte er auch aufmerksam machen, daß ihm Unterhandlungen in Petersburg aus naheliegenden Gründen weniger Erfolg versprechend erschienen als solche auf dem neutralen londoner Terrain. Ich erwiderte, Eure Excellenz gingen, wie ich schon dargelegt hätte, vom Gesichtspunkt einer direkten Fühlungnahme in Petersburg aus, so daß ich nicht in der Lage sei, zu seiner Anregung bezüglich Londons Stellung zu nehmen; doch würde ich Euer Excellenz hiervon Meldung erstatten."

Am Tag zuvor hat die Regirung der Französischen Republik pünktliche Erfüllung der Bündnißpflicht zugesagt; aber auch gelobt, alles zur Friedenswahrung Erdenkliche zu thun, und die Russen beschworen, Alles zu meiden, was „dem Deutschen Reich einen Vorwand zur Mobilmachung liefern könnte". Herr Sasonow antwortete: „Ich gebe bis in die letzte Minute die Verhandlung nicht auf." Doch Petersburg glaubt, daß ihm Berlin, Berlin, daß ihm Petersburg in der Vorbereitung des Kriegszustandes voraus sei. Botschafter Swerbejew meldet die deutsche Mobilmachung; und widerruft gleich danach die Meldung, die aus dem Irrthum eines Extrablattes kam. Die Nachricht, daß in den Frühstunden des dreißigsten Julitages Belgrad von den Oesterreichern beschossen worden sei, erregt in Rußland die Gemüther. Aus Wien aber telegraphirt Botschafter Schebeko, daß sein Gedankenaustausch mit dem Ballhausplatz, trotz der Mobilmachung, fortdaure; Graf Berchtold sei durch die russische Vorbereitung gegen Deutschland unruhig geworden und versichere, daß Oesterreich-Ungarn sich bisher in die Rückberufung der Mannschaft von den Manöverfeldern und der beurlaubten Offiziere beschränkt habe. In der Mitternachtstunde bringt der Deutsche Botschafter Herrn Sasonow die Note, die binnen zwölf Stunden den Beginn

der Demobilisirung an den Grenzen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns fordert; und, da er keine Antwort erhielt, am ersten Augustabend, zehn Minuten vor Sieben, die Kriegserklärung. In deren Begründung wird noch betont, daß der Deutsche Kaiser in Eintracht mit England sich um die Vermittelung zwischen Wien und Petersburg bemüht habe. Drei Tage danach erwähnt der Reichskanzler in seiner Denkschrift drei „englisch-deutsche Vermittelungvorschläge"; erwähnt, daß Britaniens Diplomatie das Vermittlermühen Deutschlands unterstützt, „Schulter an Schulter mit ihm unausgesetzt an der Vermittelungaktion fortgearbeitet habe". Während diese freundlichen Sätze gelesen werden, fordert im Auswärtigen Amt Botschafter Goschen für sich und seine Gehilfen die Pässe, weil die Kaiserliche Regirung verweigert hat, die deutschen Truppen, die morgens die belgische Grenze überschritten haben, zurückzuziehen. Auch ihn erinnert, beim Abschied, der Kanzler an die Tatsache, daß Großbritanien fast bis in die letzte Stunde in Gemeinschaft mit Deutschland sich für die Erhaltung des Friedens eingesetzt habe. In dem Bedauern, daß zwischen zwei Großmächten, deren Verkehr gerade jetzt freundschaftlicher geworden sei, als er seit Jahren war, morgen Krieg sein solle, ist Herr von Bethmann mit Sir Edward Goschen einig; wie, vierzehn Tage zuvor, Sir Edward Grey mit dem Botschafter Fürsten Lichnowsky in Abscheu vor jedem Krieg zwischen Großmächten, gar vor einem um Serbiens willen entbrennenden „wholeheartedly" einig gewesen war. Zu spät. Das Deutsche Reich ist gegen Rußland, Frankreich, England in Krieg. Oesterreich-Ungarn kündet ihn am sechsten August der Russenregirung an. Botschafter Dumaine bleibt bis zum zwölften, Botschafter Sir Maurice de Bunsen bis zum vierzehnten August in Wien. Die Vertreter beider Westmächte haben Kriegserklärungen in Kaunitzens Haus getragen, nicht aus ihm empfangen. Noch unter dem selben Mond folgt Japan. Über die fünf Festländer der Menschenwelt hin leckt im Herbst der Brand.

„Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann von einem fleißigen Juristen beweisen, daß auf ihrer Seite das Recht sei." So höhnt Fritz von Preußen. In der wiener Note an Serbien,' deren rauhe Härte ohne Vorgang in der Geschichte ist, lehrt jeder Satz, daß Oesterreich-Ungarn den Krieg wollte. Weil es überzeugt war, ihn wollen zu müssen. Weil es nicht warten dürfe, bis es als neue Türkei behandelt, von vier oder fünf Seiten zugleich angegriffen werde, Rußland auch die Polen noch ködere und der gefährliche Glaube entstehe, den armen Franz Ferdinand überlebe im Erzhaus kein kräftiger Wille. Weil nur der Krieg, den die besten Geister der Armee, nicht aus Ehrgeiz noch gar aus Beförderungsucht, ersehnten, die Hauptschäden beider Reichshälften und der Gesammtmonarchie heilen könnte. Weil er heute noch, vielleicht nicht mehr morgen, zu führen wäre. Und weil selbst die Niederlage nach muthigem Kampf, von dem die Waffenehre heller leuchtet, der Meinung vorzuziehen ist, das Habsburgerreich halte sich nur mühsam noch auf zitternden Beinen und könne zwar mit der Zunge keifen,

doch nimmermehr mit dem Schwert kämpfen. Denkbar ist auch, daß Freiherr von Conrad gesagt hat, er vermöge nicht für den Reichsschutz zu bürgen, wenn die Union Serbiens mit Montenegro vollzogen und Rumänien fest an Rußland gekettet sei. Nur die Ablehnung, nicht die Annahme des in der Note Geforderten konnte den Wienern nützen. Den klugen Serben Paschitsch und Patschu war der Muth und der Witz zur Annahme, auch des unannehmbar Scheinenden, zuzutrauen. „Wir müssen jetzt (hätten sie gewispert) das Ganze schlucken: gerade, weil die Oesterreicher wünschen, daß wirs nicht über die Lippe lassen. Ihre Enttäuschung mag uns trösten, bis Rußland bereit ist und auch diesen Tag slawischer Schmach rächt." Solcher Verzicht auf Heldenallure hätte trutzigere Kühnheit gefordert als der verwegenste Kampf gegen Uebermacht. Doch den Ministern redet in Serbien längst das Offiziercorps drein (das sie deshalb gern mal geduckt sähen) und das Haus Karageorgewitsch steht auf schwankem Grund. Herr Paschitsch hat als Patriot gehandelt: ohne großen Gestus fast Alles hinuntergewürgt. Da er, fürs Erste, aber ein paar Tropfen in der Bitterwasserflasche lassen mußte und Oesterreichs Absicht aus nüchternem Auge sah, wußte er genau, was kommen werde, und stimmte drum, noch bevor er die Antwortnote (ein Meisterstück weiser Taktik) dem Gesandten Franz Josephs übergab, dem Beschluß der Heeresmobilisirung zu. Inzwischen arbeiteten die Juristen des Ballhausplatzes an der Rechtfertigungschrift. Die mag einstweilen ruhen. Die war wichtig, so lange der Handel als Rechtsfrage frisirt wurde. Was wäre, jetzt noch, durch den Beweis gewonnen, daß Wien in diesem Fall von seinen Agenten nicht besser bedient worden ist als in den Fällen Nastitsch und Prochaska? Ich bin ganz sicher, daß der Doppelmord in Sarajewo der belgrader Regirung höchst unwillkommen war (so ist, nach dem Bericht des Herrn Dr. Dillon, eines Gelehrten und Politikers von Eigengewicht, auch die Meinung des Grafen Berchtold); daß der serbische Bauer und Kaufmann, Intellektuelle und Soldat sich nicht in den Sünderwinkel zu verkriechen braucht; und daß eines Tages ein Paschitsch dem Oesterreicher, der ihn nach dem Anlaß zu den vielen Verschwörungen fragt, ungefähr antworten wird, wie, 1873, Visconti-Venosta dem Minister Franz Josephs geantwortet hat: „Die paar kleinen Verschwörungen von kurzer Dauer waren unbeträchtlich neben der großen, natürlichen, spontanen Verschwörung Aller. Eure Regirungmethoden und Polizeisitten haben in unseren Reihen die Disziplin erhalten." Daß ein Krieg nothwendig war, beweist nur sein Ertrag. Solcher Glaube ist im August 1914 noch der Fels einer Welt. Papier gilbt. Oesterreich-Ungarn braucht raschen, nicht allzu theuer bezahlten Sieg.

Wo der Plan ausgebrütet worden sei, in Wien oder in Berlin, ward gefragt. Deutscher Stolz wartet nicht zag auf Antwort. Wenn auch nur denkbar wäre, daß der Kanzler des Deutschen Reiches nicht, bis ins Kleinste, genau wußte, was Oesterreich-Ungarn in Belgrad fordern werde, denkbar, daß wir mit solcher Explosivnote überrumpelt würden, dann säßen wir in engerer Klemme als in den Tagen des Deutschen Bundes und wären nicht Oester-

reichs Reserve, nein, Oesterreichs Lanzenknechte. Dann müßte der Nationalstolz gegen ein Bündniß auflodern, das uns aus dem Rath scheidet, aber mit der Hauptlast der That bebürdet. Daß Oesterreich-Ungarn uns plötzlich vor die Nothwendigkeit eines Kampfes gegen die stärkste Koalition der Erdgeschichte zwingen könne: schon die Vorstellung müßte deutsches Selbstgefühl, deutsches Selbstbestimmungrecht in dreimal heiligen Zorn empören. Warum wird der Umlauf so gefährlicher Märchen geduldet? Warum nicht gesagt, was ist (weil es sein muß): daß zwischen Wien und Berlin Alles vereinbart war? Wir wären in Knechtschaft gesunken, unwürdig der Männer, die Preußens Vorherrschaft in Deutschland erkämpften, wir hätten uns Duncans schlaftrunkene Kämmerlinge zu Herren gesetzt, wenns, fünfzig Jahre nach Königgraetz, jemals noch anders sein könnte.

Das Wagniß dieses Krieges ist ungeheuer. Ein Anfang, nicht ein Ende. Wähnt Einer, die Evolution des Slawenthums, dem unsere Willensträgheit Südosteuropa ausgeliefert hat, sei heute noch aufzuhalten? Ein Zweiter, Rußland, das Tataren und Türken, Bonaparte und Louis Napoleon überdauert hat und nach jeder Niederlage kräftiger wurde, sei, nicht hinter dem Baikalsee, sondern in geschlossener Schlachtlinie mit seinen Freunden, so sicher ins Herz zu treffen, daß seine Ohnmacht auch nur ein Jahrzehnt lang währt? Hält ein Dritter die Briten für so blind, daß er ihnen zutraut, sie würden, mit andächtig gefalteten Händen, still in ihren Klubsesseln sitzen, bis keine Kontinentalmacht, auf lange Zeit hinaus auch kein Kontinentalbund die Vorherrschaft des Deutschen Reiches bestreiten könnte, dessen Dreadnoughtziffer ihrer bald gleichen würde und an dessen Gnade dann Indiens Zukunft hinge? Sehet, was ist, nicht, was Euch vorgegaukelt wird. Nach dem ersten Schuß wäre Englands Ulstergeschwür nicht fühlbarer als ein trockener Hautpickel. Die Woge junger Slawensehnsucht spült schneller vielleicht, als der Westmensch ahnt, den Russenaussatz, alles im Zarthum Zeitwidrige in dunkle Tiefen. Frankreich würde mit der Tollkühnheit des grimmigsten Galliers fechten. Die Haltung mancher anderen Macht kann das Hoffen bitter enttäuschen. Das Wagnis ist ungeheuer. Mußte aber gewogen werden, ehe die Vorbereitung begann. Weh Dem, der mit so Ungeheurem getändelt und, statt das Ziel und den Preis des Kampfes in Klarheit zu heben, seine Eitelkeit geletzt hätte! Unaustilgbar ist, was in den Kanzleien, auf der Straße, in der Presse unter dem Julimond geschah. Und ruchlos stünde der Verantwortliche, ein Gevehmter, vor der Nation, der nicht durch fruchtbare That die Nothwendigkeit dieses Geschehens bewiese.

Frommts, bänglich jetzt noch zu fragen, wer im festeren Rechtsgehäus wohnt? Fraget die Buche, wer ihr das Recht gab, den Wipfel höher zu recken, als Pinien und Tannen, Birken und Palmen vermochten. Heischet sie vor ein Tribunal, dem die Krüppelkiefer präsidirt. Aus der Krone rauschts: „Meine Kraft ist mein Recht.“ Ueber das mit einem Volke geborene Recht, zu leben, zu gedeihen, himmelan zu wachsen, gibts keinen Richter. Jeder wäre befangen. Jeden müßten wir ablehnen. Und befangen sind wir, Alle,

die nicht in der dünnen Gletscherluft des weisen Greises Goethe horsten, im Urtheil über das uns schädliche Handeln fremder Nationen. Getäuscht, überlistet, verrathen haben sie uns? Wir wollens nicht glauben. Gar nicht erst, saumselig, prüfen, ob der Beweis stark oder schwach, felsfest oder bröckelig ist. Aufs Kindernachttöpfchen die Geschäftsführer, die sich betölpeln ließen; die nicht wüßten, daß der alte Urstand ewiger Natur wiederkehrt, wenn Ares sich in Gold schient und seiner Brut, dem Graus und dem Schrecken, befiehlt, vor den Kriegswagen die Rosse zu schirren. Spitzfindige Rechtserörterung gebiert nicht den Geist, den Germania heute wieder von ihren Kindern verlangt. Wer im Recht ist? Wer die Macht hat: darum nur gehts noch. Cecil Rhodes, der ein großer Kerl, ein Gigant in Lackschuhen und mit Tuberkeln war, hat einem Splitterrichter in die Käsfratze gebrüllt: „Dieser Krieg ist gerecht, denn er nützt meinem Volk und mehrt meines Landes Macht!" Hämmert in alle Herzen den Satz. Klebet ihn, der hundert Weißbücher aufwiegt, an alle Mauern. An die Amtshäuser und Straßenecken der Städte, der Dörfer auf blutrothem Papier. Solches Bewußtsein fordert der Anfang. Dann? Nur die Leistung entscheidet; nicht Rechtsdüftelei. Wo liegt die Welt, der jemals erweislich würde, daß Briten, Slawen, Franzosen, Italer, Wallonen, Walachen schäbige Wichte, treulose Lügner sind? Und welcher Ertrag kam bis heute aus dem Versuch, sie so zu erweisen? Das politischer Denkform fernste und drum regirbarste aller Völker hört alltäglich, daß es von Vetter und Nachbarn betrogen wurde; tobt, statt zu fragen, wessen Hauptpflicht die Durchleuchtung und Vereitelung schnöder Trugpläne war, seinen Zorn an Wehrlosen aus; und muß dann, in seinem hellen Leben zum ersten Mal, von Scham erröthen. Nicht Deutschlands Recht: Deutschlands Macht ist jetzt zu erweisen. Wir müssen siegen. Sonst stirbt mit der Macht auch das Recht. Wäre das Gewimmel der Feinde stärker, dann schlüge in seiner Kraft der Puls des Rechtes zur Vorreckung über die deutsche Menschheit. Bei der stärksten Schwadron ist der Herrgott: jauchzt Fritz. Und ein als Reservemann einberufener Straßenbahnschaffner sprach am Sonntag, im Innersten fast so königlich wie Preußens einzig großer König, zu mir: „Bis zum letzten Augenblick fahre ich; denn aber schnell los. Wir werden schon fertig mit die Kosaken." So sind Millionen. Deutsch: in Ordnung, Unterordnung gewöhnt, tüchtig (in den Grenzen des Begriffes), vor keiner Nothwendigkeit zag und ihrer Sache, groß oder klein, durch ernste Arbeit mächtig.

Hochzeitstimmung.

Der Leistung des Großen Generalstabes, ihr ganz allein, ist gelungen, in jedes Herz Zuversicht einzupflanzen; jedes auf den Ton zu stimmen, der von Scharnhorsts Lippe klang, da er, vor hundert Jahren, zu seiner Tochter Julie sprach: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege über uns erfechten: die Anlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des

Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Kein anderes Heer der Erde vermöchte die Mobilmachung, die wir sahen, noch den Aufmarsch, dessen Echo wir hörten. Vorn ficht der Feldherr, der Führer einer Armee, eines Corps. Vor Aller Augen. Sein Name funkelt, auch eines glücklichen Unterführers, nach dem Sieg über die Welt hin. Die Bereiter des Sieges sitzen lange im Dunkel; und wenn der Abglanz der über hellen Schlachtenjubel in Nacht sinkenden Sonne die Stirn des Strategen umleuchtet: niemals reckt die große Schaar der Gehilfen sich aus dem Schatten. Niemals hat sies begehrt. Niemals wird sie begehren, auf ihre Leistung den Blick der Nation zu heften. Was sie Pflicht dünkte, hat sie gethan. Unsere ist, ihr, schon heute, aus Ehrerbietung zu danken. Den Arbeitern der Kriegsministerien, des Militärkabinets und (allen voran) des Großen Generalstabes. Auf die Männer mit den Karmesinstreifen müßte Deutschland stolz sein, in alle Ewigkeit deutschen Lebens stolz bleiben, selbst wenn sein Sieg kleiner würde, als er werden muß. Die wichtigste Meldung der ersten Mobilmachungwoche, die rühmlichste schien mir der (von der ungeduldig langenden Menge kaum bemerkte) Satz zu bergen, der, in der kurzen, putzlosen Redeweise Hellmuths des Ersten, dem Volk ankündete, „bisher sei an den Generalstab keine Rückfrage gekommen". Das bedeutet: Alles war in Ordnung. Größtes und Kleinstes genau so, wie es das Hirn des Strategen erdacht, sein Stift es vorgezeichnet hatte. Munition und Proviant, Kleidung und Schuhzeug, Zelte und Schmieden, Telegraph und Telephon. Alles. Kaum irgendwo fehlte beim Aufruf auch nur ein Mann; so sorgsam waren die Listen geführt. Jeder Soldat war gut gekleidet, beschuht, gewaffnet, mit der nöthigsten Nahrung versorgt. Jeder Eisenbahnzug ging pünktlich ab; in jedem war jedem Soldaten sein Platz angewiesen und Raum für die Mannschaft gelassen, die unterwegs zusteigen sollte. Nirgends Wirrniß, Geknäuel, vermeidlicher Lärm. Wo längerer Aufenthalt sein mußte, war (von der Militärbehörde oder von freundlichen Volksgenossen) den Kriegern eine Labung bereitet worden. Von der ersten Minute an fühlte sich der ins Feld Gerufene in sicherer Hut; fühlte, daß die Riesenmaschine, in der er nun ein winziges Rädchen sein sollte, richtig arbeiten werde. Wer ahnt, welchen Werth die Stimmung der in den Krieg ziehenden Truppe hat, wird das Ereigniß dieser Mobilmachung nie vergessen. Ein paar Stichproben aus Feldpostkarten, die Landwehrmänner verschiedenen Dienstgrades mir schrieben: „Nach dem Antreten sagte uns der Bezirksoffizier, auch England habe uns den Krieg erklärt; eine Welt stehe gegen uns in Waffen und der Kampf werde schwer sein. Wir dachten: Macht nichts; auf einen Feind mehr oder weniger kommts nicht an. Wir schaffens." „Die Stimmung ist großartig. Und: ohne Alkohol! Wir sind Dreihundert. Keiner kam betrunken und Keiner hat, in zwölf Stunden, einen Tropfen Schnaps oder Bier zu sich genommen. Einmal gabs Kaffee (besseren als sonst auf kleinen Bahnhöfen) und Schmalzstullen. Später anständige Bouillon mit Fleisch. Obs bei den Russen so aussieht?" „Wundervoll ist die Organisation! Das merkt auch der einfachste Knecht vom Lande. Deshalb

sind Alle fröhlich. Kein Drückeberger. Dreißig Ueberzählige, die zurückgestellt wurden, waren die Einzigen, die traurig dreinblickten. Wir gehen nach Osten. Als wir mal lange hielten, putzten flinke Kerls den ganzen Zug mit Birkenreisern. Der sah nun aus wie eine Kremserreihe, die im Frühjahr nach Baumgartenbrück oder Chorin trabt. Und die Berliner, immer obenauf, hatten auch gleich Kreide und schrieben an die Wagons allerlei Ulkiges. ‚Von Berlin über Petersburg nach Zarskoje Selo.' ‚Herrenpartie nach Petersburg.' So war die Stimmung. Trotzdem nicht für zehn Pfennige Alkoholisches geschluckt wurde." Wem ist diese Stimmung, diese Vorbürgschaft ehrenvollen Kampfes zu danken? Nur den Karmesinenen. Den Männern, die Tag vor Tag, Jahr vor Jahr in der „Großen Bude", im Haus Moltkes, gearbeitet haben. Nie Ueberlastung bemurrten. Nie aus geckiger Selbstgefälligkeit auf ihr Tagwerk schauten. Der Pflicht noch zu fehlen meinten, wenn sie nicht jede Nervenfaser im Dienst verbrauchten. Die wissen, was Einer wissen kann. In Feindesland kennen sie jedes Gehölz und jeden Sumpf, jede Nebenbahnlinie und Marschmöglichkeit. In ihnen glüht, aus ihnen wirkt Scharnhorsts Geist. Des weisesten Soldaten, der dem nachfritzischen Preußenstaat gelebt hat. Des großen Erziehers zu nationaler Freiheit. Der selbst ihren Morgen nicht mehr leuchten sah, doch, durch seines Lebens Arbeit, zu hindern vermochte, daß je wieder auf deutscher Erde der Fremdling gebot. „Der Dienst darf dem Mann nicht verleidet, zugleich aber auch nichts verabsäumt werden, um in ihm den jeglichem Kriegsheer unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen. Keine ungesetzliche Handlung soll durchgehen, keine zweckwidrige Ungebundenheit gestattet werden. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit oder Unbeholfenheit im Dienst auf eine liebevolle und väterliche Art geschehen." So dachte der Mann, den in Preußens Heldenlenz der Jubelruf Gneisenaus grüßte: „Scharnhorst leitet uns! Jedes Herz ist hochgestimmt. Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu saufen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir nicht wieder unterjocht werden können: denn die gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf. Sie hat einen großen Charakter entwickelt und damit ist man unüberwindlich." So wars 1813. So ists 1914. Weil Scharnhorsts Blut in jedem Aederchen des Generalstabes pocht. Eine Wirrung, ein sichtlicher Fehler im Mechanismus: und die Stimmung, für deren Bereitschaft politisch nichts, nicht das Allernöthigste geschehen war, hätte sich düster getönt. Moltke und seine Leute haben gewacht; die Staatsmannschaft schlief.

Im Morgengrau des sechsten Mobilmacnungtages fiel Lüttich (Liége), die von zwölf neuen Forts mit Panzerkuppeln umgürtete Hauptstadt des Wallonenlandes, in die Hand des deutschen Heeres. Wurden viertausend belgische Soldaten entwaffnet, gefangen. Stand eine Reichsarmee als Herrscher

auf einem Platz, den von Berlin fast elfhundert, von Paris nur noch dreihundertsechzig Kilometer scheiden. War von der Memel bis an die Maas und die Ourthe die lange Nachschublinie, für Truppen, Waffen, Munition, Nahrung, gesichert. Am Morgen des sechsten Mobilmachungtages. Machts nach! Kein Loblied überschwänge solche Leistung. Und sie wurde ohne arge Belästigung der Bürger möglich, die, seufzend, auf den Eintritt ins Heer verzichten mußten. Noch geht in Deutschlands Hauptstädten das Leben behaglich weiter. Briefe kommen seltener und später, Straßen- und Untergrundbahnen arbeiten nicht mehr mit ganzer Kraft, Schlecker müssen auf manche Gaumenwonne verzichten und Kleingeld ist nur noch mit List zu erjagen. Kaum der Rede werth. Das Wesentliche ist, außen, noch durchaus wie in Friedenszeit. Abertausend Berliner waren am achten Mobilmachungtag im Grunewald. Kamen bequem hinaus und herein. Alle getrosten Herzens. Hundert mit frohem Lied auf der Lippe. Nirgends Bangniß, weder in Thorn und Graudenz noch in Metz und Saarbrücken, vor nahem Eindrang des Feindes. Die Angstmeinung, die deutsche Grenzwacht könne dem Ansturm weichen, wurde verlacht. Und doch weiß Niemand, wer die Armeen und deren Teile führt; welche Truppe vorgestern, gestern im Feuer war; wer fiel. Nichts. Nur eben: daß Alles in Ordnung ist; Jeder auf seinem Posten; jedes Kriegsgeräth an seinem Platz; jede Möglichkeit vorbedacht. Und in keines Mannes, keines kräftigen Weibes Brust zittert das Herz. Alle vertrauen den Lenkern der Wehrmachtgeschicke. Tief und mit festen Strängen ist das Vertrauen eingewurzelt. Auch Solcher, deren Witz, wie auf den Türkenkopf in der Schießbude, auf den deutschen Offizier zu zielen pflegte und ihn gar nicht oft genug als Junker mit Pferdezähnen, als eitlen Laffen oder schnauzbärtigen Leuteschinder, im Stahlmieder verblödeten Schürzenjäger oder wulstigen Säufer im Wochenblatt erblicken konnten. Sieht er in unserer Wirklichkeit nun so aus? Der Jüngste ist seiner Mannschaft ein Bruder, ein Vater; über und unter dem Jünglingsjubel, der das Abenteuer grüßt, feierlicher Ernst. Mädel, Schulden, wilde Kasernenschnurren, Trunkenheitstreiche: Alles versinkt, wenn Ernst wird. Jeder ist dann, nach dem Appell, in Ordnung. Schleppt nichts Schmieriges, Lästiges mit. Kennt seine Pflichten und Rechte, die Waffe und allen Lagerkram. Und wie der Führer, so, auf ihre Art, Fußvolk und Reiter, Bombenwerfer und Pioniere. Aus jedem Auge funkelt froher Eifer und das Bewußtsein: Innen und außen ists sauber. Wo haust der duftende Geck, der übernächtig glotzende Spieler, der welke Lüdrian? Nicht in Deutschlands Kriegsheer. Alle haben, mindestens, gelernt, was sie lernen mußten. Alle sind in die Zuchtklammer gezwängt, sträuben sich niemals dawider: und wahren im Tiefsten doch ihre persönliche Freiheit. Kräftig, ohne den bleichenden Anhauch der Angst, nicht ohne ein Bleibsel urwüchsiger Roheit, das im Dienst der feinsten Technik dem Heer Wunder wirkt. Jeder besinnt den Auftrag wie Herzenswunsch und ist selig, wenn er den Befehlsgedanken weiter zu denken glaubt. Dieser Gemeinschaft leiblicher, seelischer und geistiger Kräfte ist, zwischen Gent und Grodno, ein

Aufmarsch gelungen, wie ihn nie irgendein Himmelslicht sah. Schlimmer kanns werden. Aber nicht ein Beben germanischer Erde, das öden Strand hinter sich läßt. Aus Thors Hammer wich nicht die Kraft. Der trifft heute noch eben so wuchtig, wie er 1870, im Wehenjahr deutscher Einung traf.

„Unsere Leute sind zum Küssen." Der gar nicht sentimentale, jeder Neigung in Gefühlsüberschwang längst ferne Otto Bismarck schriebs an seine Johanna, als er die Preußen zum ersten Mal in der Schlacht gesehen hatte. „Zum Küssen. Jeder todesmuthig, folgsam, ruhig, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen; freundlich gegen Alle; kein Plündern und Sengen; bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot." Das äßen sie, ohne zu murren, morgen wieder, wenns sein müßte. Ist aber dafür gesorgt, daß so Ekles ihnen lange erspart bleibe. Länger als jedem Feind. Sie wissen, Mann vor Mann: Was für uns, Starke und Sieche, Kämpfer und Verwundete, geschehen kann, geschieht; auch für die liebe Schaar, die wir im Nest ließen. Diese Gewißheit schient nicht ihren Leib nur in Erz. Nirgendwo ist was verhudelt, verkrümmelt, verlüdert worden. Einer hat in den ersten Mobilmachungstunden wohl, ein Bischen unsicher, den Anderen umschielt: ob Der auch so gut ausgestattet, bis ins Kleinste in so behaglicher Ordnung sei oder ob, wie in Irdischem unvermeidlich schien, Zufall mitgewaltet habe. Nein. Jeder Rock und jede Hose ist aus haltbarem, dem Körper freundlichem Stoff; ist genäht, als hätte der beste Schneider ohne Hast drüber gesessen. Hemden und Halsbinden, Stiefel und Helm: der Verwöhnteste noch staunt über die Bequemlichkeit. Blicket sie an, die Preußen und Bayern, Sachsen und Schwaben, die Männer von der Wasserkante und aus dem Schwarzwald, aus dem Lipperland und von der Bergstraße: Jeder schreitet stattlich einher. Keiner ist begünstigt, Keiner verwahrlost. Jeder ein stolzer Deutscher. Ehe die schwerste Pflichtschuld eingefordert wird, ward Jedem sein volles Recht. Der „gemeine" Mann sieht aus wie in Friedenszeit der Einjährig-Freiwillige, dem Vater Wohlhäbig gern den Beutel mit Goldkrönchen spickte. Wie ein strammes Dorfprinzlein oder ein von der Wickelkommode an sauber und reichlich gehaltener Sohn breit lebender Stadtmenschheit. Was er hat und noch erhält, ist so gut, wie es irgend sein konnte. Waffen und Mantel, Decke und Brot, Konserven und Trank. Und noch sind die Monturkammern, die Proviantlager voll wie die Gutsscheune nach einer Ernte von kaum erträumter Fülle. Die tüchtigsten Handwerker sind, selbst ein ganzer Heerhaufe, aus allen Zunftbezirken mit ins Feld gezogen; haben das feinste Werkzeug, funkelnagelneues, bereit und tilgen schnell großen und kleinen Schaden. So ists vorn. Und hinter der Front, von Lyck bis Mörchingen, durchs weite Reich fädeln und klappern die Nadeln fleißiger Frauen, Mädchen, Schulkinder. Pflegerröcke und Krankenkittel, Leibschützer und Verbandzeug, Socken und Handschuhe: bis auf Eures Eiffelthurmes eitle Höhe, Franzen, der Stapel gehäuft ist, ruhen die flinken Finger nicht. Schon ist in den leistungfähigsten Stätten, für Hunderttausende, Linoleum bestellt: damit den Feldlazareten die nothwendige Rein-

lichkeit, die rasche und doch gründliche Reinigung gesichert sei. Schon wird nach allem erlangbaren Pelzwerk gefahndet: damit der härteste Winterfeldzug den deutschen Mann nicht mit Eisschauern überrumple. Trommler ohne Trommelstock, Kürassier im Weiberrock, Ritter ohne Schwert, Reiter ohne Pferd, Flinten ohne Hahn, Fähnrich ohne Fahn, Speicher ohne Brot, Kranke ohne Wagen: so (wie das Lied des deutschen Schülers Friedrich August 1812 die Flucht des bonapartischen Heeres beschrieb) wird es bei uns nicht, liebe Freunde in West und Ost; wer darauf noch rechnet, mag sein Gezettel schleunig zerreißen. Wir brauchen noch nicht, wie die Preußen von 1813, Ringe und Ketten, Silberschüsseln und Becher, Denkmünzen und Edelgeräth hinzugeben; nicht die Kirchen zu blößen, den Spargroschen einer Knappschaft (Waldenburg), einer Kadettenklasse, alter Unteroffiziere und junger Dienstmädchen zu nehmen; nicht herumzuhorchen, ob wieder wackere Schuster, wie weiland der ehrsame Meister Valentin, dem Staat „drei Paar neue Stiefel und zehn Thaler" steuern wollen. Nicht die Schüler (zweihundert gingen, von 13 bis 15, aus einem Gymnasium, Berlins Grauem Kloster) ins Feld zu schicken noch zu wünschen, daß Mädel sich in Soldatenröcke mummen, wie Lore Prochaska, die, unter Lützows wilden, verwegenen Jägern, an der lüneburgischen Göhrde fiel. (Ich verkaufte mein Zeug, schrieb die kühne Unteroffizierstochter an ihren Bruder, „um mir erst eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhielt; dann kaufte ich mir eine Büchse für acht Thaler, Hirschfänger und Tschako und ging unter die Schwarzen Jäger." Als August Renz; erst die von einer französischen Kanonenkugel tötlich Verwundete, die sich die Litewka aufreißen mußte, bekannte sich ihrem Lieutenant als ein Mädchen.) Auch die Fünfziger sollten noch nicht, weils zu Haus unerträglich ist oder just die Gelegenheit, den werthen Namen in die Weltesche zu kerben, ins Feuerlicht vordrängen. Das fördert draußen nur die wonniglich kitzelnde Vorstellung, Deutschland sei schon in Noth. Ist nicht. Hat rüstige Männer genug; und Geld, sie zu löhnen, zu kleiden, zu nähren, zu waffnen und ihre Familien vor Hunger zu wahren. Reich, Staat, Provinz, Kreis, Gemeinde, Verbände und Einzelne: Alle geben, sammeln, harken zusammen und geben abermals; fraget, Franzosen, Russen, Briten, Eure Späher, ob irgendwo geknickert, ob nicht alles Handeln, überall, von der Meinung geleitet wird, dem Volk in Waffen und dessen Nestlingen zieme nur das Beste. Wenn die Häupter des Heeres die Aelteren, die Alten brauchen, werden sie nicht säumen: und nicht ein Aufrechter wird dem Rufe fehlen. Nicht Einer wird plärren, weil harte Zeit ihm den Segen karger Lebenshaltung aufzwingt und er lernen muß, daß aus Entbehrung seligeres Gefühl keimen kann als aus Genuß. Denn aus jeder deutschen Wesenswurzel stieg in diesem Sommer bis an den Wipfel endlich wieder Saft vom Saft Arndts, des stämmigen Gewissendrillers, der vor dem Sturm schon die Landsmannschaft mit dem Zornruf aufpeitschte: „Wer mit seinem Volk nicht Glück und Unglück, Noth und Tod theilen will, ist nicht werth, daß er unter ihm lebe, und muß als ein Bube oder Weichling aus ihm vertilgt werden."

Herrschaft der Weichlinge: da dräute den Deutschen eine Gefahr. Unser Leben war, nicht nur der Reichsten, allzu üppig geworden; sauste auf Gummireifen (vier, als Ersatz, hinten angehakt) über Sumpfland und Klinkern, Wurzelstümpfe und spitze Steine. Wie einfach scheint, wie ärmlich dem verzärtelten Auge jede Daseinsbedingung der Männer, die uns das Reich erfochten! In Böhmen fehlten dem König die Hüter, den wichtigsten Männern des Großen Hauptquartiers die zu raschem Nachrichtendienst unentbehrlichen Pferde. Der Ministerpräsident muß froh sein, daß der große Fuchs ihn dreizehn Stunden lang trägt („er fraß Aehren und Pflaumenblätter mit Vorliebe in den schwierigsten Momenten und scheute weder vor Schützen noch vor Leichen"); muß dankbar sein, als, in Horic, der Großherzog von Mecklenburg ihn vom Straßenpflaster in ein Zimmer holt, das schon vier Männer für die Nacht herbergt. Bei Königgraetz hatte sein Gewissen ihn in Adjutantendienst verpflichtet; mit harter Anrede mußte er den König aus dem Granatenfeuer weglocken. („Er kann mir noch nicht verzeihen, daß ich ihm das Vergnügen, getroffen zu werden, verkümmerte. ‚An der Stelle, wo ich auf Allerhöchsten Befehl wegreiten mußte': sagte er mit gereiztem Fingerzeig auf mich. Die Generale hatten den Aberglauben, sie, als Soldaten, dürften dem König von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, jedesmal an ihn ab. Niemand kannte die Gegend, Keiner führte den König, bis ich mich zum Wegweiser aufwarf. Es ist mir aber lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe. Er war enthusiasmirt über seine Truppen, mit Recht, so exaltirt, daß er das Sausen und Einschlagen gar nicht zu merken schien, ruhig und behaglich, wie am Kreuzberg, und fand immer wieder Bataillons, denen er danken und ‚Guten Abend, Grenadiere' sagen mußte, bis wir dann richtig wieder ins Feuer hineingetändelt waren.") Noch 1870 führt Schmalhans die Wirtschaft. Der Bundeskanzler will Generalsuniform tragen, damit er nicht „alle zwei Tage eine neue weiße Mütze braucht". Die Lebensmittel werden schon in Homburg knapp und Bismarcks Söhne, Beide von der „blauen Couleur" (Dragoner), freuen sich der halben Wurst, die Vaters Kanzleidiener ihnen zusteckt. In Herny ißt Johannens Ottochen so viel rohen und gebratenen Speck mit Knoblauch, daß sein Athem ihm „wie ein Salpeterkeller zu riechen scheint". Kaninchenfleisch ist ein Leckerbissen; ein erhaschtes Huhn so zäh, daß „seiner Leiche meine guten Zähne nichts anzuhaben vermochten". Der erste Beamte des Norddeutschen Bundes schickt seine Taschenuhr nach Haus, weil sie nicht mehr geht und der Schlüssel nicht handlich ist, und meldet, daß er sich für zehn Francs eine silberne gekauft habe. Während er lächelnd auf die alten Weiber niederschaut, die, wenn sie seinen Namen hören, auf die Knie fallen und um ihr Leben bitten („Attila war ein Lamm gegen mich"), wird sein Aeltester verwundet. „Wenn er nicht das Kreuz bekonmt, will ich nie wieder Orden tragen. Bill ist dick und lustig; sah sehr schmierig aus. Er hat ansteckende Heiterkeit. Jeder Dragoner von der Dritten Schwadron lacht zunächst, wenn er von mir nach Bill examinirt wird." Lacht nicht nur mit dem Mund. Der junge Graf hat

in den Sattel seines Pferdes einen verwundeten Dragoner gesetzt und Mann und Gaul aus dem Kugelregen geführt. Als er in Versailles den Vater überrascht und bei Tisch aus Rothschilds Keller gekauften Sekt getrunken hat, „bis seine Nase einen roten Sattel trug", nimmt er Cognac, Cigaretten, etliche Goldstücke und zwei Paar Handschuhe mit. Und jauchzt dann, in jedem Quartier, himmelhoch, wenn Mutter dem Briefbummelanten etwas Geräuchertes schickt. („Spickgans: dann schreibt er.") Jedem der blauen Jungen will der Vater zum Christfest einen Säbel spendiren; seinem Herbert obendrein ein Gewehr, das hundert Thaler kosten darf. Er selbst wünscht sich Schinken und Weißsauer von einer reinfelder Gans. Der Bundeskanzler, der seinem König nach Düppel, nach Königgraetz, ins Schloß Ludwigs des Sechzehnten den Weg gebahnt hat. Dem die Vorposten im Franzosenfeuer Feldblumen pflücken. Wie knapp es unten zuging, ahnen die Nachgeborenen nicht. Die sind bei Elektrischem Licht aufgewachsen. Der Dreikäsehoch hat sichs in der Nacht aufgeknipst oder die Leuchtlettern der Tischuhr angeblinzelt. Hat, wenn er der Klassenaufgabe nicht sicher, der Lösung nicht mächtig war, in die Runde telephonirt. Weiße, gelbe, braune, schwarze Schuhe getragen; zu jedem den im Farbenton passenden Strumpf. Die theuersten Grammophonplatten, Schauspiel- und Opernvorstellungen durchgekostet und die schönsten Plätze Europas bereist. Auf blankem Fahrrad oder in Papas Auto gesessen. Eine Pferdedroschke? Brr! Schneckenpost. Vor 70 wars die ersehnte Freude der höchsten Feiertage. Gabs, im Hofjäger oder in den Zelten, ein belegtes Brot, Rührei, gar Gansklein, dann war Prahlstoff für die Schulpause. Eine Taschenuhr? Zur Einsegnung eine aus dünnem Silber. Schlittschuhe aus Holz, mit vielen Riemen und einem Eisendorn, der in den Stiefelabsatz getrieben wurde. Unter dem Christbaum lagen, zwischen zwei Päckchen berliner Pfefferkuchen, sechs Borsdorfern und sechs Rothen Hähnchen, Taschentücher, Federhalter, Bleistifte, Bilderbogen zum Auspinseln, eine Mütze, ein billiges Buch, ein Häuflein aus Marzipan, Rosinen und Mandeln. Alltagsleckerei: Backpflaumen und Johannisbrot. Der Erwachsenen: Sahnenbaiser und Windbeutel (wenn das Geschäft flott ging). An Gas, Kachelofen, Petroleumlampe wurde geknausert. Eine versunkene Welt. Und an manchem Herzen nagte nun die Sorge, ob das verwöhnte Geschlecht nicht knurren, nicht früh über Gliederwundheit stöhnen werde, wenn sichs auf die Pritsche rauher Kriegspflicht strecken müsse; ob das Fleisch noch stracks, bis in Massengemetzel, dem Willen gehorchen könne.

Dieses Alben, eines, sind wir schnell ledig. Deutschlands Heer äße, wenn Noth dazu zwänge, in nassen Kleidern wieder verschimmeltes Brot; und würde danach fechten, als käme es von eines Königs Mahl. Offiziere und Mannschaft. Aus der Fülle holder Lebensgüter, aus den weichsten Kissen sprangen Tausende, Abertausende auf ihren Wehrmannsposten. Wer ganz vorn sein darf, jubelt. Wer noch hinten bleiben muß, hofft: Morgen gehts an die Front. Entbehrung? Sie lechzen danach. Beamte und Bankregenten, Stadt- und Justizräthe ziehen den Rock des Unteroffiziers, des Gemeinen an und harren

in Glücksfiebern, wie einst der Weihnachtbescherung, des ersten Gewitters, das aus dem Eifer des jungen Vorgesetzten aufflammt. Jeder schreibt an die Eltern, die Frau oder Braut: „Wir leben hier herrlich, haben, was der Magen begehrt, und wünschen uns nur noch dichteren Schwarm zum Dreinschlagen." Macht Einer uns dieses Heer nach? Das schießt besser, denkt schneller, ist zu Handlung und Gehorsam williger als jedes andere. Heute noch, wie 70 nach Bismarcks Wort, „nicht nur besser mit Schuhzeug versehen als die Gegner, sondern hat auch bessere Beine drin stecken." Bis der Russe sich in die Feinmechanik der jetzt nothwendigen Kriegführung findet, ist der Säugling von heute vielleicht Großvater. Welcher Slawenkenner sieht zwei Dutzend russischer Generale, die fähig sind, zwölf Stunden lang mit nüchtern wachsamer Hirnkraft am Feldtelephon zu sitzen, blitzschnell den Werth jeder Meldung zu wägen, dem Centrum, den Flügeln ihrer Truppenmacht, der Artillerie, den Pionieren und Fliegern die richtige Weisung zu geben, das Ganze und jeden Theil gegen Umgehung zu sichern, an jedem Ruhepunkt für Munition und Proviant vorzusorgen? Kuropatkin, der bei Mukden den Erfolg seiner eigenen Truppen nicht merkte und den Rückzug befahl, als die erschöpften Japaner kaum noch auf Sieg, auf Wahrung der im Landkrieg errungenen Vortheile hoffen konnten: dieser Führertypus ist nicht ausgestorben. Auch nicht der Wirrkopf, der sein (von Fabrikschlossern bedientes) Torpedoboot aus der Schlacht heil in den neutralen Hafen bringt und auf die Frage, weshalb er nicht einen Angriff versucht habe, antwortet: „Ich komme mit dem Teufelsapparat nicht zurecht." Der Franzos ist tapfer und beweglich; aber an Ausdauer, Gewicht, vertrauender Unterordnung unseren Leuten nicht gleich. Nach der ersten Schlappe schimpft er auf die Federbüsche (les grands chefs), nach der ersten großen Niederlage wittert er Verrath und wünscht der pariser Regirung den röthesten Schrecken an den Hals. Warum ließ die Advokatenbande ihn in Bazarstiefeln, in durchschwitztem Rock und rothen Hosen vors rauchlose Pulver der deutschen Musterschützen?

Des Heeres darfst Du sicher sein. Das leistet, was Menschen möglich ist. Das haben die zween Nikolai und ihr Freund aus Elysion nicht. Das stürmt und steht als himmlisch, höllisch lebendiger Beweis deutscher Mannheit. Wo? Mühsam nur sondert das schärfste Augenglas es vom Boden, von Baum und Flur. Nirgends ein blinkendes Ziel. Wie eine Erdgeisterschaar rückt es heran. Und Erdgeist wirkt aus ihm. Von seinem Athem bebt der Luftstrom. Ein Weichlingen unterthanes, von Ueppigkeit trägt gewordenes Land konnte nicht diese Männer reifen. Jeder ein frommer Held oder wilder Berserker. Jeder froh bereit, mit seinem Kopf den Rachen des Teufels, das Rohr der Haubitze zu stopfen, mit seines Herzens Blut die Mauer zu mörteln, die das Vaterland schützt. Seid ruhig, Bürger, getrost, Eltern, Frauen, Kinder, Bräute, Geschwister! Nie war ein Volk in stärkerer Hut. Nie war für ein Heer so wirksam in alle Wege vorgesorgt. Für Deinen Mann, Milchschänkin, nicht schlechter als für den Grafen, der ihm befiehlt. Er empfindets, lacht und ist zum Küssen; nicht wahr?

Den Krieg aber, der nun begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Verrufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Und nisteten unter dem Helm des Feldherrn in Eintracht die Kriegergenien der Leonidas und Friedrich, Caesar und Moltke, Bonaparte und Gneisenau: Untragbares würde ihm aufgebürdet. Alle Schanzen unserer internationalen Politik, alle, sind eingestürzt. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Ungestört walte in seinem Bereich der Feldherr; wer ihn, um mit Erfolgskunde die Nation aufzuheitern, in Hast triebe, würde des Frevels am Vaterland schuldig. Doch das Ziel weise, in Ost und West, zu Land und See, der Staatsmann. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht. Keiner darfs, in der Freude am Hochsommer des Vaterlandes, je vergessen. Daß so viele Millionen, wie zwei Hände Finger haben, ausgerückt sind, ist noch kaum merkbar. Deutschlands Mannheit sproßt üppig. Die Ernte ist eingebracht (zum großen Theil von russischen Taglöhnern) und des Lebens Nothdurft nicht theurer als vor dem Krieg. Das ist erweisliche Wahrheit. Frankreichs bunt gesprenkelte Staatsmannschaft kündet den Mitbürgern, Berlin sei in Angst. Das ist thörichte Lüge. Nicht einen Tag lang, auch nicht vor Hindenburgs Sieg bei Tannenberg, waren die Berliner verängstet. Niemals haben sie geglaubt, das Russenheer könne durch Westpreußen, gar bis in die Brandenburgermark vordringen. Will Einer sie tadeln, dann rüge er die allzu laute Fröhlichkeit der sichtbarsten Volksschicht. Das putzt sich und tändelt und lacht; meint, jeder Abend müsse eine Siegesbotschaft bringen, und hockt, sie schnell aufzuhaschen, bis nach Mitternacht um die Straßenschänke. Ueberall Fahnen und Fähnchen, Gesang und Gekreisch. Zu viel Volksfeststimmung, zu wenig Andacht. Wer aus dem Geräusch in stillere Straßen einbiegt, freut sich bald aber der Empfindung, die ihm, gelassen oder schüchtern, ins Auge schaut. Endlich ist aus einander Fremden, oft Feindsäligen wieder ein Volk geworden. Der Deutsche grüßt, und wärs nur mit der Wimper, den Deutschen. Hast auch Einen draußen? Härmst Dich, weil Du nicht mitringen, mitbluten darfst? Mit Euch Männern ist zu Haus ja nichts Rechtes anzufangen. Wir stricken, nähen, pflegen, kochen; sind des Kriegers Wirthin, Schwester, Dienerin. Euch wirds schwerer. Mußt dennoch freudig dreinblicken, Mann. Unsere Soldaten sind Helden und bleiben Menschen. Mit solchem Heer ist Alles zu machen.... Kein Wort ward gesprochen. Durch den Sommerabend ruft Glockenton. Von alter an neue Pflicht. Ein junges Weib harkt und begießt die Beete, mit denen sie, dem Liebsten zur Freude, im Frühling das Laubenplätzchen geschmückt hat. Wird er noch in Grünes heimkehren? Der Lärm ist verhallt. Jedes Herz fühlt hier, auf seine Weise, den großen Ernst des Erlebens und die zum Gehorsam freier Menscheit gebändigte Kraft der Volksgemeinschaft, in deren Pulstakt es pocht. Wie Zunder zerfällt alles Lügengespinnst. Niemals war Deutschland so schön.

In den Vorortbahnhof keucht ein Zug, der Mannschaft von West nach Osten fährt. Vor der schnaubenden Lokomotive hängt eine Puppe. Die ausgestopfte Uniform eines Feindes. Das Kerlchen ist nun kopflos. Wo mag von seinem Rumpf das Fleisch welken? In welche Erde seine erkaltende Stirn sich eingewühlt haben? Ein Mensch. Der nie zuvor einen deutschen Soldaten sah, nie einen hassen lernte: und an einem Hochsommermorgen, unfertig, untüchtig, vor dichten Reihen guter Schützen stand. Im Herbst wollte er heirathen; hatte in der Glasfabrik sein leidliches Auskommen und konnte das Mädel mit dem Kind und der Mutter zu sich nehmen. Eng, aber nett. Das Gelauf und die Nothlügen hörten dann auf. Die Alte verstöhnte, verweinte nicht mehr jeden Abend, den er mit Agnes lebte. Gewiß wurde ein behaglicher Winter . . Eine Puppe. Noch umqualmt sie, wie Pulverdampf, der Rauch der Maschine. Ehe die Keuchende steht, springt ein dicker, derbschrötiger Landwehrmann aus einem Wagen, hebt einen Knaben auf seine Arme und zeigt ihn den Kameraden. „Da is er!" Fünfzig Mann, hundert müssen das Kleinod beschauen. Frau und Kind haben ihres Kriegers geharrt und dürfen nun bis zum nächsten Bahnhofshalt auf der Lafette mitfahren. Selig strampelt der Junge; und stopft das breite Stück Napfkuchen, das Vater ihm gab, ins Naschmaul. Ob er die Puppe beguckt habe; so sahen sie aus. Nur nicht bang sein, wenn Ihr nichts hört. Träfe jede Kugel ihren Mann, woher nähme der Kaiser Soldaten dann? Und die Brüder schießen, fast alle, schlecht. Besonders die Russen. Da heißts nicht, wie bei uns, nach der Felddienstordnung: „Schußfeld geht stets vor Deckung." Nee. Da wird nur auf Deckung geachtet. Das kauert sich in den Graben, preßt das Gewehr an die Hüfte und knallt ins Blaue los. Ein mächtiges Gepfeif; doch kein Schuß sitzt. Und wenn unsere Leute mit Bayonnettes draufgehen, sind die Russen flink auf den Beinen und ergeben sich. Neunzigtausend Gefangene auf offenem Feld: vor der Frage, ob so was bei uns möglich wäre, lacht der letzte Trainkutscher sich einen Ast von der Linde. Die Artillerie soll ihre Sache besser machen. Nur: ihre Geschosse platzen nicht; wenn mal ein Mantel sprang, wars schon ein kleines Wunder; gewöhnlich wurde nur mit Ackererde bombardirt. Also nicht flennen. Wir schaffens schon; in Ost wie in West. Noch Kuchen für den Bengel? Nee. Danke. Is ja für die Kämpfer. Und hinter uns kommen genug. Der Kleine möchte die Baumelpuppe ganz nah besehen. Nachher; wenn Ihr 'runter müßt. Ja, der Kujon hat ins Gras gebissen. Viele Schock von der Sorte. Wir wollen doch leben. Herrje, Frau, ich will rasch noch den Löhnungrest abliefern; sonst miethet sich morgen Schmalhans bei Euch ein und Du meinst, ich sei lüderlich geworden.

In kurzen Abständen folgen einander die Züge. (Wenn den Bonaparte und Blücher, noch dem alten Moltke und Blumenthal erzählt werden könnte, mit welcher Geschwindheit, in welcher Ordnung Hunderttausende heute, mit allem Kriegsgeräth und Lazaretzubehör, von einer Ecke Europas in die andere geworfen werden: sie würden glauben, eine Mär von der Insel Utopia zu hören. Wir erlebens.) Jeder Zug läuft pünktlich ein. Jeder ist mit grünen

Zweigen geschmückt. Eilt er in Festluft? Auf neuen Kampfes Feld. Doch der deutsche Soldat ist fröhlich; offenbart jetzt erst, nach vier Wochen härtester Arbeit, die Stärke seines Leibes und die Fülle der in ihm wirkenden Gemüthskraft. Von freundlichem, fraulichem Eifer wird er, wie sichs ziemt, gelabt. Ein Frauenschwarm und ein Fähnlein geschäftiger Männer harrt, bei Tag und bei Nacht, der Züge. Die reichsten Damen sind mit Riesenpacketen und übervollen Körben gekommen, Kleinbürgerinnen haben alles Erlangbare zusammengerafft, Dienstmädchen von ihrem Spargeld Semmel und Kuchen gekauft. In bedachtsamer Hast tummelt sichs. Hier ist nicht die Baronin und ihre Zofe, nicht Madame und Magd: ist nur deutsches Geschwister. „Bier gefällig?" Das hört auf diesem Bahnhof heute kein Ohr. Alkoholisches wird nicht verschänkt. Kaffee, Thee, Milch, Kakao, Limonade. Keine Nahrungscheide für Offiziere und Mannschaft. Brot mit Fleisch, warme und kalte Wurst, Eier, Obst, Kuchen, Cake, Chokolade: Alles reichlich und gut. Und nicht nur für den Magen ist vorgesorgt. Seife, Kämme, Streichhölzer, Schwämme, Wollhemden, Pulswärmer, Strümpfe, Fußlappen, Salbe, Wundpuder, wollene Kappen, die unter dem Helm den Schädel schützen, werden angeboten. Die Leute sind auch während der langen Fahrt gut genährt worden; man merkt, daß ihr Magen nicht geknurrt hat. Nirgends eine Spur von Schlundgier. Fünfzig, sechzig Stunden lang haben sie auf den Bretterbänken der Güter- und Viehwagen gesessen oder neben den Pferden im Stroh gelegen: und sind satt und frisch, als kämen sie aus einer nahen, fetten Garnison. Rock, Hose, Stiefel nicht mehr so bauernprinzlich wie beim Ausmarsch, aber, nach einem Monat ungeheurer Marsch- und Kampfleistung, noch in merkwürdig gutem Stand. Kein zerrissener, geflickter, ekel fleckiger Anzug. Sauberes Volk. Wer etwa noch zweifelt, siehts: da haben kluge Kaufleute die Waare bestellt und mit kundigem Auge geprüft; ist kein Nickelstückchen vergeudet worden oder in die unrechte Tasche geschlüpft. Wir brauchen keine hochnothpeinliche Durchleuchtung des Militärlieferungwesens. Jeder lobt seine Ausstattung, Waffe, Verpflegung, Behandlung. Mancher berichtet von Thaten heldischer Nächstenliebe. Ein Dragonerlieutenant ist von acht Patrouilleritten heil zurückgekehrt. Bei der neunten Streife wird ihm aufgelauert. Mit zwei Mann schlägt er sich durch. Beide sinken hinter ihm vom Pferd. Auch er ist verwundet; Lanzenstiche in den Oberschenkel, die Schulter, den Hals; und zwei Kugeln. Schleppt sich aber noch eine Strecke weit. Als er gefunden wird, sagt er zu dem Wagenbesitzer, der ihn aufladen will: „Nur, wenn Sie auch meine zwei Kerls noch suchen, die irgendwo an der Straße liegen; ich wills nicht besser haben als sie." Die Suche dauert anderthalb Stunden. Schadet nicht. Die drei Verwundeten werden gerettet. Macht eine Ballade draus, Dichter, denen bisher kaum was Kräftiges gelang; dichtet aus dieser einen Seelenthat, die höheren Ruhm verdient als der Rauftriumph vieler Ritterschwerter, den Duft deutschen Kriegerwesens. Den rochen die Lebenden noch nicht. Vor ihrem Blick stand der Soldat der Kaserne, des Exerzirplatzes, der Parade. Der

feine Lieutenant mit Monocle und Armbanduhr. Der gedrillte Bursch, der aufspringen und strammstehen mußte, wenn ein Vorgesetzter seinem Tisch im Biergarten nahte, und der abends dann, mit heißen Backen, auf einer dem Lichtschein fernen Bank seine Hulda an die blanken Knöpfe drückte. Jetzt erst athmet der Krieger. Zeiget ihn! Er darf sich sehen lassen.

Fußvolk und Reiter, Kanoniere und Train. In Blockabständen folgen einander die Züge. Kein trübes, kein mißmuthiges Gesicht. Jeder ist der Gelegenheit zu völliger Hingabe ans Vaterland froh. Nicht nur, zu kurzer Rast auf Heimatherde zu sein und, statt des Gehäufes von Leichen, Thierkadavern und Trümmern, das friedliche Leben der Landsmannschaft zu schauen. Auch draußen wird diese Kriegerschaar mit hellem Antlitz ihren Dienst thun. Weils sein muß. Weils Glück ist, rüstig unter den Rüstigen zu wirken. Jeder ist bescheiden, tüchtig, ein Mann. Kein Geprahl, kein vordrängendes Loblied auf die eigene Leistung. Sehet, wie sie, sobald der Zug steht, für ihre Pferde sorgen, wie aus dem Nebenwagon Einer kommt, um gewiß zu sein, daß der Gaul, den er lieb hat, nicht dürstend weiter muß. Höret, wie hübsch, wie schlicht ihr Mund jede Freundlichkeit löhnt. „Noch mal Kaffee? Danke. Denen hinter uns wirds auch schmecken." „Das Wollhemd kannst Du, Krause, mit Deinem Reißen noch besser brauchen." Preußen, Sachsen, Badener: Alle artig. Weil sie den Bart wachsen lassen mußten, sehen sie älter aus, als sie sind; doch ihr Jünglingsübermuth ist nicht herbstlich gegilbt. Und anständiger Spaß nicht verboten. Mancher hat sich ulkig vermummt. Einer trägt eine Schottenmütze. Ein Hagerer, mit bartlos verbrannten Backen, hat eine ziegelrothe Wolldecke um den Rumpf gelegt und ähnelt einem Araber. Zehn Züge, zwölf: und noch keine breite Bresche im Wall der Nährmittel. Der regste Begehr ist nach Cigarren und Cigaretten. Alle Hände aber strecken sich, alle, aus, wenn Blumen angeboten werden. Wie liebt diese deutsche Mannheit ihres Bodens buntes Gewächs! Tage lang sind die Leute nicht aus den Kleidern, seit Wochen wohl nicht in ein Bett gekommen. Dennoch war ihnen die Mühe nicht zu arg, Zweige abzuschneiden und jeden Wagen, außen und innen, mit deutschem Laub zu putzen. Sie haben Feldblumen gepflückt und Brust, Mütze, Achselklappen damit besteckt. Und die Rose, den Asternstrauß, die Nelken, die sie von gütigen Frauen erhielten, würden sie nicht für das Eßwarenköfferchen oder Kölnerwasser hingeben, das eben ihrem Lieutenant gespendet wird. Diese Menschen sollen wie Panther und Schakal in West gewüthet, wie Tataren den Boden geschändet haben? Das sind die Hunnen, gegen die Mr. Kipling die Menschheitgarde auf Britaniens Schanze ruft? Denen nach vierwöchiger Blutarbeit, des Henkers öfter noch als des Kriegers, eine Blume lieber ist als ein Leckerbissen? Die wuchsen in dürftigen, doch sauber gescheuerten Stuben. Unter treuer Haushut. Die entmenscht uns kein Krieg.

Der Trompeter bläst. Abfahrt. Hundert Arme winken. Kein Wort hat die Gefallenen erwähnt. Wozu? Mancher fehlt. Jeder starb einen guten Tod. Wenn man umständlich drüber redet, wird Erzählern und Hörern das

Herz gar zu schwer. Das soll nicht sein. Wir sind noch im Anfang. Unser Proviant an Muth, Kraft, Entbehrensfreude muß lange währen. Erhaltet Euch, Jungmannschaft, Landwehr, Landsturm, die ernste Gemüthsfroheit, die Ihr als schönsten Schmuck heimbrachtet. Dann darf das Vaterland ruhig bleiben. Dann wird es in Ehre gegen das dickste Gebündel der Feinde bestehen. Die hoffen auf Zauberkünste und sind des einen Wunders, das wir erleben, doch nicht gewärtig. Ein Wald rückt wider sie vor, wie einst er der Burg Macbeths nahte. Bekränzte Krieger. Nicht ein Rudel, das sich vom Werber anködern ließ und, wenn die Fahne sinkt, nur um den Sold bangt. In Wehrkleid und Waffen das deutsche Volk. Jeder kennt, bis ins Kleinste, die Arbeit, für die er bestellt ist; liebt sie, als habe sein Freierwille sie errungen, und jauchzt, da er endlich sich ihr vermählen kann. Keiner murrt, stöhnt, mäkelt, mißtraut den Führern, Pflegern, Gefährten. Keiner trachtet, sich zu schonen. Jeder lechzt, ins Feuer zu kommen; im Krankenhaus Jeder, bald wieder felddienstfähig zu werden. Und in Jedes Blick ist ein Lächeln, wenn er auf der Mütze ein Zweiglein, auf dem Rock eine Blume schaut. Saftiges Gewächs aus deutscher Scholle. Niemals war, nirgends noch ein besseres Heer . . . Gleicht seiner Leistung die der Staatsmänner? Abfahrt. Rückwärts und vorwärts müssen wir blicken, um dieser Frage die Antwort zu finden.

Politik im Krieg.

Nach den deutschen Siegen bei Wörth und Vionville, während vor Metz schon die Entscheidung nahte und König Wilhelm die Erste und die Zweite Armee bei Gravelotte gegen Bazaine ins Feld führte, wurde in der (noch in Cottas augsburger Verlag erscheinenden) Allgemeinen Zeitung ein Brief veröffentlicht, den David Friedrich Strauß an Ernst Renan geschrieben hatte. Ein Liberaler, ein philosophisch und historisch geschulter Kopf an den weisesten und gelehrtesten Mann, der im Gallierland lebte. „Wir hielten den Krieg gegen Frankreich, als Folge der Ereignisse des Jahres 1866, für unvermeidlich. Wir haben den Krieg nicht gewollt; aber wir kannten die Franzosen genug, um zu wissen, daß sie ihn wollen würden. Es ist wie mit dem Siebenjährigen Krieg als Folge der beiden schlesischen Kriege. Friedrich der Große hat diesen Krieg auch nicht gewollt; aber er hat gewußt, daß Maria Theresia ihn wollen und nicht ruhen würde, bis sie Bundesgenossen dafür gewonnen hätte. Auf ein hergebrachtes Uebergewicht verzichtet ein Herrscher, ein Volk nicht leicht. Frankreich ist seit den Zeiten Richelieus und Ludwigs des Vierzehnten gewohnt, die erste Rolle unter den europäischen Nationen zu spielen, und durch Napoleon den Ersten ist es in diesem Anspruch bestärkt worden. Die nächste Bedingung dieser Herrscherrolle Frankreichs war aber die Schwäche Deutschlands, das seiner Einheit getheilt, seiner Einigkeit zwiespältig, seiner Beweglichkeit schwerfällig gegenüberstand. Doch jede Nation hat ihre Zeit; und, wenn sie rechter Art ist, nicht blos eine. Deutsch-

land ließ Dichter und Denker aus sich hervorgehen, die den französischen Klassikern des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mehr als nur ebenbürtig an die Seite traten. Deutschland hatte die geistige Führerrolle in Europa übernommen, während Frankreich die politische, zuletzt freilich in hartem Kampf mit England, noch immer fortführte. Die Zeiten erziehen sich ihre Männer, vorausgesetzt, daß sich unter dem Nachwuchs Persönlichkeiten vom rechten Zeug an der rechten Stelle finden. Herr von Bismarck war ein Mann von solchem Zeug und seine Stellung am Bundestag in Frankfurt der rechte Standort, um in den innersten Sitz des deutschen Elends hineinzusehen. Frankreich hatte die Ereignisse des Jahres 1866 geschehen lassen, in der Hoffnung, aus den inneren Kämpfen des Nachbarlandes Gewinn für seine Uebermacht zu ziehen; als es sich in dieser Rechnung getäuscht sah, konnte es seinen Verdruß nicht verhehlen. Frankreich hat seit dem Sturz Napoleons dreimal seine Verfassung geändert: Deutschland hat nie daran gedacht, ihm dreinzureden; es hat stets das Recht des Nachbars anerkannt, sein Haus im Inneren nach Bedürfniß und Bequemlichkeit oder auch nach Laune umzubauen. Ist denn nun, was wir Deutschen 1866 und seitdem gethan haben, etwas Anderes? Brachte, was wir in unserem bis dahin notorisch unwohnlichen Hause von Wänden einschlugen, von Balken einzogen, von Mauern aufführten, dem Nachbarhaus Erschütterung? Drohte es, ihm Licht und Luft zu schmälern? Stellte es ihm Feuersgefahr in Aussicht? Nichts von Alledem; unser Haus schien ihm nur zu stattlich zu werden. Dieser Nachbar wollte in der ganzen Straße das schönste und höchste Haus besitzen. Und hauptsächlich durfte unseres nicht zu fest werden: wir sollten es niemals verschließen können und dem Nachbar sollte stets unbenommen bleiben, wie er früher schon mehrfach gethan, nach Belieben einige Zimmer davon in Besitz zu nehmen. Frankreich will seinen europäischen Primat nicht aufgeben. Der Erfolg, um den wir ringen, ist einzig die Gleichberechtigung der europäischen Völker, ist die Sicherheit, daß nicht mehr ein unruhiger Nachbar uns in den Arbeiten des Friedens stören und der Früchte unseres Fleißes berauben kann. Dafür wollen wir Bürgschaften haben."

Nach Sedan, als das Kaiserreich gestürzt und Trochu der erste Herr der Dritten Republik geworden war, erschien, am sechzehnten September, im Journal des Débats Renans Antwort. „Das große Unglück der Welt ist, daß Frankreich Deutschland, Deutschland Frankreich nicht versteht; und dieses Mißverständniß wird sich jetzt nur noch verschlimmern. Im Jahr 1866 haben wir (ich spreche im Namen einer kleinen Gruppe wahrhaft liberaler Männer) mit aufrichtiger Freude gesehen, daß Deutschland sich als eine Macht ersten Ranges zu konstituiren begann. Wir glaubten, wie wahrscheinlich auch Sie, das geeinte Deutschland werde Preußen, dem es diese Einheit zu danken hatte, in sich auflösen; nach einem allgemein giltigen Gesetz verschwindet der Sauerteig ja in der Masse, die er in Gährung gebracht hat. An die Stelle des anmaßenden und engherzigen Pedantismus, der uns an Preußen manchmal mißfällt, wird, so dachten wir, allmählich und für

die Dauer der deutsche Geist treten und mit seiner wundervollen Weite, seiner philosophischen und poetischen Sehnsucht uns erquicken. Doch unserem Traum ist der Anblick harter Wirklichkeit gefolgt. Wie groß man die Fehler unserer Regirung darstellen möge: auch das Verfahren der preußischen Regirung muß getadelt werden. Bismarcks Pläne sind 1865 dem Kaiser Napoleon mitgetheilt worden, der ihnen im Allgemeinen zustimmte. Wenn diese Zustimmung dem Glauben an die historische Nothwendigkeit deutscher Einigung entstammte, dem Wunsch, diese Einigung möge sich in freundschaftlichem Einverständniß mit Frankreich vollziehen, dann hatte der Kaiser tausendmal Recht. Einen Monat vor dem Beginn des Krieges von 1866 glaubte (wie ich weiß) Napoleon an Preußens Sieg; wünschte ihn sogar. Das Zaudern, die Neigung, gestern Gesagtem heute zu widersprechen, hat dem Kaiser auch bei dieser Gelegenheit, wie bei so vielen, Unheil gebracht. Der Sieg von Königgraetz kam: und nichts war vereinbart. Unfaßbarer Wankelmuth! Der Kaiser, dem die Großsprecherei der Kriegspartei und die Vorwürfe der Opposition den Blick trübten, ließ sich verleiten, in einem Ereigniß, das er gewollt und herbeigeführt hatte und das er als einen Sieg betrachten mußte, eine Niederlage zu sehen. Wir Philosophen sind so naiv, zu glauben, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt und auch der Sieger Unrecht gethan haben kann. Auch ohne Vereinbarung schuldete Preußen dem Kaiser und Frankreich Dank und Sympathie. Ihr berliner Ministerium dachte darüber anders; es ließ sich von einem Stolz leiten, der eines Tages üble Folgen haben wird. Glauben Sie mir! Zwei Meinungen sind jetzt in Frankreich hörbar. ‚Lasset uns diesen widrigen Handel so schnell wie möglich enden; Alles, was verlangt wird, abtreten: Elsaß und Lothringen; jeden Friedensvertrag unterzeichnen; dann aber: tötlicher Haß, rastlose Rüstung, Bündniß mit Jedem, ders haben will, schrankenlose Erfüllung aller russischen Wünsche; als einziges Ziel und allein treibende Kraft des nationalen Lebens: Vernichtungskrieg gegen die germanische Rasse!‘ So spricht eine Partei. Die andere sagt: ‚Wir müssen Frankreichs Integrität retten, unsere Verfassung bessern, unsere Fehler ablegen und, statt von Rache für einen von uns als ungerechten Angreifern begonnenen Krieg zu träumen, mit Deutschland und England einen Bund schließen, der die Menschheit auf den Wegen freier Gesittung vorwärts zu führen vermag.‘ Welche Politik Frankreich wählen wird: Das hängt von Deutschlands Verhalten ab; und damit wird zugleich auch über die Zukunft der Civilisation entschieden werden. Der Friede kann nur das Werk Europas sein; und diese Europa will nicht, daß ein Glied ihrer Familie allzu sehr geschwächt werde. Mit gutem Recht fordern Sie eine Bürgschaft gegen die Wiederkehr ungesunder Träume; die stärkste Bürgschaft hätten Sie, wenn Europa die heute geltende Grenzregulirung bestätigte und Jedem verböte, die durch alte Verträge geschützten Marksteine zu verrücken. Jede andere Lösung öffnet endloser Rachsucht das Thor. Wir brauchen die Centralmacht vereinigter Staaten.“ (So alt ist dieses Wunsches Blüthe? Viel älter. Kant schon ersehnte den Völkerbund.)

Strauß antwortete am zweiten Oktober. „Wenn von einem Dank geredet werden soll, so gehörte für eine blos negative Unterstützung (im Jahr 1866) auch nur negativer Dank: wenn Napoleon einmal Luft empfand, etwas Aehnliches auszuführen, durfte Preußen ihm nicht in den Weg treten. Und dieses Negative hatte ihm ja Preußen schon im Voraus geleistet, indem es der Einverleibung von Savoyen und Nizza in das französische Kaiserreich keinen Widerstand entgegengesetzt hatte. Wir hätten durch die Abtretung Luxemburgs der französischen Regirung den Verzicht auf weitere Forderungen erleichtern sollen? Der König von Preußen hatte sich auf den Platz der alten Kaiser gestellt. Durfte er als Minderer des Reiches debutiren? Nachdem er soeben mehrere deutsche Provinzen für sich erobert hatte: durfte er in die verrufenen Spuren der habsburgischen Kaiser dadurch treten, daß er dagegen, wie sie so oft gethan, eine deutsche Provinz, die ihm nicht gehörte, an Frankreich kommen ließ? . . . Liebenswürdig ist auch uns, den preußisch gesinnten Süddeutschen, das spezifisch preußische Wesen nicht. Aber als ‚politisches Thier' ist der Preuße dem Süddeutschen überlegen. Ohne den preußischen Kriegsplan, der sie leitete, ohne die preußische Heereseinrichtung, der sie sich anschließen konnten, würden die Süddeutschen mit all ihrem guten Willen, all ihrer Stärke und Mannhaftigkeit doch nichts gegen die Franzosen ausgerichtet haben. Wir rechnen auf einen Siegespreis und glauben nicht, daß wir Frankreich durch eine schonende Behandlung versöhnen könnten. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugthuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zu Leid thun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen Etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein übler Wille uns fortan nicht mehr schaden kann. Die Festungen, die Frankreich bisher benutzt hat, um von ihnen aus in unser Land einzufallen, werden wir ihm wegnehmen; nicht, um von ihnen aus künftig das französische Land anzugreifen, sondern, um unser deutsches Land zu sichern. Durch die Vermittlung der neutralen Mächte wollen wir unser Zerwürfniß mit Frankreich nicht schlichten lassen; bei dem letzten Schiedsgericht dieser Art, das uns mit Frankreich ins Gleiche setzen sollte, dem Wiener Kongreß, sind wir zu schlecht gefahren. Wir werden das Schwert, das wir nur nothgedrungen ergriffen haben, zwar nicht eher aus der Hand legen, als bis der Zweck dieses Krieges erreicht ist; aber wir werden es auch keinen Tag länger in der Hand behalten."

Am einundzwanzigsten März 1871, als in den versailler Präliminarien die deutsche Zukunft der umstrittenen Provinzen gesichert war, sprach im Weißen Saal des Zollernschlosses Kaiser Wilhelm zum Deutschen Reichstag: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung. Möge dem deutschen Reichskrieg, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht

minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!" Noch einmal, im Herbst (Thiers war schon zum Präsidenten der Republik gewählt), schrieb Renan an Strauß. Der Friede war längst unterzeichnet, für Frankreich nichts mehr zu erwirken; und die Bitterniß des Besiegten schwingt in dem Ton des Briefes. „Daß Deutschland seinen Gegner vernichtet hat, war ein Fehler; es hat Frankreich behandelt, als ob es nie einen anderen Feind haben könne. Auch im Haß soll man aber bedenken, daß man einst die Bundesgenossenschaft des heute Gehaßten brauchen kann. Lothringen hat zum Germanenreich gehört? Gewiß. Das gilt aber auch für Holland, für die Schweiz, selbst für Italien (bis nach Benevent) und, wenn man über den Vertrag von Verdun hinaus zurückgeht, für ganz Frankreich. Der Elsaß ist, nach Rasse und Sprache, heute ein deutsches Land, war aber, wie ein Theil Süddeutschlands, ein keltisches, bevor die Germanen eindrangen. Wir folgern daraus nicht, daß Süddeutschland französisch sein müsse; doch soll man auch nicht behaupten, nach altem Recht müsse Metz und Luxemburg deutsch sein. Wo sollte solche Archäologie enden? Wer die Menschheit mit allzu scharfem Grenzstrich in Rassen scheidet, sündigt nicht nur gegen die Wissenschaft, die lehrt, daß wirklich reine Rassen nur in sehr wenigen Ländern wohnen: er treibt auch zu ‚zoologischen' Kriegen, zu Vernichtungskämpfen, wie die verschiedenen Gattungen der Nager und Fleischfresser sie manchmal gegen einander führen. Im Glanz seines Kriegerruhmes kann Deutschland seinen wahren Beruf verfehlen. Wir müßten gemeinsam den sozialen Fragen die Antwort suchen. Das Handeln der preußischen Staatsmänner hat aber bewirkt, daß Frankreich nur ein Ziel vor sich sieht: die Rückeroberung der verlorenen Provinzen. Unsere Lage zwingt uns, den Deutschenhaß der Slawen zu schüren, den Panslawismus zu hätscheln und ohne einschränkende Bedingung fortan dem russischen Ehrgeiz zu dienen." Das ist, wirklich, im März 1871 gedruckt worden.

So war, auf beiden Seiten, vor dreiundvierzig Jahren die Stimmung. Die Biographen des Christenheilands sprachen besser, fühlten aber nicht anders als ihre gebildeten Landsleute. Wir haben, hieß es in Deutschland, unser Reichshaus verschlossen und den Schlüssel in die Tasche gesteckt. Schlüssel und Schloß, wurde aus Frankreich geantwortet, haben zwei Jahrhunderte lang uns gehört; wisset Ihr, die auf Eure Naturforscherleistung so stolz seid, nicht, daß Wesen von straff centralisirtem Lebensbau den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht ertragen? Der Gallier verschmerzt nicht, wie Lateiner, Slawen, Germanen selbst, ein ihm angethanes Leid; tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Und Gallier ist, trotz aller Infusion römischen und germanischen Blutes, der Franzose geblieben; seit das Fallbeil die Häupter des besten Adels, der fremden Stammes war, gemäht hat, ist der Galliergeist, ein nach den Tagen des großen Juliercaesars kaum veränderter, zur Herrschaft gelangt. Der ruht nicht, bis auf seinem Schilde die Scharte ausgewetzt, seiner

Kleinodienkrone das geraubte Juwel wieder eingefügt ist. Ihr habt unsverkannt. Alles wäre anders gekommen, wenn Euer blinder Bismarck (einen Tollhäusler nannte ihn, im Gespräch mit dem feinen Poeten Prosper Mérimée, am biarritzer Strand Louis Napoleon) uns in Versailles behandelt hätte, wie Oesterreich in Nikolsburg von ihm behandelt worden war: als ein vom Waffengück besiegter Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen wollte und durfte . . . Das hätte der Kanzler gern gethan; gern, nach freiem Willensermessen, über alle Felder des Schachbrettes verfügt. Als die potsdamer Kamarilla ihn des Bonapartismus, also der Sünde wider den Heiligen Geist der Legitimität, verdächtigte, schrieb Bismarck an Gerlach: „Frankreich zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich verbünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe vertheidigen." Zehn Jahre danach, als er den Dritten Napoleon zum vorletzten Mal sah, sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu ihm: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht dulden, daß ein anderer Hahn lauter als er kräht; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht." Der Angeredete hat, mit artigem Lächeln, versprochen, pünktlich beim Rendezvous zu sein; und das Wort des alten batailleur nicht vergessen. Daß es mehr war als die weindunstige Zufallsrede eines Draufgängers, lehrte ihn, Jahrzehnte lang, jeder Vorgang erkennen. Ob Frankreich nur den Elsaß oder, nach dem Wunsch der Hofgenerale, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar wieder im Besitz der Landstrecken von Landau und Saarlouis sonnen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlittene Niederlage verhieß. Das galt den Deutschen von 1870 als Gewißheit.

Ist seitdem nicht, mindestens sieben Lustren lang, alles Erdenkliche geschehen, um das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich in würdige Ordnung zu bringen? Wir liebten das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit (am Seidenbändchen flatternder) Phantasie, Anmuth mit witziger Flinkheit paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermochte) und hätten seinem Thatendrang, wenn er nicht unser enges Haus bedrohte, nie uns entgegengestemmt. Jedem Franzosen öffnete sich in Deutschland jede Thür. Pariser Parfums und Possen, Korsets und Romane waren uns, sammt den edleren Gütern des Nachbarlandes, immer willkommen. Noch vor den Ruinen seiner Künste beugte sich Andacht. Alles vergebens. Stets das selbe Gerassel. „Eines Tages . . .!" Irgendein General oder Oberst stimmte das Lied an, wurde versetzt, doch von seinem Minister ans Mannes-

Herz gedrückt. Wozu heute noch schildern, was wir, lächelnd oder mit gefurchter Stirn, erlebten? Die berliner Mißgriffe, große und kleine, durfte, freilich, der Gerechte nicht verschweigen. Oft genug hob ich die Stimme zu Warnung. Klingt noch heute zu schrill, was ich vor Jahren sprach?

Meine Blindheit gieb mir wieder
Und den fröhlich dunklen Sinn!
Nimmer sang ich freudige Lieder,
Seit ich Deine Stimme bin.
Zukunft hast Du mir gegeben,
Doch Du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm Dein falsch Geschenk zurück!

„Jeder Tag pfercht den Politiker in die Pflicht, aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Was ist uns nothwendig? Was, nach zwanzig Jahren trostloser Wirrniß, unentbehrlich? Die Anerkennung des Rechtes, das mit dem Reich geboren ist, und die stets freie Wahl der Stunde, in der wir für dieses Recht fechten wollen. Fechten müssen: an den lieblichen Knabenrumpf des Friedens dürfen wir uns nicht um jeden Preis klammern; die Gegner, über deren wunde Leiber wir auf die Höhe kletterten, leben noch, sind wieder erstarkt und haben kräftige Helfer gefunden. Sieh vorwärts, Deutschland, und nicht hinter Dich! Seit Frankreich im ersten Jahr des Marokkohaders erfuhr, daß dem Alltagsbedarf seines Heeres eine Viertelmilliarde entzogen worden war, die zur Sicherung rascher Mobilisation und zuverlässiger Fortifikation, ausreichender Kleidung und Nährung der Truppen nöthig gewesen wäre, und seit es im selben Jahr 1905 die nach Clemenceaus und Tardieus Urtheil ‚schlimmste Erniedrigung' seines Lebens (die Abschlachtung seines Ministers Delcassé auf deutschen Befehl) dulden mußte, mißtraut es der Wehrkraft der Jakobinerrepublik und will ohne Flankenbeistand die große Probe nicht wagen. Will aber, die Jugend noch viel ungestümer als die aus dem Kriegsjahr Ueberlebenden, die Rache für Sedan. Wir wollen, wir müssen die zur Abrechnung uns günstige Stunde wählen, weil Frankreich nicht uns, sondern jedem Feinde Deutschlands sich befreunden will und den Glauben an unseren Willen, dieses Zustandes Last nicht länger zu tragen, verlernt hat. Wers aufstört, ihm den Sinn verbittert, aber nicht Blutströme abzapft, mehrt uns die Gefahr. Wenn die Westmächte uns das Lebensrecht kürzen, müssen wir uns eine von ihnen verbünden oder mit Gewalt vom Hals schaffen. Jaget die Lausknicker weg; sorget, Jeder auf seinem Fleckchen, dafür, daß Deutschland sich nie ohne großen Gegenstand, nie unwürdig regt und niemals dann, vor keiner Drohung, keinem Feilscherkniff, um eines Nagels Breite vom vorbedachten Anspruch mehr weicht." („Die Zukunft" vom zwölften August 1911.)

„Was ist uns nothwendig? In die Völkerhirne endlich wieder die Gewißheit zu wurzeln, daß Deutschland fortan keinen Unglimpf dulden, daß es, ganz allein gegen Verbündete, in froher Zuversicht auch unter dick umwölktem Himmel, für die Ehre, das Lebensrecht, die Enkel fechten wird.

Frankreich demüthigen, ohne es zu schwächen: unverzeihliche Thorheit. Am Rande des Aermelkanals morgens und abends die Faust ballen: unwürdige Schwächlingskurzweil. Auf Paris muß, wie vor hundert Jahren, wieder der Blick gerichtet sein; dort fängt Europens Geschwür zu eitern an. Die blinde Geschäftigkeit deutscher Politik hat Unahnbares erwirkt: daß Britanien und Frankreich, Britanien und Rußland im Haß einig wurden." („Die Zukunft" vom dreißigsten Dezember 1911.) „Wir schienen entschlossen, Englands Geltung auf dem Ozean und im Islam zu mindern, die Briten vom Quell ihrer Lebenskraft wegzudrängen: und dürfen nicht über Ungebühr stöhnen, wenn der Bedrohte sich zur stärksten Wehrleistung anstrengt und den nicht mühelos errungenen Besitz mit Gewalt und List, mit Schwert und Gift vertheidigt. Großbritanien handle, wie es kann; das Deutsche Reich, wie es muß. Erste Pflicht: jeden Zweifel auszujäten, der den Glauben an deutschen Muth benagt. Der Millionenmenschheit, die deutsche Mütter gebaren, bleicht Furcht nicht die Blutfarbe; und der Fürst, der sich vom schrillen Ruf der Angst stimmen ließe, trüge die Krone nur noch als ein dem Schicksal verpfändetes Festnachtgeschmeide, das der Athem des Morgens ihm vom Feiglingshaupt weht. Zweite Pflicht: dem irrlichtelirenden Willen der Nation das lohnende Ziel zu finden. Dritte: zu erwägen, ob dieses Ziel, um welchen Preis, nach welchen Opfern, erreichbar ist. Vierte: auf dem bedachtsam gewählten Weg auszuharren; bei jedem Wetter; noch im Drang nächster Lebensgefahr. Fünfte: einem Untüchtigen, mag sein ererbter Name, sein ersessener Titel wie Edelstein glitzern, nicht des schmalsten Spaltes Raum da zu gönnen, wo er das Trachten der Nation hemmen, ihren Willen zu heller Zukunft, furchtsam oder thöricht, beugen kann.

Was will Deutschland? Drinnen und draußen fragt man. Da es die Kolonien aller anderen Mächte ohne deren Kolonialsorgen hat, im finstersten Winkel sich Kunden fängt und als Händlerland üppig gedeiht, braucht es nicht eigenem Besitz nachzujagen, der seinem Leib solches Gewicht aufladen müßte, daß die Beweglichkeit der Glieder darunter bald litte. Bläht sichs in Eitelkeit und will, ohne Bedarfszwang, nur aus Ehrsucht hastig ertrotzen, was Anderen das Recht der Erstgeburt gab? Duldet sein Dünkel keines älteren Anspruches Geltung und soll nun, da es gestern erst Riesenstrecken afrikanischer Erde errafft hat, seinem rauhen Ruf jeder in ehrwürdigem Besitzrecht Wohnende stumm weichen? Weil ein paar Banken in Vorderasien und auf dem Balkan engagirt sind, fordert dieses Reich die Richtergewalt über die muslimische Welt. Weil England, auf dunkler Menschenwoge ein weißes Gischtflöckchen, im Inselhaus und in fremder Weite nicht von Landheeren geschützt, auf dem Meer übermächtig oder ohnmächtig sein muß, will der stärkste Militärstaat sich eine Flotte rüsten, die das Bollwerk dieser Uebermacht brechen kann. Von allen Großen Europas wurde Deutschland zuletzt; soll der müde Erdtheil bereuen lernen, daß ers nicht im Becken zerquetscht hat? Das allzu rasch Aufgeschossene läßt dem erschöpften Mutterleib keine Rast. Säße es still, dann brauchten ringsum sich nicht

friedliche Leute in Erz zu panzern. Was will dieses Deutsche Reich? Die nie wieder anfechtbare Gewißheit heller Zukunft; nichts Anderes. Nicht die Zerstörung des Britenimperiums, die es mit Slawen und Lateinern, Asiaten und Amerikanern allein ließe, vor neuer Gefahr, und seinem Spektrum die ergänzende Geschwisterfarbe ausgelöscht hätte. Nur die Verbürgung gleichen Rechtes auf ungehindertes Wachsthum. Volksgenossen und Fremden muß dieses Ziel entschleiert werden. Britanien hat auf Erde und Meer noch genug zu wirken: kann sich aber frei erst wieder regen, wenn es, in Glimpf oder Unglimpf, mit Deutschland fertig ist. Dessen Freundschaft sichert ihm den Besitzstand und, da der Bund unüberwindlich wäre, die Vorherrschaft germanischen Geistes. Diese Freundschaft hat, wie hienieden alles nicht ins Martyrologium Gebuchte, ihren Preis. Erschwinglichen, festen Preis, den kein Schreckversuch herabdrücken wird. England hat ihn gelben Mongolen gewährt. Europens Auge, Europens Geschick hängt an der Frage, ob er dem Europäer versagt werden soll." („Die Zukunft" vom zehnten August 1912.)

„Handlung wird, nicht Rede, von uns verlangt; That, nicht Anekdote. Im zwanzigsten Jahrhundert hat jeder Feldzug (Transvaal, Mandschurei, Hereroland, Libyen) ehrwürdige Prophetie genarrt. Auch nach Kirkkilisses Fall weiß Keiner, wie der Balkankrieg enden werde. Rußland, das in unfertiger Rüstung und mit brandigen Geschwüren am Riesenleib noch nicht selbst schlagen kann, führt ihn gegen Oesterreich, das seinem Kaiser gern das Altersleid ersparen möchte, lebend, im Lehnstuhl, vom Heerführerruhm des Herrn Neffen überstrahlt zu werden. Unter englischem Patronat wird er geführt und von zwei Zielen winkt der dem Blick verborgenen Schutzmacht der Siegespreis. Wie dieser Krieg entstand? Nicht im Hirn der vier Balkankartenkönige. Seit 1898 (Wilhelms Reise ins Heilige Land, seine Werberarbeit für die Bagdadbahn, seine Verherrlichung Saladins und Hamids) mußte England fürchten, die stärkste Landmacht wolle ihm nicht nur die Seeherrschaft, sondern auch den Vorrang im Islam entwinden. Die Verständigung über die Flottenrelation blieb, von Bannermann bis zu Haldane, unerlangbar. Die andere Gefahr zu beschwören, schien drum kein Opfer zu schwer. Von 1904 bis 1907 wird Deutschland, das kein Hilfeversprechen einlöst, in Algesiras, Casablanca, Tabah um seinen Orientkredit gebracht. Im Juli 1908 Abd ul Hamid, den Wilhelm Freund genannt hat, entmachtet; sechs Wochen nach Eduards Besuch in Reval, dessen Frucht das anglo-russische Reformprogramm für Makedonien, dessen (gewollte) Folge die türkische Militärrebellion ist. Im Oktober 1909 läßt Italien den von Frankreich und England schon gewährten Besitzanspruch auf Libyen in Racconigi von Rußland acceptiren; und erficht ihm Rechtskraft, als die Fabeldummheit von Agadir die Triple Entente zum Dreibund gefestet hat. Im Oktober 1912 nützen die vier Reguli die Verlegenheit der Türkei. (Ohne Agadir kein libyscher, ohne den libyschen Krieg keiner im Balkan.) Der Khalif ist in Afrika landlos. Italien an Englands Seewehr gekettet. Hat der Todeskampf des europäischen Türkenstaates begonnen? Daß er nicht kürzer sei als einst im Reich des

Basileus von Byzanz, ist Englands Wunsch: denn es kann sich, bis es seinen eigenen Khalifen hat, am Nil und in Indien nur halten, so lange der Islam die Stoßkraft nicht, von Europa weg, ostwärts wendet. Mag der Südost unseres Erdtheiles immerhin slawisch werden, der Schemel zu Rußlands Aufstieg in Uebermacht (der in Ostasien sich unbrechbare Wälle entgegenthürmen). Sputet Euch, schlaftrunkene Staatswächter, in einen neuen Vertrag, der Oesterreich den Weg ins Aigaiermeer sichert. An Eurem Willen zur That hängt Schicksal." („Die Zukunft" vom zweiten November 1912.)

Warum gabst Du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn.

Im August 1914 wird der letzte berliner Bericht des Herrn Goschen, der bis zum vierten Augustabend als Großbritaniens Botschafter am deutschen Kaiserhof beglaubigt war, veröffentlicht. Sir Edward Grey hatte, in zwei Depeschen gleichen Wortlautes, seine Vertreter angewiesen, in Paris und in Berlin zu fragen, ob die Regirungen entschlossen seien, die Neutralität Belgiens zu achten. Aus Paris kam die Antwort: „Die französische Regirung ist entschlossen, die Neutralität Belgiens zu achten, und würde von diesem Entschluß nur weichen, wenn eine andere Macht die Neutralität verletzen und dadurch der Republik ein anderes Handeln aufzwingen würde." Aus Berlin: „Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt kann erst antworten, wenn er die Meinung des Kaisers und des Reichskanzlers gehört hat." Herr von Jagow glaubte aber, daß eine Antwort auch dann nicht möglich sein werde, weil sie einen Theil des deutschen Kriegsplanes enthüllen müßte. Trotzdem Herrn Goschen diese Auskunft, die keinen Schleier mehr ließ, genügen konnte, kam er wieder; und er hörte nun aus dem Munde des Staatssekretärs: „Das deutsche Heer hat die belgische Grenze schon überschritten. Für uns ists eine Lebensfrage, rasch durchzukommen und Frankreich niederzuwerfen, ehe Rußland seine Truppen an unsere Grenze bringen kann." Das telegraphirt der Botschafter nach London. Wo Deutschlands Absicht jetzt also bis ins Kleinste erkennbar ist. Abends erbittet Herr Goschen im Auswärtigen Amt für sich und seine Gehilfen die Pässe. Krieg! Der Staatssekretär sagt, das Ziel seiner Politik sei ein herzliches Einvernehmen mit England und, durch Englands Vermittelung, mit Frankreich gewesen; mit bitterem Schmerz sehe er das ganze Gebäude seiner Hoffnung zusammenbrechen. Auch der Botschafter bedauert, daß seine Thätigkeit in Berlin so jäh beendet sei; doch müsse der Staatssekretär zugeben, daß die englische Regirung nicht anders handeln konnte. Dann sucht er den Kanzler auf.

„Ich fand Herrn von Bethmann in höchster Erregung. Er begann sofort, zu reden, und sprach ungefähr zwanzig Minuten lang. Der Entschluß des britischen Ministeriums sei geradezu entsetzlich. Um des Neutralitätrechtes willen, dessen Werth in Kriegszeit so oft mißachtet worden ist, eines Papier-

fetzens wegen habe England sich zum Kampf gegen ein ihm verwandtes Volk entschlossen, dem nichts lieber wäre als eine innige Freundschaft mit Britanien. Um dieses Verhältniß zu erreichen, habe er sich Jahre lang gemüht: und jetzt falle seine ganze Politik, wie ein Kartenhaus, in sich zusammen. Was England gethan habe, sei gar nicht auszudenken. Er könne es nur dem Handeln eines Mannes vergleichen, der einen gegen zwei Angreifer um sein Leben Ringenden von hinten zu Boden schlägt. Für die furchtbaren Folgen bleibe nur England verantwortlich. Ich widersprach nachdrücklich. Unser Handeln sei durch moralische, Deutschlands durch strategische Erwägungen bestimmt; die vom Staatssekretär angedeuteten seien nicht gewichtiger als unsere. Wer sollte noch unserem Wort vertrauen, wenn wir Belgien schutzlos gelassen hätten? Seine Excellenz war aber so aufgeregt und allen Vernunftgründen so unzugänglich, daß die Fortsetzung des Gespräches nutzlos gewesen wäre. Als ich Abschied nahm, sagte der Kanzler noch, unser Uebergang ins feindliche Lager sei ein Schlag, der Deutschland mit doppelter Härte treffe, weil die in Berlin und in London regirenden Männer bis in die letzte Stunde das Bemühen vereint habe, mit aller Kraft den Frieden zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland zu erhalten. Nach der Rückkehr von der Stätte dieser peinlichen Auseinandersetzung schrieb ich einen Bericht an die Foreign Office; er wurde um neun Uhr aufs Haupttelegraphenamt gebracht, ist aber nicht nach London gelangt. Später kam noch Unterstaatssekretär Zimmermann, um mir sein aufrichtiges Bedauern über den Abbruch unserer so ungemein freundlichen Beziehungen auszudrücken und mich, nebenbei, zu fragen, ob, nach meiner Auffassung, in der Forderung der Diplomatenpässe auch schon die Kriegserklärung liege. Ich erwiderte, mir seien zwar Vorgänge bekannt, die nach der Paßforderung nicht den Krieg brachten; in unserem Fall könne aber über die Folge des von mir ausgesprochenen Wunsches wohl nirgends ein Zweifel entstehen.

Als Herr Zimmermann gegangen war, wurde auf der Straße eine Sonderausgabe des Berliner Tageblattes ausgeboten, die Englands Kriegserklärung meldete. Bald danach schaarte sich vor das Botschafterhaus eine wüthende Menge, drängte die wenigen Schutzleute zurück und tobte laut. Die Fensterscheiben des Zimmers, in dem wir saßen, wurden zertrümmert. Die Behauptung, vom Personal der Botschaft sei die Menge mit Steinchen oder anderen Gegenständen beworfen worden, ist aus der Luft gegriffen. Ich telephonirte an das Auswärtige Amt und, persönlich, an den Staatssekretär. Bald danach sorgte die verstärkte Schutzmannschaft für Ordnung und Ruhe. Der Staatssekretär kam auch selbst und bat mich, ihn zu entschuldigen; in tiefster Seele schäme er sich der Ausschreitungen des Pöbels. Die Absicht der Regirung sei gewesen, die Kriegserklärung erst am nächsten Morgen zu veröffentlichen; aber das ekelhafte Tageblatt (‚the pestilential Tageblatt') habe die Tatsache irgendwie erfahren und sofort ins Publikum gebracht. Nun stürmte der Pöbel vor die Botschaft, die Zahl der Schutzleute war unzulänglich und das Gelärm wurde durch die Angabe verschlimmert, die

Menge sei von Botschaftinsassen durch höhnische Geberden gekränkt und aus den Fenstern mit Steinen oder Aehnlichem beworfen worden. Diese Angabe wies ich noch einmal mit der schroffsten Entschiedenheit als unwahr zurück. Morgens kam ein Adjutant des Kaisers und sagte: ‚Seine Majestät haben mir befohlen, Eurer Excellenz das Allerhöchste Bedauern über das in der Nacht Geschehene auszusprechen, aber zugleich darauf hinzuweisen, daß dieser Vorgang die Stimmung erkennen lasse, in der das deutsche Volk Englands Entschluß betrachte, in Gemeinschaft mit anderen Nationen gegen den alten Alliirten von Waterloo vorzugehen. Seine Majestät ersuche Eure Excellenz, dem König zu melden, daß der Kaiser bisher stolz auf Rang und Titel des britischen Feldmarschalls und Großadmirals gewesen sei, nun aber, vor Englands veränderter Haltung, diese Ehrentitel ohne Verzug ablegen müsse.' Der Ton, in dem diese Mittheilung vorgetragen wurde, milderte ihre Herbheit durchaus nicht. Gerade deshalb muß ich erwähnen, daß ich von dem Staatssekretär und den anderen Herren des Auswärtigen Amtes mit vollkommener Höflichkeit behandelt wurde. Auch bei der Abreise hatte ich nicht, wie die Kollegen aus Frankreich und Rußland, unter der Wuth des Pöbels zu leiden. Die hat Herr Gerard, der Botschafter der Vereinigten Staaten, ausgekostet, sobald er unser Haus betrat oder verließ. Diese Injurien haben ihn nicht gehindert, mich mehrmals zu besuchen. Dadurch hat er mich zu Dank verpflichtet und in mir die Ueberzeugung gefestigt, daß die Vertretung britischer Interessen niemals und nirgends einer zuverlässigeren Persönlichkeit anvertraut worden ist noch werden konnte."

Diesem Bericht ist von Berlin aus nicht widersprochen worden. Das Handeln des Kaisers war, wie mans erwarten mußte. Die Rednerei der Anderen mag, fürs Erste, Jeder selbst wägen, wenn er sie zweimal, dreimal mit dem Hirnfühler abgetastet hat. Dann wird ihm Gewißheit werden, daß diesen Krieg, den gewaltigsten und drum schwierigsten, den die Erde je sah, nicht der Soldat allein führen kann. Das Ziel muß der Staatsmann weisen. Für die Sicherung des nationalen Gedeihens vorsorgen, wie der Walter des Heeres unter heißer Sonne schon für den Winterbedarf seiner Truppen. Sonst wird es zu spät. Diesen Krieg muß der Kopf eines muthigen, aus Majestät ins Weite schauenden Politikers besinnen. Dessen Zunge nicht, im Zorn, strauchelt (wenn ers ihr nicht, wie Bismarck im Gespräch mit Favre, befiehlt). Der nicht fragt, was gefällt. Der will, was er wollen muß.

Wenn England dem Kanzler des Deutschen Reiches geglaubt hätte, es könne uns, während wir gegen zwei Andere um Deutschlands Leben kämpfen, „von hinten zu Boden schlagen", wäre sein Handeln roh, aber klug gewesen. (Und, schließlich, nicht roher als manches, dessen Gelingen von Frau Klio gekrönt ward.) Das hats aber nicht geglaubt und braucht drum schlimmen Irrthum nicht schlimm zu büßen. England entschloß sich, schwer, zum Krieg, weil es des deutschen Sieges über Frankreich und Rußland fast sicher war und weil es trachten mußte, den Triumph zu schmälern, durch Kolonienraub, Kundenkaperei, ihm zinsende Kontinentalsperre den Sieger zu kirren; da-

mit er, nach der Erholungpause, sich nicht dräuend zu dem Britenleun umwende und frage, ob das räudige Königsvieh auch sofort seine Hiebe wünsche. Zu Boden schlagen? Wir sind stark. Weder trübsinnig noch, wie ein Häuflein Lärmsüchtiger, in Dünkel verklettert. Wir fechten diese Sache durch. Aufrecht. Ohne Entsetzen, ohne grasse Angst vor furchtbaren Folgen, ohne Schreckensschauder vor dem Spukbild Bonapartes. Der war ein wilder, unersättlicher Riese, ein nordwärts verschlagener Bergromane, der seine Ehrenleiter in den Sonnenrand haken wollte. Hier ist, auf seinem alten, vom Schweiß jeden Geschlechtes in neue Triebkraft gedüngten Boden, ein Volk. Das hat Forscher und Feldherren, Künstler und Kaufmänner, Erkenner und Erfinder geboren. Das grübelt, singt, lehrt, lernt, arbeitet, träumt, ficht, fliegt, rechnet, betet. Ist an Einbildnervermögen reicher und zu Einordnung in ein edles All doch williger als manches feiner geschniegelte. Hat festere Knochen, schärferen Blick, besseres Geschütz. Das dauert ohne Wank. Aufrecht. Bis der Friede wird, für den Deutschland geblutet hat. Schon wähnt trunkene Hoffnung ihn nah. Hört schon den Eisenriegel an dem ersten Thore rasseln, das deutscher Mannschaft den Weg in Frankreichs Allerheiligstes sperrt. „Ehe Winter wird, fällt Verdun."

Deutschlands tausendjähriges Jubiläum: so nannte, in einem Brief an den General Thile, Friedrich Wilhelm der Vierte im März 1843 den Augusttag, der das tausendste Lebensjahr des Viriduner Vertrages beginnen werde. Des Vertrages, der das Weltreich Karls des Großen in drei Theile spaltete. Karls schwacher Sohn Ludwig, der sich gern zwar mit imperatorischer Geberde spreizt, nur auf der Jagd aber, beim Fischfang und im Buhlbett männlichem Glücksgefühl nah ist und die Hauptbezirke des Staatsgeschäftes der Priesterschaft überläßt, hat 817 mit dem Reichstag ein Hausgesetz beschlossen, das Lothar, seinem Aeltesten, den Kaiserreif und die Würde des Mitregenten gewährt, die jüngeren Söhne, Ludwig und Pippin, zu Königen von Bayern und Aquitanien ernennt, doch verpflichtet, auf dem weiten Gebiet des Heerwesens und der internationalen Politik stets dem künftigen Kaiser, ihrem Bruder, unterthan zu bleiben. Dieser Beschluß sollte die Einheit des karlingischen Weltreiches wahren und ihm die Stoßgewalt und die innere Kraft sichern, die es im Kampf gegen Byzanz und gegen den Islam, als Schirmer und Künder christlicher Sittlichkeit, braucht. Das Hausgesetz ist kaum ein Jahr alt: da stirbt die Kaiserin Irmgard; und bald danach führt Ludwig die schöne Judith, des Alamannengrafen Welf Tochter, als Kaiserin in die Pfalz. Soll der Knabe, den sie 823 ihrem Herrn gebar, darben, weil den Söhnen Irmgards alle Reichstheile zugesagt sind? Die kluge und machtsüchtige Welfin, die des Kaisers Sinne beherrscht, erstrebt und erlangt den Bruch des Hausgesetzes. Ihrem Karl wird Alamannien sammt dem Elsaß, Rätien und den welschen Stücken der Schweiz vorbehalten. Im Sommer 840 stirbt Ludwig; Pippin überlebt ihn nicht lange. Als die drei Thronerben des Haders müde sind, eint sich ihr Wille zur Theilung des Universalreiches. Lothar nimmt Burgund, die Provence, Italien; Karl West-, Ludwig Ost-

franken. Doch das im Vertrag von Verdun abgegrenzte Ostfrankenreich umschloß nicht etwa alle deutschen Stämme; die Hälfte der echten Franken, alle Friesen und die elsassischen Alamannen blieben draußen. Nach dem Tod Lothars des Zweiten entbrennt zwischen den Ohmen, dem Westfrankenkönig Karl (dem Kahlen) und dem Ostfrankenkönig Ludwig (dem Deutschen) der Streit um das Erbe, das von Franken und Friesen bewohnte Lotharingien. Karl läßt sich in Metz als den Lothringerkönig krönen; wird aber von Ludwig gezwungen, das erraffte Land mit ihm (im Vertrag von Mersen, der, 870, das Verdunois den Ostfranken gibt) zu theilen. Nach Ludwigs Tod versucht Judiths Sohn Karl noch einmal, der Brut Irmgards den Erbtheil abzujagen. Sein Neffe Ludwig (der Jüngere) schlägt ihn am ersten Oktober 876 bei Andernach und fügt in den folgenden Jahren die in den Verträgen von Verdun und Mersen ausgeschlossenen Theile Lothringens ins Ostfrankenreich ein. Dessen Westgrenze ist nun nicht mehr der Rhein, sondern die Maas; Nordburgund, Brabant und Stücke von Flandern gehören ihm an. Die Geburturkunde des Deutschen Reiches durfte man also den Viriduner Vertrag niemals nennen. Dennoch leitete den festfrohen Friedrich Wilhelm ein löbliches (unsicher nach Erkenntniß tastendes) Gefühl, da er den Jubiläumstag durch die Stiftung eines Preises für Werke aus der vaterländischen Geschichte feierte. Um die Möglichkeit der Auszeichnung von Künstlern, Forschern, Denkern zu schaffen, deren Brust bisher höchstens, wie des greisen Jakob Grimm, mit dem Kreuz der französischen Ehrenlegion geschmückt wurde, hat er 1842 dem Kriegerorden Pour Le Mérite (so heißt er, leider, noch heute) die Friedensklasse angereiht, die dreißig deutsche, dreißig fremde Führer des Geistesheeres ins Ritterrecht zuläßt. Nun folgt der Verdun-Preis (der Heinrich von Treitschke, dem kühnen Dichter preußisch-deutscher Geschichte, vor zwanzig Jahren geweigert wurde). Der König träumt sich ins Morgenroth eines froh beseelten, zu jedem Ringen muthigen Deutschlands. Er erlaubt dem lange gevehmten Teutonen Maßmann, die Hörer der berliner Hochschule ins Dunkel seiner Germanistenlehre zu locken und auf seinem Turnplatz, in der Hasenhaide, eine Verdunfeier zu rüsten. Maßmanns Freund Bandel darf für seinen Plan zu einem teutoburger Hermann-Denkmal öffentlich werben: und bewirkt, daß ein italischer Dichter die Landsmannschaft aufruft, den Gipfel des Mont Cenis mit einem Steinbild des Marius zu krönen, der dräuend sein Schwert schwingt und der Germanenhorde zuheischt: „Zurück, Barbaren!“ Der Lärm des Jahrtausendfestes weckt im Volksgemüth keinen Widerhall. Haben die tausend Jahre den Deutschen denn Glück beschert, gar das herrlichste nationalen Einheitempfindens? Worte verklingen. Deutschland hat allzu viele gehört; aus Berlin viel zu viele. Nun harrt es der That.

Der Westfälische Friede hat dem alten Reich mit Metz und Toul auch Verdun geraubt. Im Sommer des Jahres 1792 sieht Goethe die von Sebastien Le Prêtre de Vauban, dem Ingenieur und Marschall Ludwigs des Vierzehnten, befestigte Stadt. Er ist, ohne Amt, als Natur- und Kulturforscher, im Ge-

folge seines Herzogs Karl August, der preußischer General ist und die halberstädter Kürassiere führt, in den Krieg wider die Jakobinerheere mitgegangen und schreibt über die „Campagne in Frankreich" (die bald der Herzog von Braunschweig, der damals noch „berühmte Feldherr", bald der Preußenkönig Friedrich Wilhelm der Zweite zu leiten scheint) allerlei heute noch Merkwürdiges in sein Tagebuch. Hinter Weinbergsmauern, die vor den Kugeln der Belagerten schützen, spricht er zum Fürsten Reuß von der Farbenlehre. Am zweiten Septembermorgen ergiebt sich die Festung (deren Kommandant sich im Rathhaussaal erschießt). „Nach dieser schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Wein bestens erholen sollen." Er hört die Schelmenlieder preußischer Jäger, die in den Tod marschiren; hört die Musik der Kanonen („Der Ton ist wundersam genug, als wäre er zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels"); gräbt sich, auf dem Weg nach Chalons, für die Dauer einer windigen Regennacht, neben seinem Herzog in den zähen Lehmboden ein, wickelt sich in die Wolldecke, die ein Jäger ihm, für acht Groschen Leihgeld, überlassen hat, und ruht so behaglich wie „Ulysses unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel." Nach dem häßlichen Tag von Valmy, der dem Franzosenheer, unter Dumouriez und Kellermann, den Sieg gebracht und dadurch den Waffenstillstand und den Rückzug der Verbündeten vorbereitet hatte. Als die Leute aus dem Feuer zurückgezogen wurden, verbreitete sich die größte Bestürzung über die Armee. „Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen anzuspießen und aufzuspeisen. Nun aber ging Jeder vor sich hin; man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer angezündet werden konnte. Die Meisten schwiegen, Einige sprachen und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf; was ich dazu denke. Denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt. Diesmal sagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus; und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen!"

Darf auch unsere Krieger solches Bewußtsein stählen? Das Dorf Valmy liegt an der Ostbahnlinie Reims-Verdun. Da hat abermals Mißmuth das Wort geführt: als das deutsche Heer von der Marne rückwärts weichen mußte. Wird, dennoch, wieder ein Neues? Krieg als Großindustrie: Das war noch nicht. Zehntausend Schüsse fielen am Tag von Valmy auf jeder Seite; und Goethe sagt, von der ungeheuren Erschütterung habe der Himmel sich aufgeklärt und die Erde im eigentlichsten Sinn gebebt. Jetzt leistet ein französisches Feldgeschütz in der Minute vierzig Schüsse, das stete Gedröhn lähmt dem Tapfersten für eine Weile den Athem und vor dem Bilde des Millionenringens im Feuerregen, im Eisengewitter müßte die Erinnerung an

die amphitheatralische Stellung der Franzosen von 1792 ein Kriegsspiel aus Urväterzeit ins Gedächtniß zu rufen scheinen. Nie war solcher Krieg; daß er sein könne, ist nie geahnt worden. Das Gekrach und Geknatter seiner Mörser, Haubitzen, Maschinengewehre sprengt die Erzpforte, hinter der eine neue Epoche der Erdgeschichte beginnen, Weltwende werden muß.

Am linken Maasufer begrüßt der Herzog von Braunschweig den Dichter als „einen glaubwürdigen und einsichtigen Mann, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feind, sondern von den Elementen besiegt worden sind". In der zweiten Oktoberwoche kehrt Goethe nach Verdun zurück. Die Stadt ist verwildert; weder Milch noch Butter zu haben; die Schönen, die dem Preußenkönig huldigten, müssen nun für ihr Leben zittern; das Fleisch gefallener Pferde wird aufgetischt; und der Kommandant duldet den Troß der abziehenden Feinde nur eine Nacht lang in der Festung. Kellermann treibt die Preußen durch die Champagne, Custine bricht in die Pfalz ein und nimmt Speyer, Dumouriez besetzt Belgien. Verdun dämmert in alte Ordnung zurück und bleibt lange ungestört. Im Januar 1814 schreibt Blücher an Yorck: „Ein Marsch zwischen den Festungen Luxemburg, Longwy, Thionville, Metz und Verdun durch ist in den jetzigen Umständen nicht allein ohne Gefahr zu unternehmen, sondern auch zur Verhinderung der Proviantirung wichtig." Fürs Erste beobachtet nur Reservekavallerie, unter dem Generalmajor Von Jürgaß, die Maasfestung; Yorck selbst soll ohne Umweg auf Saint Mihiel losmarschiren. Nur vor Paris kann der entscheidende Schlag fallen. Dorthin muß die Hauptmacht des Heeres; so schnell wie irgend möglich, ohne sich von der Sorge um die Verbindunglinie hemmen noch gar in einen Waffenstillstand locken zu lassen, der nur dem Feind nützen werde. Gneisenau ruft dem Freiherrn vom Stein zu: „In Paris ist Alles centralisirt. Im Besitz der Hauptstadt lähmen wir alle Nerven der Regirung und gebieten den Frieden. Das ist besser als Unterhandlung. Die Diplomaten sind ein eitles Volk; willigt man in eine Verhandlung mit Waffenstillstand, dann verlängern sie diese über Gebühr und Napoleon gewinnt für sich kostbare Zeit. Strategie ist die Wissenschaft von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig mit diesem als mit jener. Raum mögen wir wiedergewinnen; verlorene Zeit niemals. Daher zur Schlacht, ehe der Feind sich besinnt!"

Von Verdun wird in Deutschland erst im Spätherbst 1870 wieder gesprochen. Seit dem fünften September ist das Große Hauptquartier in Reims; wohnt König Wilhelm in den Räumen des Erzbischofpalastes, aus denen Karl der Zehnte zur Krönung in die Kathedrale schritt. Aus einem Kaffeehaus ist auf westfälische Husaren geschossen worden. Soll man das Haus zerstören? Vielleicht ist der Besitzer wirklich, wie er betheuert, unschuldig; er mag der Schwadron zweihundert Flaschen Champagner spenden und sich des milden Spruches freuen. Ueber Meaux gehts nach Ferrières. Dorthin kommt die Meldung, daß Toul gefallen und Verdun eingeschlossen ist. Die Belagerung zieht sich über den ganzen Oktober hin. Am neunten November sitzt, im versailler Haus der Frau Jessé, Bismarck mit Delbrück und anderen

Herren beim Mahl. Als ihm erzählt wird, in Epernay sei der Telegraphendraht von Bauern abgerissen worden, räth er, drei Bataillone hinzuschicken und sechstausend Bauern bis ans Ende des Krieges in Deutschland einsperren zu lassen. Dann erwähnt er den Schimpf, den die pariser Presse täglich gegen ihn schleudere. „Ich soll Geld unterschlagen, Dienstgeheimnisse zu Börsengeschäften mißbraucht, meine Frau mit der Reitpeitsche geprügelt, ganze Schaaren berliner Bürgermädchen in meinen Harem geschleppt haben. Das geht doch über die von der Heimath her gewohnten Leistungen hinaus." In dieses Tischgespräch platzt die Botschaft von der Kapitulation Verduns. „Der November macht sich nicht schlecht." Er bringt noch Neubreisach, Thionville, La Fère, Amiens. Nur nicht: die Beschießung von Paris. Krupp schickt winzige Kanönchen, deren explosives Geschoß die aus der Hauptstadt aufsteigenden Gasballons vernichten soll. Kann dieses essener Geschenk die grimmen Hüter Lutetiens so erschrecken, daß sie die Thore aufthun? Unwahrscheinlich. Und die Schwere Artillerie schweigt noch immer. Um irgendeinen Ertrag daraus zu ziehen, könnte man sie gegen hohen Entgelt den Parisern vermiethen, denen die Sorte fehlt. Noch am fünfzehnten Dezember mahnt den Generalstabschef ein anonymer Brief aus Deutschland: „Lieber Moltke, gehst so stumm immer um den Brei herum! Bester Moltke, nimms nicht krumm: Mach doch endlich Bumm, Bumm, Bumm!" Roon reibt die Hände.

Aus langer Wartezeit schweift, im ersten Kriegsjahr, das Gedächtniß ins Fernste. Nie war Verdun so wichtig wie jetzt. Ist der Eisenriegel, der unseres Heeres Vordrang hindern soll, an einer Stelle geborsten, dann springt das Thor auf: und Frankreichs Schicksalsstunde schlägt.

Noch nicht. Englands Heer, an dessen Schlagkraft der Deutsche nicht glauben wollte, bereitet sich, den Klöppel zu lähmen. Und die zwei stärksten Feinde blicken, zum ersten Mal, einander ins Weiße des Auges. Zum ersten Mal mit gleichem Rechtsanspruch. Nach der pariser, vor der berliner Revolution schickt, im Februar 1848, das kranke, geängstete Hirn Friedrich Wilhelms des Vierten einen demüthigen Hilferuf an die Königin von Großbritanien und Irland, die neunundzwanzigjährige, den drei deutschen Fürstenhäusern Braunschweig, Sachsen-Koburg, Leiningen verwandte Victoria. „Die Grundsätze der Revolution sollen, ‚mit allen Mitteln', im ganzen Gebiet Europas verbreitet werden. Wenn die revolutionäre Partei ihr Programm, ‚die Souverainetät des Volkes', durchführt, zerbricht nicht nur meine Krone, die ja klein ist, sondern auch die gewaltige Eurer Majestät und uns naht ein Jahrhundert ohne Gott und ohne Gesetz. Mein Vater wagte nicht, sich König von Gottes Gnaden zu nennen; wir aber nennen uns so, weil wir die Wahrheit des Wortes fühlen. Jetzt, gnädigste Königin, lassen Sie uns den von namenlosem Elend bedrohten Völkern zeigen, daß wir unsere heiligste Pflicht kennen. Eurer Majestät Macht ist so groß, daß Ihr Wort allein genügen würde. Noch mehr aber hoffe ich von der Macht des gemeinsamen Wortes. Frankreich muß von uns die Botschaft hören: ‚Wir wünschen ihm

von ganzen Herzen alles Gute. Aber der erste Friedensbruch, gegen Italien, Belgien oder Deutschland, wäre bestimmt und sofort ein Bruch mit uns Allen; und wir würden mit aller von Gott uns verliehenen Macht Frankreich, zu Land und zu See, eben so wie in den Jahren 13, 14, 15 fühlen lassen, was unsere Einigkeit bedeutet.' Daß ich Euer Majestät getreuster, Old England ergebenster Bruder und Gefährte bin, wissen Sie und stets werde ich es beweisen. Auf meinen Knien beschwöre ich Sie, ‚Engellands England' zum Heil Europas einzusetzen. Mit diesen Worten werfe ich mich der huldvollsten Königin zu Füßen und verbleibe Eurer Majestät getreulichst ergebener Diener und Bruder Friedrich Wilhelm." Merket, die Britenhochmuth oft geärgert hat, Alle, diesen Ton, eines Bittstellers, aus dem Land, von dem Thron Fritzens des Großen. Entschuldigt er nicht? Der verjagte Franzosenkönig, Louis Philippe, der sich auf Englands Boden, in Newhaven, verstecken darf, spricht stolzer als der Preuße. Dem ist Britanien noch, wie, nach den pictaviensischen Berichten, der Nordmannschaft Wilhelms des Eroberers, das Eden der Europäer: „fruchtbarer als die Kornkammer der Ceres, an Metallen reicher als Gallien, mit Schätzen üppiger behäuft als Arabien; jegliche Art selbst der zierlichsten Arbeit leisten die Männer und nirgends sind die Frauen so tüchtig zu Goldstickerei und anderer Nadelarbeit." So denkt der Brite selbst über sein Land und den Werth seiner Volkheit. Der Deutsche? Meist eine ehrliche Haut; als Gehilfe, schon in Urväter Zeit auch als Kunsthandwerker brauchbar; freilich nicht auf der Höhe der „angelsächsischen Rasse" (die ein Gemisch aus dem Blut von Briten und römischen Legionären, Normannen und Sachsen, Angeln und Dänen, Schotten, Iren und bunten Einwandererschwärmen ist). Daß dieses friedliche Volk das Gemäuer seiner Staaten zertrümmern könne, hatte auf den drei Inseln Keiner geglaubt. Victoria findet die Entwickelung Deuschlands „zum Schämen und zum Erschrecken"; auch dort, schreibt sie an den Onkel Leopold nach Brüssel, „giebt es ja noch gute Leute; aber sie lassen sich in schändlicher Weise fortreißen". Sie ist noch jung, hat von der Mutter und vom Ehemann eine Gefühlsvorstellung von deutschem Wesen empfangen, die ihr in das Bild der Wirklichkeit nun nicht zu passen scheint; möchte gerecht sein und mahnt ihre Minister an die Lehre des altdeutschen Reimspruches: „Was Du nicht willst, daß Dir geschicht, Das thu' auch keinem Andern nicht!" Palmerston und John Russell lächeln so holden Traumes, der ihnen, nach hartem Geschäft, niemals genaht ist. Deutschland ist ihnen nicht sehr wichtig. Sir Harry Smith hat den Burenhäuptling Praetorius, dem der Vertreter der Königin aus Bloemfontein weichen mußte, geschlagen; in Asien ist der Aufruhr der Sikhs und Afghanen niedergerungen; in England die Wuth der Cholera, die in London allein vierzehntausend Menschen getötet hatte, endlich gelindert worden; der aus Rom nach Gaëta entflohene Papst, Pius der Neunte, erbittet britischen Schutz; und im Unterhaus führt ein Herr Benjamin d'Israeli mit heftiger Geberde die Opposition in den Kampf. Da bleibt nicht viel Muße für „Allzukontinentales". John Russell meint, Deutschland (dessen Kaiserkrone

Friedrich Wilhelm abgelehnt hat) sei in einen Zustand gerathen, der zwar nicht in Krieg führen, doch eine Krisis genannt werden müsse. „Oesterreich wird jeder Vergrößerung Preußens, Frankreich jeder Stärkung Deutschlands widerstreben und Rußland will nicht, daß irgendwo die Freiheit regire. Darin wäre keine Gefahr zu erblicken, wenn Deutschland einig wäre." Noch ist kein Groll gegen Preußen spürbar. Das ist ja nicht gefährlich; schwächer als je seit Fritzens Tagen. Der König bewundert, auf den Knien, die Herrin und die Erbweisheit des Angellandes. Wilhelm, der dem Thron nächste Prinz, ist Victorien verpflichtet, weil sie ihn vor dem Märzsturm, dem er, 1848, entfloh, geschirmt hat, und betheuert „der allergnädigsten Base", daß er ihr und dem Prinz-Gemahl Albert die Erlösung von der Mißwende seines Lebens, den Wandel des öffentlichen Urtheiles in der Heimath danke.

Dieser Prinz wird im Januar 1858 der Schwiegervater der Princeß Royal; und Preußen, wenn die Hoffnungblüthe zweier Victorien in Frucht reift, Englands Schutzmann und Krieger auf dem Festland. Unser Prinz, Friedrich Wilhelm, „ist die beste Partie in Europa und eine englische Prinzessin, als Gattungbegriff betrachtet, eine der schlechtesten": hat Bismarck gesagt, als der Heirathplan auftauchte; später schrieb er an Gerlach: „Englischer Einfluß und Anglomanie werden sich bei uns einbürgern, ohne für uns irgendetwas Analoges zu gewinnen. In der stupiden Bewunderung des Deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirthen und Gerichtspräsidenten wird britischer Einfluß den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich jetzt schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey ihn anredet und ihm Gelegenheit giebt, the Queen's English zu radebrechen. Wie wird Das erst werden, wenn die Erste Frau im Land eine Engländerin ist!" Der Königin bricht, im Buckingham-Palast, wo sie mit Derbys Wahlreform und D'Israelis Kirchensteuerantrag geplagt wird, „fast das Herz", weil sie der Taufe ihres ersten Enkels (Wilhelms, der jetzt Deutscher Kaiser ist) fern bleiben muß. „Noch nie, glaube ich, ward ich von einer Hoffnung so bitter enttäuscht. Hier war für die beiden Völker eine so gute Gelegenheit, einander näher zu kommen! Das preußische Gesetz, das so frühe Taufe der Kinder fordert, ist recht dumm." In dem Jahr, das ihr ernsteres Weh bereiten, den in Worten vergotteten Albert rauben soll, wird Wilhelm König von Preußen. Aus Königsberg schreibt ihr die Tochter: „Mit der Krone sah der König sehr schön und edel aus. Er gab mir ein entzückendes Medaillon für sein Haar und (Ihrem Ohr wirds unglaublich und albern klingen) ernannte mich zum zweiten Chef des Zweiten Husarenregimentes! Ich hielt den Einfall für einen Scherz und lachte herzlich; für eine Dame ists ja so sonderbar. Aber die Königin und die Königin-Witwe haben Regimenter. Eine Prinzessin ist vor mir wohl noch nicht so geehrt worden." Earl of Clarendon, der die Britenkönigin beim Krönungfest vertritt, schwärmt von der Staatsweisheit der Kronprinzessin, die alle Aufgaben preußischer Politik, innerer und äußerer, klar vor sich sieht. „Wenn der neue König den Geist, die Urtheilskraft,

den Fernblick unserer Princeß Royal hätte, wäre für diesen Staat nichts zu fürchten und Preußen könnte sich schnell herrlich entwickeln." Wird es aber den richtigen Weg wählen? Auch die Kronprinzessin bangt. Denn Wilhelm wird zwar, als frommer Christ, von der beschworenen Verfassung nicht weichen, sie aber auch nicht lieben lernen. „Er sucht nirgends Rath, hat in seiner Nähe auch keinen Menschen, der fähig und muthig genug ist, um nützlichen Rath zu geben. Die Minister sind nur Bureaugehilfen. Das Volk schmollt und murrt; vor einer Revolution schützt aber das starke Heer und die frische Erinnerung an 1848." Darauf vertraut auch Mama Victoria. Sie will nicht, daß Deutschland, daß gar Preußen sich dem Britenreich entfremde: und mahnt drum den alten Palmerston, der wieder das Haupt ihrer Regirung ist, die „Times" in würdigeren Ton zu überreden. Alles Deutsche, schreibt sie, „besonders alles Preußische wird von dieser Zeitung angegriffen, beleidigt, in den Schmutz gezogen. Ihre giftigen Reden müssen alle Deutschen empören. Dadurch wird wesentlichen Interessen unseres Landes geschadet. Lord Palmerston liest wohl keine deutschen Zeitungen, weiß also kaum, wie weit das Unheil schon gediehen ist. Er wird aber gewiß der Königin zustimmen, wenn sie ausspricht, daß ein zwischen England und Deutschland entstehender Nationalhaß für beide Völker ein Unglück wäre." Auf Palmerstons höflich bittenden Brief antwortet Herr Delane, der Herausgeber der „Times", sein Spott sei nur gerecht gewesen: denn König Wilhelm habe am Krönungtag vom göttlichen Recht der Monarchen gesprochen. Doch wolle er in seiner Zeitung den Preußen für eine Weile „die grausamste aller Strafen, guten Rath", aufschieben. Der Premierminister glaubt nicht an nachhaltige Besserung. Die „Times", sagt er, „ist ein Handelsunternehmen, dessen großes Kapital gut verzinst werden soll und das deshalb, weil der Preis des Blattes kaum die Papier- und Druckkosten deckt, auf Inserate angewiesen ist. Die aber erhält, in stattlicher Zahl, nur eine Zeitung, von der viel geredet wird. Fremde Regirungen anzugreifen, ist bequem und ärgert den Briten nicht so leicht wie ein heftiger Angriff auf Personen seiner Heimath. Wenn den Fremden dieser Zustand bekannt wäre, würden sie Tadelsworte unserer Presse mit Gleichmuth ertragen." Noch ist die Roheit häßliche Ausnahme. Der Erbadel ist nicht mehr allmächtig; herscht aber noch über die Sitte. Der Geschäftsmann, der mittags hastig sein Steak kaut und abends die Reichspolitik beplaudert (der erste Jakob hatte solche Gespräche verboten), ahmt in Ton und Geberde gern der nobility nach und dünkt sich vornehm, wenn seine Zeitung zu ihm spricht wie im Oberhaus ein Lord zum oder vom anderen. Er hat vielleicht den Beschlüssen der Chartistenkonferenz zugestimmt und ist Demokrat. In dem Baronet, Marquis, Earl, Viscount bewundert er dennoch den Herrn und das Vorbild. Weiß er, daß die Königin und die Minister Ihrer Huldvollen Majestät die sanfte Behandlung eines Landes wünschen (dessen Krone die Prinzeß Royal einst tragen soll), dann wehrt auch er sich wider unglimpflich scheltende Rede.

Hat das britische Weltreich, wie das römische einst, drei Stände und ist

ein Peer von England so mächtig, der Volksmasse so lästig wie ein Senator im Rom der Caesaren? Die römische Pairie konnte mit ihren Kaisern als mit Gleichen verkehren. Im Engsten fast allmächtig schien der Römer, den der bis ans Schienbein mit schwarzen Riemen gebundene Schuh und der breite Purpurstreif an der Tunika als senatorischem Rang Angehörigen erwies. Mancher Peer von England hat sich in ähnlichem Glanz gesonnt; nicht einer hat, seit das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verstrichen ist, die Machtmöglichkeit eines Lentulus, Calpurnius Piso oder des Julius Agricola erreicht, der Britanien und Südschottland dem Caesar unterwarf. Der Allmacht kann nur ein von der Staatskirche oder einem, wie sie, auf übersinnlichen Vorstellungen ruhenden Gebild gestützter Adel sich nähern; nur er den Plebejern ein unbrechbares Joch aufzwingen. Und dieser klerikal-feudale Bund ist in England schon durch den Entschluß zur Katholikenemanzipation gelockert worden, dem Wellington und Peel, zwei Tories, nicht ausbiegen konnten, weil die Reden O'Connells sonst Irland in den Wirbel der Revolution gerissen und vielleicht die katholischen Kelten zum Abfall vom Reich getrieben hätten. Seitdem war die Anglikanerkirche geschwächt; schien ihr auch kaum noch klug, gegen fegende Gewitterstürme für alle Adelsprivilegien, wie für die Sakramente des Staatslebens, zu kämpfen. Das Gewitter kam, bald nach der Emanzipation, über den Kanal; und fand schon dumpfe Stickluft über den Inseln. Wie im Preußen Wilhelms zwischen Ost und West, so hatte im England Georgs des Vierten zwischen Südost und Nordwest die Kluft sich geweitet; und wie mählich jetzt unser Osten, so war Englands Nordwesten vom Industrialismus aus dem Schlummer gescheucht worden. Die neue Kulturform fordert eine neue Ordnung der politischen Machtverhältnisse. Bergwerke und Fabriken entstehen, in Schaaren strömt das Landvolk den Städten zu, der Acker verödet: auch im Parlament, das durch seinen Ministerium genannten Ausschuß England regirt, muß die veränderte Struktur des Landes zum Ausdruck kommen. Daß Unterhaussitze erkauft, von dem König oder mächtigen Adelshäuptern nach willkürlicher Laune vergeben und alle Gesetze dem Grundbesitzerinteresse angepaßt werden, ist nicht länger zu dulden. Der frei geborene Britensinn bäumt sich gegen den heimlichen Zwang zu politischer Hörigkeit; will aus verbrämter Ohnmacht in die Rüstung des Bewußtseins zurück, daß er an der Gestaltung seines Schicksals mitwirkt: des Bewußtseins, ohne das kräftiges Behagen an der Heimath und echter Patriotismus nicht zu dauern vermag. Chatham, Wilkes, Pitt sahen ihre Reformpläne an der Klippe der Klassenselbstsucht scheitern. Die nomination boroughs, deren Mandat der Begünstigte als Beute heimtrug, blieben in ungeschmälerter Macht; und Industriestädte, deren Marktgewalt einer Welt gebot, Kapitalscentren wie Manchester, Birmingham, Leeds hatten in Westminster keinen Vertreter. Auf Georg folgt Wilhelm der Vierte. Dieser wohlwollend derbe „Matrosenkönig" merkt schneller als sein weltfremder Bruder, woher der Wind weht. Julirevolution in Frankreich. Ueberall sproßt, in den Thälern und auf den Höhen, der wieder

jung scheinende Gedanke der Demokratie. Für ihn fechten die Benthamisten und die Gelehrten der Whigpartei, die das Schaudern vor einem Bündniß mit den Radikalsten rasch verlernen. William Cobbett hetzt und wettert wider die korrumpirende Adelsherrschaft (wie achtzig Jahre später Lloyd George). Die Französische Republik wird als Fahnenträgerin der Menschheit umjubelt. „Seht, frei ist Frankreich schon! Italiens Helden drohn! Deutschland wird mit uns gehn! Polen soll auferstehn!" In den Arbeiterklubs und in Londons Gassen weckt solcher kindlich gestümperte Text helle Begeisterung. Tiefer wirkt das Bild der neuen Technik, der durch die Dampfkraft aus ehrwürdiger Enge in neue Weiten vorwärtsgestoßenen Wirthschaft. Die Wahlschlacht bringt den Whigs den Sieg, Lord Grey wird Wellingtons Erbe und John Russell legt seine Reformbill dem Unterhaus vor. Sie wird abgelehnt. Grey entschließt sich zur Auflösung des Parlamentes und King William springt in einen Miethwagen, um die in Westminster versammelten Commons nicht auf die Verlesung des Dekrets warten zu lassen. Das neue Unterhaus zeigt sich willig und der Widerstand der Lords wird durch eine unzweideutige Drohung des Königs gebrochen, der das Oberhaus wissen läßt, er müsse durch einen Peersschub den Ansehensrest der Ersten Kammer vernichten, wenn die Gegner der Wahlreform nicht feierlich versprechen, der entscheidenden Abstimmung fern zu bleiben. Am siebenten Juni 1832 wird Greys dritter Entwurf angenommen. Die rotten boroughs, fast sechzig veraltete Wahlflecken, werden beseitigt, den Städten ihrer Größe und Bedeutung entsprechende Vertreterzahlen gesichert; die Zahl der ins Wahlrecht Zugelassenen verdoppelt sich, die Mittelklassen, die Männer der nouvelles couches dürfen und können beim Reichsgeschäft mitarbeiten; und das Unterhaus, in dem drei Viertel aller Sitze von dem König, dem Kabinet und dem Grundadel nach unumschränktem Belieben verschenkt worden waren, wird einer Volksvertretung ähnlich. Seitdem sind die Whigs nicht mehr die oranische, für Selbstregirung eintretende Adelspartei; sie waren, bald nach der Annahme der Reformbill, genöthigt, in den Kolonien die Sklaverei zu verbieten, der Ostindischen Compagnie das Handelsmonopol zu nehmen und einen ersten Versuch zur Ordnung des jungen Fabrikbetriebes zu machen. Was Hegel in der Preußischen Staatszeitung vorausgesagt hat, ist Wirklichkeit geworden: im Sommer 1832 hat die Demokratie auf britischem Boden in einer Hauptschlacht gesiegt und die Macht des Erbadels in ihren Grundfesten erschüttert. Der schlau genug war, sich in die Zeit zu schicken, das Rettbare zu retten und in getroster Ruhe auf helleres Wetter zu warten.

Bis in die Krimkriegstage, die ihm neuen Haß eintrugen, hat dieser Adel sich oft des heiteren Himmels gefreut und in dem Juden Benjamin d'Israeli ist ihm, wie den preußischen Junkern in Sems Sohn Friedrich Julius Stahl, ein Retter erstanden. Zwar schrieb Bismarck 1856: „D'Israeli-Stahl wird die Drehkrankheit der englischen Politik mit seinen Reden nicht heilen. Die Erbweisheit ist den Leuten seit der Reformbill verloren gegangen; der rohe und leidenschaftliche Egoismus, die Unwissenheit über kontinentale Ver-

hältnisse sind ihnen geblieben. Stark ist der Bulle immer noch; aber wo er hinstößt, weiß er nicht mehr, seit der Nasenring der Oligarchie ihm abgenommen ist. Seit der Reformbill und dem Zerfall der Parteien ist das Uhrwerk offenbar gelähmt; die Kräfte neutralisiren einander im Inneren und mit der auswärtigen Politik dieser mächtigen Nation schaltet Palmerston wie ein zorniger alter Trunkenbold, der Töpfe und Tassen zerschlägt, weil er sein Geld verspielt hat." Doch die Geschichte hat dieses Vorurtheil revidirt und aufgehoben; hat auch erwiesen, daß Greys und Russells, D'Israelis und Gladstones Wahlreformen den Nasenring der Oligarchie gelockert, aber nicht abgeschafft haben. Denn nur in das Unterhaus sickerte, durch vorsichtig erweiterte Mauerfugen, die Volksstimmung; das Oberhaus, der Erbsitz des Adels, blieb, wie es gewesen war, seit die ersten königlichen Writs die Grundherren zur Vertretung ihrer Lehnsleute hineinriefen. Ein Senat; mit allen guten und vielen schlechten Wesenszügen solcher in unantastbarem Vorrecht wohnenden Körperschaft. In anderem Klima und anderer Zeit freilich mit geringerer Macht und unter strengerer Aufsicht als im imperatorischen Rom. Englands Adel hat in Jahrhunderten, die das Inselreich vergrößert, dem europäischen Kontinent eine neues Kleid gewirkt und ganze Welten entdeckt haben, seine Lebensweise kaum geändert. Als Poggio-Bracciolini, der Päpstliche Sekretär und Facetienschreiber, in England gewesen war, erzählte er: „In den Städten zu wohnen, gilt hier als des Adels unwürdig. Die Edelleute leben auf ihren Gütern, zwischen Wäldern und Weideflächen, und meiden das Gedräng der Stadt. Dabei sind sie der Sucht nach Gelderwerb nicht etwa fern; sie handeln mit Vieh und Leinwand, verschmähen den aus landwirthschaftlicher Arbeit zu ziehenden Gewinn durchaus nicht und sind geneigt, den Reichsten als in den höchsten Rang Gehörigen anzuerkennen." So wars im ersten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts; unter Heinrich dem Fünften, der dem Haus Lancaster das Erbrecht auf den französischen Thron sicherte. Ungefähr so wars noch gestern; der Schwarm der „Peers aus dem Hinterwald" hat unter Eduard dem Siebenten kaum anders gelebt als unter Eduard dem Ersten die kleinere Schaar der barones regni. Sie kommen nicht ganz so selten in die Stadt, die jetzt ja mit reicherer Genußmöglichkeit lockt, sind während der Hochsaison in der Oper und beim Derby, in der Alhambra, bei Haendelkonzerten und im Hyde Park, manchmal sogar im Parlament zu sehen (wo Niemand sich wundert, wenn nur ein Halbdutzend Lords, zwischen dunklen Holztäfelungen und vergoldetem Gotenhausrath, auf rothen Klubsesseln in leisem Plauderton das Alltagsgeschäft erledigt); haben aber noch immer die stärkste Wurzel ihrer Kraft in dem country seat, wo die Ahnen lebten und jeder Scholle eine Familienerinnerung anhaftet. Da nur sind die Peers in ihrem Element; wenn sie die zur Jagd, zu Golf, Tennis und Schneesport geladenen Gäste bewirthen oder den Beamtenstab zum Vortrag empfangen, wirklich die pares ihrer Könige. An Reichtum kann diese Pairie sich der römischen vergleichen. Schon vor fünfzig Jahren wurde den Herzogen von Richmond, Bedford, Sutherland eine Rente von vier bis sechs Millionen

nachgerechnet und erzählt, der Marquis von Bredalbane könne auf einem schnellen Pferd in gerader Linie dreiunddreißig Stunden lang reiten, ohne die Grenze seines Besitzes zu überschreiten. Dem Lord Northampton gehören hundertvier, dem Herzog von Westminster hundertsechzig Hektar londoner Bodens und der Strandbezirk soll dem Herzog von Norfolk alljährlich mehr als eine Million Pfund Sterling einbringen. Das sind die Firstspitzen; doch auch im tieferen Dachgebälk funkelts von Gold. Senatorischer Reichthum; nicht senatorische Ueberhebung und Abschließung von der Volksgemeinschaft. Englands Adel hat sich, als Gesammtheit, seinen sozialen Pflichten nie knausernd entzogen, sich niemals, wie die in die Konsularlaufbahn drängende Aristokratie Roms, ein Ausbeuterrecht zuerkannt und dem gewandelten Bedürfniß einer neuen Zeit sich so schlau angepaßt, daß Guido Henckel, als Thoren seine geschäftliche Betriebsamkeit tadelten, sich auf das englische Beispiel berufen konnte. Auch Peers haben in Bürgerbetten gezeugte Millionenerbinnen heimgeführt und sich ohne Gewissensschwindel der fettsten Staatspfründen gefreut; doch die Mehrzahl dankte ihre Geldmacht geschäftlicher Tüchtigkeit. Statt, wie der sichtbarste Theil unseres Grundadels that, der Evolution, die dem Staatsschoß neue Kräfte entbindet, zu fluchen und sie rauh als Vorbereitung zu blutiger Revolution zu verschreien, statt über das rasche Wachsthum der Industrie, die Zunahme der Landflucht, das schrille Geräusch der Arbeiterbewegung zu flennen, den Segen der Zunftzeit und des Ständewesens zu preisen und an einen aussichtlosen Krieg gegen den unheimlich mobilen Kapitalismus die Kraft zu verzetteln, haben die Peers ihre Söhne zu Großkaufleuten in die Lehre geschickt: und dadurch erreicht, daß die gefährlich scheinende Entwickelung ihnen zinspflichtig wurde und sie fast überall, wo Geld zu verdienen war, mitsäckeln durften. Sie wissen, wie man Geschäfte konstruirt und abwickelt, und ließen sich nicht, wie zwischen Elbe und Pregel so mancher Junker, der sein Leben lang nur Korn verkauft und Pferde gekauft hat, von dem Aberglauben umstricken, aller Handel sei pfiffig organisirter Betrug. Wer die Verwerthung neuer Möglichkeiten hochmüthig abwehrte, wurde auch in England überrannt. Wo die Grundmauern der nobility morsch wurden, die Goldleisten ihrer Einlaßportale sich lockerten, klemmten allerlei Emporkömmlinge sich durch die Spalten. Bald saßen auf den Plätzen der barones majores Brauer, Spinner, Kohlenhändler und Geschäftsagenten; wurde über peerage und beerage, Peersrang und Biermacht, gespöttelt. Und die südafrikanischen Goldfunde vollendeten die Umpflügung der Oberschicht.

Nun geschah, was immer geschieht, wenn ein Recht den Ruhm, der es schuf, überlebt und einem neuen Geschlecht drum nicht mehr heilig ist. Die Privilegien der Kaste, deren große Leistung fürs Reich allgemach aus der Erinnerung geschwunden war, wurden lästig; im British Empire wie im engeren Imperium Romanum. Weil der Adel diese Gefahr kennt oder ahnt, ist er fast überall für aktive, muthige Politik, die ihm, als Soldaten oder Diplomaten, die Gelegenheit zu persönlicher Auszeichnung, zum Erwerb neuen

Familienruhmes bietet. So oft die Peers die Gentryvertreter aus den Staatsämtern gedrängt hatten, wurde draußen die Tatze des Britenleun fühlbar. Dem Reich hat dieser expansive Drang noch höheren Gewinn eingetragen als der Kaste, die frischen Lorber heimbringen und im Glanz neuen Verdienstes prangen konnte. Nach solchen Aktionen schweigt der Groll. Der Brite nennt den Neid das häßlichste aller Laster; Selbstbewußtsein und Frohnatur erlauben ihm, ohne Scheelsucht auf den Reicheren zu blicken. Der hats besser; aber ganz schlecht hats, mit auskömmlichem Lohn, würdiger Behandlung und manchem Holyday, auch der einfache Mann nicht. Und Rangordnung muß schließlich sein; wie im Haus, so im Staat. Der braucht eine Herrenklasse. Unabgängige, nicht von des Lebens Noth gebundene und gefurchte Männer, die eine flecklose Familientradition das Befehlen und Verwalten in großem Stil gelehrt hat und deren Stammbaum tief in die Heimatherde verwurzelt ist. Gelehrte und Techniker werden auf Hochschulen, Staatsmänner und Heerführer in der von rühmlicher Erinnerung geweihten Stille alter Herrenhäuser erzogen. So denkt der Bürger, der einen Adeligen im Staatsgeschäft thätig sah; ist auf ihn so stolz wie der Leibgardist auf den Edelmann, aus dessen Munde das Kommando schallt. Warum nicht? Ein tüchtiger Kerl; hat schon vom Vater gehört, daß der Befehlshaber auf jedem Posten das Beispiel strengster Selbstzucht geben muß; sich dann in der Welt umgesehen und in seine Sache eingearbeitet; denkt nicht an alberne Ueberhebung, die den Butler und Kutscher aus seinem Dienst scheuchen würde; behandelt den Pferdeputzer, dessen Arbeit befriedigt, wie einen Gentleman; und prahlt nicht mit der Leistung seiner Ahnen, die, als Krieger und Verwalter, als Wohlthäter, Stifter, Armenpfleger, sich um das Reich, die Lehnsleute, Bauern und Hintersassen verdient gemacht haben. Noch im England der alternden Queen Victoria hätte ein Proudhon mit der Empfehlung gleichen Eigenthums kein Gehör erlangt. Häuschen, Feldchen, Gärtchen, alle von gleichem Umfang, sauber und klein, Jeder seines Kohles Bauer: dieses Evangelium hätten Britenköpfe nicht aufgenommen. Ihr Land wäre verhäßlicht, ihr Staatsgeschäft auf die Länge schlecht besorgt worden. Dazu, lieber Herr Nachbar, sind starke Männer nöthig, die in Freiheit erwuchsen, von kleinlichen Alltagsnöthen nicht angekränkelt wurden und früh sich in große Verhältnisse einfühlen lernten. Seitdem ist, in langer Friedenszeit (der Burenkrieg brachte dem Adel geringen Ruhmeszuwachs), der Glaube an den Nutzen einer Aristokratie geschrumpft. Wo sind denn die Leute, deren Namen auf den Ehrenblättern britischer Geschichte stehen? Vornan sind, dem Auge zunächst erreichbar, Müßiggänger, die reiche Judenmädchen oder Amerikanerinnen geheirathet haben und sich ums Gemeinwesen nicht kümmern. Was unter der Adelsobhut aus dem Heer geworden ist, haben wir am Vaal erlebt. Draußen und drinnen geistlose Vetternwirthschaft; wer einem Herzog verwandt ist, kann ohne jedes Talent in hohe Staatsstellen hinaufsteigen. Adel, Titel, Peersrang: Alles käuflich. Füllen die Lloyd George und Burns ihre Aemter nicht besser aus als irgendein Duke oder Marquis, der nach den Fußball-

strapazen bei Whisky und Soda über Politik schwatzt? Langsam wandelt sich, unter der Einwirkung sozialistischer Kritik und gesteigerten Staatsanspruches, die Stimmung. Von fremdem Boden ist fürs Erste nichts Rechtes mehr zu holen. Flotte und Heer kosteten schon im Jahr 1910 fast zwei Milliarden Mark; dazu kam eine Viertelmilliarde für die Arbeiterversicherung. Woher? Die Reichen sträuben sich gegen neue Steuerlast und haben im House of Lords ihre Schützersippe. Fortan wird man nicht, wie unter dem Ministerium Palmerston-Russell-Gladstone, trotz dem Aufwand für die Wehrmacht die Steuern verringern. Damals lasen die Londoner auf der Brust und dem Rücken gemietheter Plakatträger den Aufruf zu einer Massenpetition gegen die freche Anmaßung der Lords, „die ohne Zustimmung der Nation neue Steuern im Betrag einer halben Million Pfund ins Budget eingestellt und damit dem Volksrecht Gewalt angethan haben". Keine Regirung aber traute sich die Kraft zu, diese Schanze zu stürmen. Was der große Rhetor Gladstone (der sich, nach D'Israelis bösem Witz, am Wohlklang der eigenen Rede berauschte) nicht wagen durfte, darf der nüchterne Barrister Asquith wagen. „Wir wollen nicht länger in einem Zustand leben, der die Bewohner eines Landes in drei Klassen verschiedener Geltung theilt und zweien, Bürgerthum und Proletariat, ein schmähliches Joch aufzwingt; wollen aus der Oligarchie in die Demokratie." Die Zahl der wahlfähigen Männer, die so denken, ist gewachsen; zweimal zog 1910 eine den Lords feindliche Mehrheit in das gotische Parlamentshaus ein, dessen Antlitz sich in der Themse spiegelt.

Zum zweiten Mal im Zeitraum eines Jahres fast genau die selbe Mehrheit. Um zu ermessen, wie fremd den Briten, noch heute, die grimmige Abneigung vom Erbadel ist, muß man sich vorstellen, was in Preußen geschähe, wenn Wilhelms Minister, wie Georgs drüben thaten, mit das Land durchgellender Stimme zum Kampf wider die Konservativen und das Herrenhaus riefen und alle Amtsinstanzen gegen sie wirken hießen. Die Junker, deren historische Leistung für den Staat doch gewiß nicht unbeträchtlicher ist als die der nobility, könnten mit Mühe und Noth zwei Dutzend Landtagssitze retten. Wie hatten Asquith, Churchill und Lloyd George die Peers gehöhnt und als Ausbeuter, Hohlköpfe, Volksfeinde denunzirt! Gegen sie, denen das neue Grundsteuergesetz den Boden unter den Füßen wegziehen sollte, blieb kein Demagogenmittel unversucht. Dennoch kehrten die Vertreter der Oberhausrechte, die Unionisten, eben so stark nach Westminster zurück, wie sie vor der Auflösung waren, und konnten auf die Thatsache pochen, daß sie, seit um das Peersrecht gefochten wird, in einem Jahr hundertundfünf neue Mandate gewonnen hatten. Von einer zornigen Erhebung der Nation gegen eine Klüngeltyrannei darf der Ernsthafte danach nicht reden. Ein Adel, den solcher Sturm nicht aus den Wurzeln der Volksgunst zu reißen vermochte, muß eine politische Klugheit bewährt haben, die fast ohne Beispiel in der Geschichte ist. Das Oberhaus hat sich seit den Tagen Simons von Montfort und des vom ersten Eduard berufenen Model Parliament

im Wesentlichen kaum verändert; ist noch immer den Adelshäuptern und den Trägern hoher Kirchenwürde weit geöffnet. Und wird von dem Volk der Händler und Industriellen, der Kontore und Fabriken dennoch, selbst wenn die Regirung dazu aufruft, nicht zu rascher Zertrümmerung verurtheilt. Die Lords brauchten sich gestern nur für Homerule zu erklären: und konnten dann sogar einen Theil ihres Vetorechtes noch retten. Denn ohne die Irenstimmen vermochte Herr Asquith nichts gegen sie; und die Iren haben an dem Tag, wo ihnen für den Bereich Erins die Selbstregirung, mit einem in Dublin tagenden Parlament, zugestanden ist, als konservative Landleute kein Interesse mehr an der Minderung der Peersmacht. Berlin wählt nur sozialistische, höchstens noch einen bürgerlichen Demokraten. Noch im Dezember 1910 hat die Stadt London, die Citadelle des britischen Welthandels, einunddreißig Konservative ins Unterhaus geschickt.

Das Wahlplakat der Tories hatte Herrn Asquith, den Führer der Liberalen, als ein Hündchen gezeigt, das vor dem Schalltrichter des Grammophons mit gespitztem Ohr der Stimme seines Herrn, des Irenhäuptlings Redmond, lauscht. Der war mit dem Klingelbeutel durch die Vereinigten Staaten, durch das englische Kanada gewandert und fand, als er zwei Millionen Mark für den Wahlkriegsschatz seiner Partei heimbrachte, an der Themsemündung ein amerikanisches Geschwader, dessen Riesenkähne den blindesten Briten an den Tag mahnen mußten, der, nach der Oeffnung der Panamastraße, den United States die Möglichkeit geben werde, ihre Flottenmacht vor die Küsten zweier Weltmeere zu schaaren. Nur die Sättigung Irlands, dessen Söhne in der Neuen Welt einen wichtigen Theil der Oeffentlichen Meinung stimmen, konnte eine haltbare Freundschaft zwischen dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten vorbereiten. Dem neuen Unterhaus war also die Aufgabe gestellt: das für Rüstung und Sozialpolitik nothwendige Geld zu gewähren und Irlands Selbstregirung zu sichern. Die Absicht auf Homerule schien den Tories noch immer, wie in der Nebelzeit, da Chamberlain sich deshalb von Gladstone trennte, Reichsverrath. Daß ihr Georg, der zweite Seemann-König, durch einen Peersschub Schornsteinfeger ins Oberhaus heben, neben dem Lord der Kaminkehrer sich auf den rothen Sessel lümmeln werde, brauchten sie nicht zu fürchten. Schlimmeres: die Lockerung des Reichsgebälkes. Der heftigste Streit D'Israelis gegen Gladstone hatte die Kluft zwischen den zwei Hauptparteien nicht so getieft wie der Endkampf um Homerule. Weil sie in der Gewährung nur den Wunsch witterten, die Regirung der Liberalen durch die irischen Stimmen über die Frist eigener Lebensfähigkeit hinaus zu erhalten, brachen viele Konservative sogar den Privatverkehr mit den Gegnern ab und stellten manchen Hausfreund vor die Wahl, am Tisch der Frau Asquith oder der Lady Beresford zu sitzen. Der heimische Hader, den der Suffragettesgraus mehrte, wurde so laut, daß die mühsam Regirenden jeden internationalen Zwist gern vertagt hätten. Roheit von der Sorte, an der, „in Presse, Parlament und Diplomatie", Bismarck sich einst geärgert hatte, wurde auch in der Erörterung des Verhältnisses zu

Deutschland selten. Auf den Pantherſprung nach Agadir folgte freilich eine in Mansion House als Nachtiſchswürze ſervirte Unverſchämtheit: die Rede des Schatzkanzlers Lloyd George, die das Deutſche Reich grober Undankbarkeit und unerträglichen Dünkels zieh. Bald danach aber drangen aus Weſtminſter die holdeſten Klänge der Hirtenſchalmei in unſer Ohr. Sir Edward Grey ſprach: „Deutſchlands Kraft iſt die beſte Bürgſchaft gegen den Verſuch anderer Länder, ohne Rechtsgrund mit dieſem ſtarken Reich Streit zu ſuchen. Die Oeffentliche Meinung Deutſchlands kann aber nicht verkennen, daß eine Nation, die über das größte Heer der Erde verfügt, die eine große Flotte hat und eine noch größere bauen will, mit der Furcht friedlicher Mächte rechnen muß, dieſes Heer und dieſe Flotte könnten zum Angriff benutzt werden. Deutſchland, das auf ſeine Stärke ſtolz ſein darf, muß deshalb, wie mir ſcheint, alles ihm Mögliche tun, um den Verdacht zu entkräften, daß es einen Angriff vorbereite. Wir haben den ernſten Wunſch, mit dem Deutſchen Reich als mit einer gleichberechtigten Macht zu verkehren; wir denken nicht daran, ihm in den Weg zu treten, auf dem es zu friedlicher Vereinbarung über afrikaniſche Gebietstheile zu kommen hofft; und ich werde, was ich irgend vermag, thun, um unſer Verhältniß zu dieſem Reich zu beſſern.“ Herr Bonar Law, Balfours Nachfolger an der Unterhausſpitze der Konſervativen Partei: „Wir gönnen dem Deutſchen Reich den Platz, den es ſich auf der Erde erobert hat, und trachten nicht, es an neuer Vergrößerung zu hindern.“ Lord Lansdowne, Greys Vorgänger im Auswärtigen Amt, der mit Delcaſſé die Entente Cordiale beſchloſſen hat: „Greys Rede iſt eine der bedeutſamſten, die je von der Lippe britiſcher Miniſter kamen. Ich glaube, daß in Deutſchland, wie in Britanien, der Wunſch nach freundlichem Verkehr und nach ruhiger Beantwortung der noch ſchwebenden Fragen fortlebt.“ Viscount Morley, der Biograph Cromwells und Burkes, Walpoles und Cobdens, als Greis noch der kühnſte Denker des Oberhauſes, rühmt den Kollegen Grey als einen der weiſeſten Leiter des internationalen Britengeſchäftes und ſpricht dann: „Deutſchlands raſcher Flottenbau erzwingt, weil er auch uns große Ausgaben aufbürdet, unſere Wachſamkeit; darf uns aber nicht das Gefühl herzlicher Freundſchaft für ein Land rauben, deſſen Ehrgeiz nicht nur verſtändlich iſt, ſondern ſogar erhaben genannt werden kann. Ein Volk, das auf allen Gebieten ſo ungemeine Fortſchritte gemacht hat, muß ſich Raum wünſchen, auf dem der im alten Haus überſchüſſige Theil gedeihen kann, ohne ſich von ſeinem Volksthum, von den hohen deutſchen Idealen zu löſen. Und an ſolchem Raum fehlt es ja unter der Sonne nicht.“ Draußen war: Revolution in China, wo britiſches Mißtrauen gegen Nordamerika und Japan auf der Wacht ſein muß; draußen iſt: italo-türkiſcher Krieg, in deſſen ſachten Donner ſchon der Wolkenvortrupp des Balkangewitters hineindröhnt; und Rußland, das ſich zu europäiſcher Aktion noch nicht ſtark genug dünkt, doch wieder an dem Schloß ſeines Südmeerkäfigs zu zerren beginnt, bringt in Oſtaſien und Perſien durch ungeſtümes Handeln den auf Muſulmanenfreundſchaft angewieſenen

londoner Partner in arge Verlegenheit. Die Pflicht, in der Nordsee die stärksten Geschwader in steter Bereitschaft zu halten, wird von England, das seine Schiffe morgen in südlicheren Gewässern brauchen kann, als drückende Last empfunden. Gründe genug, zu Deutschland, über Deutschland würdig und höflich zu sprechen. Die Tonart währt fort. Palmerston, im neunzehnten Jahrhundert der hitzigste Vertreter englischer Staatskunst, hat im Unterhaus gesagt: „Daß Völker und Regirungen sich auf die Länge von Freundschaft und ihr ähnlichen Gefühlen bestimmen lassen, ist eine Romantikervorstellung; nur ein Träumer kann wähnen, was im Verkehr der Einzelnen gelte, sei auch auf den Verkehr der Nationen anwendbar." Wir heischten von den Briten nicht Freundschaft, boten sie ihnen auch nicht; Achtung ihres, Anerkennung unseres Lebensrechtes: damit ließ sich anständig auskommen. Diesen Zustand glaubt, in beiden Ländern, Mancher gesichert, als das Deutsche Reich die (von England gewollten) Folgen der Balkankriege auf sich genommen hat. Die mäßigende Vernunft und wohlwollende Redlichkeit des Ministers Grey wird uns laut gepriesen; seine fairness Franzosen und Russen als vorleuchtendes Muster gezeigt. Fürst Bülow schreibt (in einen Aufsatz über „Deutsche Politik"): „Es wäre thöricht, die englische Politik mit dem zu Tod gehetzten Wort vom ‚perfiden Albion' abthun zu wollen. In Wahrheit ist diese angebliche Perfidie nur ein gesunder und berechtigter nationaler Egoismus, an dem sich andere Völker, eben so wie an anderen großen Eigenschaften des englischen Volkes, ein Beispiel nehmen können." Anglo-Deutsche Freundschaft? Bei Hammel und Lachs, grünem Spargel und Pudding wird sie hundertmal, in Schlössern, Rathhäusern, Gildensälen gefeiert. Lebt endlich also; trotz Palmerstons Prophetie. Wer zweifelt: ein Tropf oder Gewohnheitnörgler. Der Hochadelsklüngel, heißts, war uns feind; mit dem liberalen England, dem bürgerlichen, kamen wir rasch in Ordnung.

Der Nationalhaß, den Vickys und Eduards Mutter, als das Unheil der zwei stärksten Germanenstämme, gefürchtet hat, ist, sechs Wochen nach der letzten Freundschaftbetheuerung, am fünften Augustmorgen 1914 sichtbar, hörbar ruchbar geworden. Ein Haß, dessen unbesonnene Wildheit an den Urstand, die Höhlentage des Menschengeschlechtes erinnert. Wer vor Briten Deutschlands Volk, Kaiser, Heer, Rechtsbrauch, Handelssitte schmäht, wird bejubelt; um so lauter, je dümmer, je roher sein Schimpf war. Auch auf unserer Erde ist Millionen das härteste Wort wider England noch nicht hart genug. Franzosen, Russen, Belgiern sogar möchten sie sich versöhnen, wenn damit Englands Ohnmacht zu erkaufen wäre. Durch alle Schichten, bis in die oberste, die gestern noch englische Lebensführung, Redeweise, Kleidung nachäffte, hat dieser Haß sich gewühlt. Und geschäftig beutet ihn Beifallsgier aus. Euch, Briten, ist der Deutsche ein Barbar, Hunne, ein in hündischen Gehorsam gedrillter Knecht ohne irgendein Merkmal der Abstammung von dem Volk, dessen Wesen Coleridge und Carlyle Euch in Leuchtfarbe malten. Deutsche jauchzen, wenn England ihnen als die Hei-

math eines feigen, in Wohlleben und Heuchelei verkommenen, vom Koth widrigster Schachermachei und ruchloser Lüge bespritzten Volkes geschildert und eingeschärft wird, schon dieses Volkes Namen nie anders als mit Ekel und Abscheu zu nennen. Ihr wißts, Briten; kennt die deutsche, besonders die berliner Stimmung. Weil Ihrs wißt, müht Ihr Euch, durch unbefangenes Urtheil manchmal den Schein höherer Kultur, festeren Willens zu gerechter Werthung zu wahren. Dann wird die Stärke, Kühnheit, Organisatorenleistung Deutschlands gerühmt; wird es dem Epameinondas verglichen, dessen gerader Muth und schiefe Schlachtordnung zwar die Spartaner besiegte, dessen Unterfangen, auch auf der See, auch über Athen die Herrschaft zu erlangen, schnell aber, ohne Gewinn für sein Theben, scheitern mußte. Doch nicht lange erlaubt Ihr kühler Vernunft, zu sprechen. In wüster Raserei überrennt sie der Haß. Geiler als ein Verliebter nach der Umarmung lechzt er nach Mord. Möchte, bis ers mit der Waffe kann, mit der Zunge, dem Galläpfelsaft und Druckpapier töten. Haß kann Feuersbrunst und Eisgurt sein, in reinem Herzen ein an Heiligkeit grenzendes Gefühl. Stets aber nur zerstören; niemals Lebendiges zeugen. Fremde Völker zu lieben, zu hassen: vor solchem Uebermuth hat oft Bismarck, hat nach ihm der minder nüchterne Nietzsche die Landsleute gewarnt. Den Feind zu schwächen, ihn, wenns sein muß und sein kann, zu vernichten, mag manchmal Pflicht dünken. Ihn in Haß zu baden, ist Eintagsvergnügen, unter dessen Kostenjoch der Enkel noch ächzt. Mit dem unausrodbaren Volk müsset Ihr, Deutsche und Briten, weiterleben. Und des längsten, grausamsten Krieges Ziel ist würdiger Friede; sonst wäre er Fleischerknechtswerk.

Die erste Verfassungurkunde, die Magna Charta der Angelsachsen ist über siebenhundert Jahre alt. Lange vor Luther hat Wiclif, der Pfarrer von Lutterworth, die Verderbniß und den Bettel, den Coelibat und die Beichtigergewalt der Priester, die Allmacht des Papstes und Roms widerchristliche Sitten bekämpft, der Bibel ein neues Sprachkleid gedichtet und die Wiederherstellung der reinen Lehre des Christus erstrebt. Vor Goethe war Shakespeare. Vor Kant waren Locke und Hume. Im siebenzehnten Jahrhundert wird England Weltmacht; reckt sein Szepter über Ostindien, den Norden Amerikas, den Süden Afrikas. Wer ihm im Weg stand, wird niedergeworfen: Spanien, Holland, das Frankreich der Bourbons. Mit jedem Pfund wird gewuchert; jede Gelegenheit, im Siebenjährigen, im Spanischen Erbfolgekrieg, überall, immer, schlau ausgemünzt. Noch einmal schrumpft, wie nach Elisabeths Zeit, das Kolonialreich. Nordamerika ist nicht zu halten. Rasch aber fügt sich neuer an alten Besitz. Ost- und Westindien, Kanada, Ceylon, Afrikas Südkapland, Gibraltar: damit läßt sich hausen. Bonaparte, die Lebensgefahr, der Erzfeind, wird überwunden. Nun ist auf dem Erdrund kein Gegner mehr zu fürchten. Hundert Jahre lang. Australien und das Südafrika der holländischen Bauern wird dem Imperium der Briten unterthan; das lüstern auch längst nach Egypten blickt. D'Israeli, Chamberlain, Rhodes, Kitchener vollenden das Werk der Ahnen. Den Suezkanal, Egypten, den

Sudan, Cypern, Malta errafft die Tatze des Löwen. An den Küsten des Atlantischen und des Indischen Ozeans flattert der Union Jack; beherrscht das Mittelmeer, den Nil, Ganges, Indus. Aufstandsversuche, der Hindu, der Buren, werden bezwungen; erstarkende Völker, Japaner, Slawen, aus Groll in Freundschaft geködert. Und diese alte Rechtsburg, Lichtbringerin, Weltmacht soll dem Emporkömmling weichen? Deren Wille ehrwürdige Reiche versiechen hieß, soll vor einem Gebild zittern lernen, das entstand, als Victoria schon dreiunddreißig Jahre auf dem Inselthron saß? Lieber, pfauchet Ihr, den Bund mit dem Teufel. Lieber, so lange sie wirkt, die unbequeme und theure Politik der Einkesselung, die King Edward wollte und mit dem Opfer wichtiger Reichsgrundsätze erkaufte. Wenn mans so hört, mags leidlich scheinen. Wäre aber Wiclifs Reformerversuch, über Aeußerliches hinaus, zu unverjährbarer Wirkung in die Tiefe gelangt, wenn ihn nicht Luthers Seele aufgenommen, in dem heißen Schoß persönlichen Glaubens getragen und dann als ein Neues wiedergeboren hätte? Ueberragt Kant nicht, als ein Weltereigniß, Eure Locke und Hume? Und was habt Ihr für Shakespeare gethan? Gewiß bleibt, in alle Ewigkeit, Deutschland ihm zu Dank verpflichtet. Er hat es die feine Mächlerei lateinischer Dramatik richtig wägen gelehrt; hat im Hirn deutscher Dichter, Goethes und Schillers, Kleists und Hebbels, die kräftigste Brut gezeugt. Doch in Deutschland, für Deutschland, hat er auch Höheres gewirkt als jemals bei Euch. Ihr erfandet den Bacon-Schwatz: den Vernünftlerwahn, nur ein Gelehrter, prächtig Betitelter könne dieser Wunderwelt Schöpfer gewesen sein. In die Wesenheit des Einzigen vermochtet Ihr nie wieder Euch einzufühlen; eifertet aber, sein Werk in glitzerndes Prunkgewand einzuschnüren. Deutschlands stärkste Geister haben um ihn, wie Mythenritter um die edelste Jungfrau, geworben. Deutschlands Bühnenkunst hat seinen Kindern das Kleid zu weben getrachtet, das dem optischen Gesetz unserer Schauspielhäuser genügt. Von Deutschlands, von Reinhardts Bühnen wirkt tönend seine trunkene Phantasie und sein majestätischer Menschenverstand. Und hättet Ihr ohne Fritzens Hilfe das Frankreich des Sonnenkönigs, ohne Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus das Bonapartes zerrüttet? Die Große Charte gehört Euch ganz; und wenn auch mancher Fetzen davon abgerissen ward, seit Eure Ahnen sie vom König Johann ertrotzten: die Freiheit, die sie verbürgt, ließet Ihr niemals drosseln. Jetzt noch, mitten im Krieg, darf Jeder in dem Riesenrund der Alberthalle die Minister Georgs verdammen; dürfte Jeder schreiben und drucken, daß ihm Deutschlands Sache auf festerem Rechtsgrund als Englands zu ruhen scheine. Der schroffste Tadel noch ist erlaubt. Aus solcher Duldung spricht mehr männliches Kraftbewußtsein als aus dem Zwang, der in einer Zeit gewichtigster Entschlüsse nur die Wahl läßt, zu schweigen oder das von der Regirung angestimmte Lied nachzuplärren. Innere Freiheit ist, Briten, Euer schönster Besitz. Dessen rühme sich Euer Stolz. Thut er, als sei Deutschland vorgestern, etwa von Britaniens Gnade, geworden, dann sinkt er in die Spiegelpfütze der Eitelkeit.

Deutschland war vor der Gründung des neuen Reiches; und würde noch sein, wenn dieses Reich zerbröckelt wäre. Viele Staatsformen hat es, von den Karlingen bis zu den Staufern, überlebt. Ihr brauchet die feinen und groben Bindemittel, die ein lückenloses Gefüge sichern; brauchet Norm, Schema, Typus, Ceremoniale, Perücke. Die deutsche Sprache hat kaum Eigenworte für solchen Trödel. Ihr hoffet, Deutschland zu knebeln, zu entkräften, wie ein wildes Thier zu bändigen? Dann narrt Euch eines boshaften Kindes Traum. Sechsundsechzig Millionen Menschen. Ein Land, das der Rhein, die Elbe, die Oder durchfließt; das an Kohle reichste auf der Halbinsel, die wir Europa nennen; mit kräftiger, klug betriebener Landwirthschaft, ungeheurer Industriefähigkeit und wachsamem Handel. Daß dieses Land Euch ärgert, muß der Gerechte begreifen. Eine vornehme, in uraltem Wohlstand verfettete Firma, die nur ihr behagliche Geschäfte macht und von der Kundschaft Anpassung an den Hausbrauch verlangt. Kurze Arbeitzeit. Jedes Wochenende ganz frei. Obendrein mancher Feiertag. Angeln, rudern, segeln, vor und auf dem Flußhäuschen sich lüften, Golf, Cricket, Fußball, Tennis spielen, jagen, reiten, Rennen und anderen Wettkampf sehen: bleibt für solches Genießen nicht Muße, dann ist das Leben nur Schinderei. Da bietet eine neue Firma sich an. Deren Inhaber sind noch arm, müssen Ruf und Geld erst erwerben und (das Seltsamste) lieben die Arbeit nicht nur als das Mittel zur Einkunfthäufung. Ihr Kontor und Waarenhaus ist von der Frühe bis in die Nacht offen. Sie miethen junge, emsige Leute. Liefern eben so Gutes billiger als die ins Besitzrecht Geborenen. Feiertage? Nur, wenn nicht Verlust daran hängt. Jeder Kundenwunsch wird erlauscht, jeder nicht schrullige erfüllt. Reisende birschen durch alle Kontinente. Wird neues Bedürfniß, neue Absatzmöglichkeit erwittert, dann ruft der Händler den Hersteller zu Rath. Ists nicht hübscher, paßlicher, haltbarer, wohlfeiler zu fabriziren? Die Höhe der Versandkosten nicht irgendwo durch Ersparniß zu mindern? Hinten besinnt ein Heer wissenschaftlich geschulter Techniker und Chemiker die Vorarbeit. Vorn klappert Reklame; funkelt Ausstatterkunst. Die Alten schüttelt ohnmächtige Wuth. Zuerst versuchen sie, das lästige Unternehmen als Schwindlergeschäft, seine Waare als Ramschkram zu verschreien. Nützt nicht. Das Haus erweist sich als „reell und solid". Das Rinnsal der Kauflustigen schwillt zum Strom. Haben behende Juden sich eingenistet? Nein: Arier sinds; blondstämmige Deutsche. Hol' sie ... Der Eingesessene muß weichen oder sich in neue Geschäftssitte schicken. Vor dieser Wahl braust sein Unmuth auf. Wie des gemächlich durch den altmodisch engen Laden Schlendernden, dem ein Waarenhaus sich vor den Geldsack hinprotzt. Doch der Wahl ist nicht auszubiegen. Ihr, Briten, saßet im Vorrecht. Ihr konntet Euch aus nobler Trägheit aufraffen und Besseres leisten, Gefälligeres liefern als der Eindringling. Oder Chamberlains süßen, bitteren Trank schlürfen; auf den Freihandel und die billige Massennahrung verzichten, den Kolonien Bezugsvortheile gewähren, die drei Inseln mit den weiten Siedlergebieten in ein Wirthschaftreich zwingen. Das hätte den Austausch der Rohstoffe und

lohnenden Waarenabsatz gesichert; wäre von der Produktion und dem Handel fremder Mächte unabhängig gewesen. Der Mann auf der Straße, in der Fabrik, im Schacht wollte davon nichts hören. Und einen Kampf gegen den Aberglauben der Menge wagt der Bequeme nicht. Anderer dünkt ihn weniger gefährlich. Wenn der Konkurrent Gaskohle, Petroleum, Kupfer, Salpeter, Baumwolle, Gold, Schmieröl höchstens auf Umwegen noch, zu kaum erschwinglichem Preis, einkaufen kann, stockt ein Haupttheil seines Gewerbes. Und der Waare, die er auch in solchem Drang anbieten könnte, werden durch Dreadnoughts, Seeminen, Torpedoboote die Märkte gesperrt.

Ihr schworet, unbelehrt von Augenschein, wie aufs Evangelium auf die Gewißheit, daß Großindustrie und Großhandel mit Ackerbau, der eine rasch wachsende Nation nährt, unvereinbar sei. Als der Kornzoll gefallen war, wurde Euer Land Wiese, Park, Sportplatz, Blumen- und Gemüsegarten, Parzelle. Das mußte sein; wenn England die Hütte und Zeche, das Waarenlager und Clearinghouse der Welt werden wollte. Läppisch, zu wähnen, was ein Brite nicht könne, werde ein Fremder leisten. Nun stand er leibhaftig vor Euch. Einer, der Korn und Rüben baut, Vieh und Pferde züchtet, von Jahr zu Jahr die Landwirthschaft steigert und im Innersten bessert: und auf dessen Erde doch Schlote rauchen, Spindeln surren, Kohle, Eisen, Stahl, Farbstoff, Ausfuhrgut aller Arten sich thürmt. Diese Erde kennet Ihr nicht; weder ihre Geschichte noch die Menschheit, die sich auf ihr tummelt. Was denn, Kultivirte, von Deutschland? Das „Sehenswürdige", von Baedeker Ausgestirnte. Hunderttausend sprechen hier Eure Sprache wie ihre. Haben sich in London, Manchester, Liverpool, Birmingham, in viel kleineren Städten umgethan. Tausenden sind Eure Philosophen, Dichter, Naturforscher, Maler, Erzähler, Publizisten Freunde, Eure Museen und Bibliotheken Heimstätten geworden. Ihr? Schrittet aus einer Schloßruine in eine Kirche; vom Lunchroom ins Gruftgewölb. Unsere Dichtung ist Euch so fremd wie unsere Maschinen; Goethes Lyrik so fern wie der Generalstab der Elberfelder Farbwerke. Hinter deutschem Werk vermuthet Ihr stets einen Teufelskniff, der verheimlicht wird, doch ans Licht kommen und erweisen muß, daß der ganze Kram aus Lug und Trug entstand. Wie wäre sonst solche Vielheit lebendiger Kräfte sichtbar? Körnerbau, Großindustrie, Händlerflinkheit, gar Wehrdienst und Kriegskunst? Das dritte Aergerniß. „Jedes Stehende Heer gefährdet die Freiheit des Volkes": nicht nur die Chartisten sprachen so; ihrer vermählte sich die Ueberzeugung der steifsten Lords. Wer völlig verbürgerlicht (civilisirt) ist, kann nicht Rekrut, nicht das Rädchen in einer Schlachtmaschine werden; der Fabrikherr, Agent, Ingenieur, Kaufmann nicht Krieger sein. Knechtet ein Volk sich in allgemeine Wehrpflicht, reihen seine Männer sich zum tapferen, tollkühn vorwärts stürmenden, vor dem grausamsten Handwerk nicht zagen Heer, dann ist dieses Volk eben nicht civilisirt. Und wer es in den Staub schleudern will, ficht den Kulturkampf wider Barbarei. Die Losung, der Feldruf von heute.

Er darf uns Erkenntniß und Gewissen nicht verwirren. Eine Schaar

freier Geister empfindet den plumpen Schimpf, der Englands unverlierbare Gabe an die Menschheit vergißt, wie eigene Schmach. Feig seid Ihr nicht. Weder vor thronender Macht noch auf dem Schlachtgefild. Deutsche Offiziere bekunden, daß Eure Soldaten muthig und zäh kämpfen; mit zwei, drei Wunden noch nicht aus der Schützenlinie taumeln. Söhne des Hochadels führten die Söldnertruppe und fielen mit ihr. Und den Franzosen, deren Gluth oft allzu schnell verprasselt, ist diese Kameradschaft, dieses Vorbild kaltsinniger Ausdauer gewiß nützlich; wenn sie sich nicht vor Frenchs Leuten schämten, hätten sie vielleicht nicht so lange dem furchtbaren Feuer der deutschen Schlünde getrotzt. Sanfter als unsere ist Eure Mannschaft nicht. Das Geflenn über „deutsche Gräuel" ein Rückfall in die Gewohnheit, den Augenblicksfeind schmählicher atrocities anzuklagen. Barbaren? Im Juli saßen sie noch im Hörsaal oder Laboratorium, arbeiteten im Haus einer Staatsbehörde, Gemeinde, Bank, Industrie- oder Handelsgesellschaft. Wären sie rüde Burschen, dann müßte das deutsche Volk aus schlechterem Stoff als das englische sein. Glaubt Ihrs? Wann hat, im neunzehnten Jahrhundert, wo denn Eure Nationalleistung unsere übertroffen? Sicher nicht in den Hainen der Kunst. Unserer Dichtung, Musik, Malerei, Skulptur darf Eure sich nicht vergleichen. Der graue Stamm strenger Wissenschaft sog aus Deutschlands Boden reichere Keimkraft als aus den Bezirken des Inselkönigs. Unsere Universitäten und Technischen Hochschulen geben gründlichere Lehre ins Leben mit; sie sind vielfach der Technikerpraxis und Industrie verbündet und tauschen für Theorie Erfahrung ein. Eisenbahnen und Dampfschiffe sind zuverlässiger und behaglicher eingerichtet; Kähne, wie Eure Rheder sie im Kanalverkehr aufbrauchen, findet Ihr nicht in deutschen Nordseehäfen. Insulaner, Meerbeherrscher: und lasset Euch von den Hamburgern überflügeln! Ein Brückenbauer, Wassertechniker, Chemiker kann in England längst nicht mehr so viel lernen wie in Deutschland. Daß dessen Fabrikation und Handel vornan sind, bestöhnet Ihr selbst. Ohne das fein verästelte Kreditsystem unserer Banken war dieser Vorsprung, war die Blüthe der Reichswirthschaft nicht möglich. Ihr wehrtet es, als „ein Bischen zu kontinental", ab; und habt nicht eine einzige Industriebank. Hattet kein Luftschiff eigener Konstruktion. Keinen Mörser, der gegen Krupps den Kampf wagen durfte. Wir haben die Hingebung jedes Einzelnen an das Ganze, die straffe Organisation ermöglicht und die Persönlichkeit doch nicht köpft. Wo ist Eure Saekularleistung, die aller Nachbarn überstrahlt? Wir möchten gerecht sein; wir müssen. Zweierlei könnt Ihr heute noch wie, seit das Römerimperium zerschellt ist, kein anderes Volk: regiren und genießen.

Ein Jahrhundert lang habt Ihr alle Herrnwonnen genossen. In den Himalayaschluchten und im Engadin, in Egypten und Japan, in Andalusien und auf Norwegens Gletschern. Wo Erde und Meer in Schönheit prangt und kein Mißrüchlein an Menschenqual mahnt. Nirgends ernste Gefährdung des nationalen Lebens. Ueberall die Gelegenheit, zu säckeln, zu schwelgen, zu gebieten, Gottes in Albions demüthiges Ebenbild umzuwandeln. Waterloo

und Antwerpen: zwei vlamische Ortsnamen umgrenzen Euer Eden. Zu Haus regirte oft ein Klüngel, manchmal ein aus Splittern beider Parteien zusammengekitteter, dessen Macht kaum die Einpeitscher und Hofpfründner ahnten. Während dieser Zeit hat Deutschland gekämpft und gearbeitet. Seine Einheit erstritten und sich für alle Pflichtenkreise der Großmacht vorgebildet. Still, fleißig, in Armuth. Regiren und genießen? Goethes Teufel rieb die Hände, als er in eines Kaisers Kopf so zwieträchtigen Entschluß fand. Wer regiren will, darf nicht von Rente zehren; wer im Rentnerleben Seligkeit empfindet, taugt nicht zum Schicksalsgestalter. Blicket in Eure Geschichte zurück. Warum unterlag der Sachse nicht völlig dem Drang der Normannen? Weil er Arbeiter und Krieger war; den Schweiß der Pflichterfüllung nicht scheute und dennoch, wenn Noth rief, den Bogen zu spannen, mit der Streitaxt dreinzuschlagen wußte. Verzärtelte mochten über ihn die Näschen rümpfen. Alltagsplage und Waffenübung eroberten ihm, was ihm geweigert werden sollte. Ein Jahrhundert genüßlichen Regirens: der Klöppel der Weltuhr schwingt zum Mitternachtruf aus. Ererbte Erdenmacht ist, wie ererbter Kunsthort, nicht durch Geldaufwand zu wahren; von jedem auf der Heimathscholle erwachsenen Geschlecht heischt sie die Hingabe der Seelenkraft und, unter düsterem Himmel, des Herzblutes. So hat Hellas für seinen Olympos, Israel für den Logos-Gott, die Galiläergemeinde für den Heiland gekämpft. So kämpfen Deutsche für ihr Deutschland.

Nur der für die Aufgabe einer Truppengattung Vorgebildete darf mit ins Feld. Nur der des Staatsgeschäftes Kundige dürfte über den Kriegsertrag laut mitreden. Nicht der, daheim oder draußen, als untauglich erwiesene Diplomat noch der mit Gefühlsdüften besprengte Bummeldilettant. Vernunft müßte vor der Anmaßung eines Amtes warnen, zu dem jede Vorschulung fehlt. Politik ist eine Kunst, die nicht in den Mußestunden des Hirnes, die nur in der leidenschaftlichen Hingebung eines ganzen Lebens zu meistern ist. Jetzt bieten Hinz und Kunz, Dichter Fant und Professor Krümel, als Politiker, in der Zeitung Rath und Hilfe an. Wackere Leute, deren Wissenschaft von dem neuen Bezirk ihres Strebens auch nur aus dieser Zeitung stammt. Sie würden wüthen, wenn ein nicht von der Gildenbehörde Abgestempelter in ihren Gelehrtenkram dreinspräche; würden die Menschheit geschändet glauben, wenn über ihre unbegreiflich hohen Werke Einer urtheilte, der sie nur im Zerrspiegel der Rezensionen sah: und thun, mit größerem Gegenstand, doch, wie so Verruchte thäten. Weil sie seit drei Monaten emsig ihr Morgen-, Mittag-, Abendblatt lesen, dünkeln sie sich zum Spruch berufen. Ohne Kenntniß der Vorgänge und Personen, ohne Ahnung des Nothwendigen und Möglichen richten sie die Völker und vertheilen die Erde. Dummer Schwatz, mit dem ehrfurchtlose Geschäftigkeit dem Kunden die Zeit bangen Wartens zu kürzen sucht. Dem Schwert das Ziel zu weisen, den Friedensschluß still, klug, kräftig vorzubereiten, ist des Staatsmannes Pflicht; zu erfüllen vermag sie nur einer, den Kurzsicht und Fehlgriff noch nicht

ums Vertrauen der Volksgenossen brachte und dem der Feind nicht ein zerknittertes Versprechen oder anderes Aktenpapier ans Zeug flicken kann. Mit dem Werkzeug der Friedenszeit soll, während Mörser dröhnen, Fliegerbomben durch die Luft sausen, Flatterminen und brennendes Benzol in Schießgräben prasseln, Politik getrieben werden? Ja; sonst wird Unwiederbringliches verloren. Nicht rückwärts gewandte Politik, die entschuldigen, erklären, im Wirbel großen Geschehens unbeträchtliche Zufallsführer in Engelsreine und Himmelsgloria läutern möchte. Aus solcher Mühsal sproß nirgends Leben. Habe ich vor dem Ohr der Geschworenen mich als des Totschlages Schuldigen bekannt, dann lächeln die Zwölf, wenn ich die Ladung Eines fordere, dem ich den Vorsatz zum selben Verbrechen nachweisen will. Er hats ja nicht ausgeführt, sagen sie ungeduldig, und Du hasts eingestanden; Dein Beweisantrag könnte Dich also nicht vom Gewicht eines Fläumchens entlasten. Nein. Die Politik, die ich meine, muß heilsame Kräfte aus Banden zu lösen, schädliche zu knebeln oder aufzuweichen, übermächtige Gebilde zu zersplittern oder zu lockern, Werdendes zum Vortheil des Staates, dem sie dient, zu gestalten streben. Das ist im Sturm der Kriegszeit unmöglich? Der verweht jeden Athem des nicht aus Haubitzen redenden Willens? Höret! „Der Krieg ist nicht nur ein politischer Akt, sondern ein politisches Instrument, eine Fortsetzung, ein Durchführen des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln. Die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel: und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden. Durch den Krieg hört der politische Verkehr nicht auf, wird auch nicht in etwas ganz Anderes verwandelt, sondern er besteht in seinem Wesen fort, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Der Krieg hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik. Niemals kann er von dem politischen Verkehr getrennt werden; und wenn Dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden alle Fäden des Verhältnisses zerrissen und ein sinn- und zweckloses Ding entsteht. Aus dem Alles überwältigenden Instrument des Krieges macht die Politik ein bloßes Instrument; aus dem furchtbaren Schlachtschwert, das mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten, handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rappier wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln läßt. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig: denn die Politik hat ja den Krieg erzeugt; sie ist die Intelligenz, der Krieg aber nur das Instrument, nicht umgekehrt: also bleibt nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich. Auf ihrem höchsten Standpunkt wird die Kriegskunst zur Politik; freilich zu einer, die, statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert. Nach dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, daß ein großes kriegerisches Ereigniß oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurtheilung zulassen soll; ja, es ist ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rath zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urtheilen sollen,

was die Kabinete zu thun haben; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen reinen militärischen Entwurf zum Krieg zu machen. Noch einmal: Der Krieg ist ein Instrument der Politik; er muß ihren Charakter tragen, muß mit ihrem Maß messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken." So spricht nicht ein den Kriegern neidiger Tintenkleckser, sondern, nach vier Kriegen, ein preußischer General: Clausewitz; Scharnhorsts Schüler und Gneisenaus Generalstabschef. Die nicht so empfinden, sondern meinen, nach Kriegsausbruch müsse man „die Sache den Schwertspezialisten überlassen", gleichen trägen Richtern, die ihr Urtheil über Menschliches an Gutachten kleistern, und blinden Wächtern, die faul sind, gern schlafen und von denen Jesaias Herr Zebaoth zürnt: „Jeglicher siehet nur seinen Weg und geizet für sich in seinem Stande." Zweifeln, hundert Jahre nach Clausewitz, Deutsche, daß der Krieg nur als Werkzeug der Politik noch erträglich ist?

Wie er, wo mit dem Einsatz der ganzen Streitwucht und wo behutsam zu führen sei, kann nur, darf nur der Politiker bestimmen. Der muß, ehe der erste Schuß kracht, zwei Fragen deutliche Antwort suchen: Was will ich und was vermag ich wider den Feind? Kämpft er gegen eine Koalition, dann hakt sich in die offene Oese der zweiten Frage schnell eine dritte: Wie entfremde ich die gegen mich Einigen, von Haß, nicht von Liebe, Verbündeten einander? Kann er, nach dem Ermessen wachen Menschenverstandes, Einen, gar den durch stete Kampfbereitschaft Gefährlichsten, vernichten: gen Diesen wende sein Feldherr sich mit unbrechbarer Allgewalt; und lasse den Anderen, die ohne dieses immer halb gezückten Schwertes Blinken still geblieben wären, Zeit, ihres Freundes Bedrängniß, ihres Feindes Stärke zu schauen. Sind Alle so kräftig, daß an Vernichtung von nüchternem Sinn nicht zu denken, mit Allen, als mit wichtigen Erdtheilspartnern, nach dem Krieg weiterzuleben ist, dann senken noch dornigere Fragen sich ins Bewußtsein. An welchen weist mich die Gefahr, zwischen fremden Rassen, Kulturen, Glaubensgemeinschaften einsam in Drang zu gerathen? Von welchem droht der Wirthschaft meines Landes der ärgste Schade? Welcher ist nach beträchtlichem Blutverlust, doch nie wieder nach sichtbarer Demüthigung zu versöhnen? Wo also sind entscheidende Kriegsschläge zu wünschen und wo, damit friedlicher Austrag möglich bleibe, zu meiden? Ist solcher Austrag, mit blankem Ehrenschild und zinsendem Ansehenszuwachs, nicht gerade hier langwierigem Hader vorzuziehen, den Haß empfiehlt, ein Zerstörer, niemals ein Zeuger? Kann mein Rom drei Punische Kriege ertragen oder fände es, wenn der erste gewaltige Aufwand nur karg belohnt hätte, den Weg auf den Weltherrschaftfirn zu weit, zu steil, zu theuer? Ist es nicht eitler Selbsttäuschung nur ein Rom, ungeblendetem Blick aber die neue Karthago, der, weil ein gewissenlos zäher, von Tribut-

fron reich gewordener Feind sie auf vier Walstätten befehdet, Hamilkar, Hasdrubal, Hannibal mit den tapfersten Truppen das Leben in Freiheit nicht wahren können, die aus dem Feuertod als Römerkolonie auferſteht, der Vandalen, Sarazenen, Hispanier Beute wird und nur ihres Namens Glanz hinterläßt? Deren Vormann hätte der auf Handelsgewinn angewiesenen Heimath klüger gedient, wenn er dem Gentleman Masinissa auf dessen Schleichpfad in profitliche Verständigung gefolgt und in Nordafrika der Junior-Partner der römischen Weltfirma geworden wäre. Dann behielt Karthago seine Inseln, Kriegsschiffe, Elephanten, Talente. Und Rom hätte den Augustus und Belisar die Baukosten erspart, wenn es seinem Cato die ewige Mauldrohung verboten und billige Fusion mit den Phoinikersprossen befohlen hätte. Hannibal war ein vom Fieber des Afrikanerblutes wirrer Bonaparte; und der Scipio, der ihn bei Zama schlug, einem Gneisenau ähnlicher als einem Stein. Feldherren aus zwei Zonen; nicht Staatsmänner. Die aber nur können aus der Summe des Möglichen das Nothwendige errechnen. Die nur dürfen bestimmen, mit welchen Mitteln, bis an welches Ziel der Krieg zu führen ist. Sonst gehts durch Lorberhaine in Abgrund.

„Den Krieg, der begonnen hat (und den weder die Selbstanzeige frommer Rechtlichkeit noch das Schwächlingspiel mit Verrufserklärungen uns ins Heilsame fördert), diesen Krieg, der nie war und nie wieder sein wird, kann nicht der Soldat allein führen. Die Staaten, die uns befehden, herbergen mindestens siebenhundert Millionen Menschen. In solchem Drang ist nicht nur Militärisches zu besinnen. Das Heer ist des Reiches Wall. Nun schlug des Politikers Stunde. Er muß Europa retten. Denn mit dem Erdtheil sänke unsere Heimath in Nacht.“ Daß ichs schon in der dritten Kriegswoche öffentlich aussprach, trieb ein ganzes Fähnlein in den Mahnruf: „Zu früh!“ Nebellos klar aber muß, ehe die fruchtbarste Stunde der müdesten weicht, werden, wo das Kriegerwerkzeug, das Schwert der Politik nur schrecken, die Haut ritzen, wo tötlich treffen und wo neues Leben vom Nabelstrang schneiden solle. Klar nicht nur im Hirn Einzelner: im bewußten Willen der ganzen Nation. Die kann, mag, darf heute nicht mehr behandelt werden wie ein gläubiges Kinderherzchen, das sich im Dunkel zu gedulden hat, bis ihm unter Weihlichterglanz die Christgeschenke aufs weiße Linnen gehäuft sind. Die bringt kein Donnerwort und keine Schmeichelweise in demüthige Andacht vor schulenburgischer Weisheit zurück, der auch nach verlorenen Bataillen Ruhe die erste Bürgerpflicht schien. Bismarck, der nach zwei Siegen Vertrauen heischen durfte, hats ihr 1870 nicht zugemuthet; ist sogar ohne Weitung militärischer Machtbezirke recht gut ausgekommen. Und Stein hat weder 1806 den Maulkorberlaß des Grafen Schulenburg noch 1808 das grämliche Wüthen preußischer Censoren gegen Fichtes Reden gebilligt. Auch vom Feind muß man lernen. In den „Times“ wurde gesagt: „In Deutschland lebt ein fleißiges, gescheites, ein großes Volk. Dieses Volk aber will in uns den Glauben erzeugen, daß seine Glieder, alle, gleich fühlen, denken, handeln, und läßt sich von seiner Regirung deshalb die Meinungen,

die es haben darf, in den Mund legen. Ihm fehlt der Wille zur Freiheit. Deren Wesen sehen wir darin, daß jeder Einzelne glauben darf, was er selbst für wahr hält, und thun darf, was ihn selbst richtig dünkt." Träfe dieser Tadel am Leib Deutschlands einen wunden Fleck: wir wären des Ranges nicht würdig, den unser Stahl jetzt begehrt; und müßten vor deutschen Kriegern in Scham erröthen. Ein Volk, das nur im Dämmerlicht, unter des Zuchtmeisters Ruthe, bei Milchbrei und Zuckerwaare, still, einig, zum Guten entschlossen bliebe, müßte noch manches Paar Kinderschuhsohlen durchlaufen, ehe es in Vormacht und Erdschiedsrichteramt aufsteigen dürfte. So, liebe Feinde, sieht Euer Irrwahn Deutschlands Volk. Das blutet. Das haftet und zahlt. Das will und darf wissen. Alles; auch Schmerzliches. Das mag nicht in erkünsteltem Rausch, mit Hurra und Hussa, vorwärts taumeln; wach und stark, nüchtern und stolz schreitet es seinen Schicksalsweg, in dessen Hag über Dornen ihm Rosen duften. Sein Vertrauen reift nicht über den Glühbirnen der Amtshäuser; erblüht nicht aus Schweigebefehlen. Die waren in Urvätertagen schon der dürftige Nothschurz der Schwachheit. Kräftige haben vor Kritik nie gebangt; freuten sich immer am Wetzspiel der Meinung, dessen Funkengestiebe ihr Auge erhellte. Unter Bismarck und Moltke: öffentlich breite Erörterung der (zunächst doch militärischen) Frage, ob die Beschießung von Paris nicht verzaudert worden sei. Jetzt, da sie nöthiger als je zuvor ist, keine Kritik, auch nicht von Taktgefühl und Vaterlandliebe gesänftigte? Taugliche Köpfe, weil sie nicht auf dem Rumpf des Beamten thronen, von jeder Mitwirkungmöglichkeit, bescheidenster, ausgeschlossen? Dann dürfte die Sippe höhnen. Doch wir sind nicht furchtsamer als unsere gewaffnete Helden. Und wissen, deutscher Gottheit, wie Fichte einst, voll, daß nie wieder irgendein Wohlsein an uns kommen wird, wenn wir nicht selbst es uns schaffen; daß wir unser Schicksal schmieden. Der stumme Hund, der bissigste noch, taugt nicht, Menschen in Patrioten zu erziehen.

Die Meerengen.

Der Sultan, schrieb Boris Alexejewitsch Galizyn an Peter, seinen Zögling und Zaren, „betrachtet das Schwarze Meer als sein Haus, in dem Fremde nichts zu suchen haben, oder als eine im Harem allen Blicken verborgene Jungfrau; er würde eher seinen Truppen den Befehl zum Krieg als anderen Mächten die Erlaubniß zur Fahrt durch dieses türkische Binnenmeer geben." Das war der Pontos Euxeinos wirklich bis an das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Wer Byzanz hatte, war Herr des Pontos; seit der Türkenkhan auf dem Stuhl des Basileus saß, durfte zwischen Balkan und Kaukasus nur die Sichelflagge wehen; und so wichtig dünkte die Erben Mohammeds dieser Besitz, daß schon unter Mustafa dem Zweiten, um die Zeit des Friedens von Karlowitz, ein türkischer Staatsmann warnend rief: „Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem

Osmanenreich die Sterbestunde." Diese Weissagung darf man (wie die meisten) nicht wörtlich nehmen. Aus den Dampfkesseln der russischen Flotte zog der Qualm über den Pontos hin: und noch immer sahen wir die Großmächte um die ungeschmälerte Lebensdauer der Türkei bemüht. Doch schon 1683, ehe Peter in Asow den Schlüssel zu einem Nebenthor des Schwarzen Meeres einsteckte, sprach der baumburger Chorherr Poysel von dem Sultan als von einem Kranken, dem zehn Aerzte (so viele sinds jetzt kaum) mit Diagnosen und Heilmitteln nahen; und ein Jahr danach verglich der Britenbotschafter Sir Thomas Roe das Reich Mustafas dem Leib eines siechen Greises, der sich und Andere über die Gefahr seines Zustandes täusche. (So alt ist das winged word vom Kranken Mann.) Asow, das der Zweite Mohammed den Nachfahren Tamerlans abgenommen hatte, ist zwölf Jahre nach dem Frieden von Konstantinopel wieder türkisch geworden und erst Münnich hat, mit Annas Heer, den Flecken an der Donmündung, nach sechsmonatiger Belagerung, für immer dem Reussenreich erobert. Im Frieden von Belgrad mußte Mahmud ihn, 1739, den Moskowitern abtreten und konnte sie nur noch zur Schleifung der Festungwerke verpflichten. Vorher hatte Montesquieu geschrieben: „J'ai vu avec étonnement la faiblesse de l'empire des Osmanlins. Ce corps malade ne se soutient pas par un régime doux et tempéré, mais par des remèdes violents qui l'épuisent et le minent sans cesse. Avant deux siècles cet empire sera le théâtre des triomphes de quelque conquérant." Nachher spöttelte Voltaire, er sei noch lange nicht so krank wie der Türke. Seit die im Harem geborene Jungfrau von den Russen begehrt, der Pontos den Fremden nicht mehr axeinos, sondern euxeinos ward, dämmerte der Khalifenherrlichkeit der Abend; war die unantastbare Selbständigkeit des Türkenreiches dahin. Katharina hats schon im dritten Lustrum ihrer Regirung erreicht. Der Vertrag von Kütschük-Kainardsche gab 1774 ihrer Handelsflotte das Recht zu freier Schiffahrt im Schwarzen Meer, das, als neun Jahre später der Tatarenkhan geschlagen und die Krim erobert war, zwei Staaten an seinen Ufern herrschen sah, also nicht mehr ein türkisches Binnenmeer genannt werden konnte. Auch nicht ein mare clausum? Die Russen können hinein, doch nicht heraus. Der Sultan hält den Bosporusschlüssel fest in der Hand und sperrt noch immer den Weg, der über Asow und die Krim nach Byzanz führen sollte. Rußland darf im Schwarzen Meer thun, was ihm beliebt, und ist da unangreifbar; darf es aber nicht auf der ins Mittelmeer führenden Straße verlassen und empfindet, noch unter der großen Zerbsterin, die Schmach solcher Käfigfreiheit. Der Pontos muß Rußlands Binnenmeer werden: nach dem Frieden von Jassy wards das Feldgeschrei slawisch lärmender Patrioten; und bliebs ein Jahrhundert lang.

Bonapartes Einfall in Egypten und die vor und nach der Gründung des napoleonischen Kaiserreiches bis an die Orientpforte drängende Jakobinergefahr verbündet nach langem Hader dem Sultan den Zaren. Katharinas Sohn Paul schickt Selim dem Dritten die mit viertausend Moskowitern bemannte Flotte nach Konstantinopel, um ihm bei der Abwehr französischer

Angriffe zu helfen: und nun öffnen sich Dardanellen und Bosporus endlich russischen Kriegsschiffen. Endlich; einmal. Das Schutzbündniß währt nicht lange; bald liegen die Erben von Byzanz, der im Besitzrecht wohnende und der über den Pontos lugende, wieder in Streit. Bonaparte hetzt, nach Austerlitz, den Sultan in den dritten Krieg gegen Rußland und erlistet, in Tilsit, Alexanders schwärmerisch anbetende Freundschaft. Will den mit wachsendem Ungestüm geforderten Preis aber nicht zahlen. Hardenberg läßt seinen alten Plan der Türkeitheilung durch Kalckreuth wieder vorbringen; Rußland soll Bulgarien, Rumelien, ein Stück der Donaufürstenthümer und die Meerengen bekommen, Oesterreich über Bosnien, Serbien, Dalmatien herrschen, Frankreich den Staat der Hellenen und die Inseln seinem Imperium einfügen. Doch was konnte Alexander, nach Jena, von Preußens Beistand noch hoffen? Zur Erfüllung seines brünstigen Phantastenwunsches vermag nur der allmächtige Korse ihm zu helfen. Der ist dem Sultan verbündet und, im Nimbus seiner Siege, am Goldenen Horn so stark, daß General Sebastiani, sein Gesandter, den Aufruhrversuch des englischen Kollegen mit einem Wort niederzwingt: die Britenflotte, die Arbuthnot, um den französischen Einfluß zu dämmen, ins Marmarameer gerufen hat, muß unter dem Feuer türkischer Batterien abdampfen. Altenglands politische Moral, die uns so oft allzu schöne Reden priesen, wird von dieser Episode aus grell beleuchtet: die Sultane sollen in ihren Entschlüssen frei, die Meerengen allen Fremden geschlossen sein, so lange das englische Interesse nicht darunter leidet; nur eben nicht eine Stunde länger. Hofft man in London den winzigsten Vortheil davon, dann mag irgendein Admiral Duckworth sein Geschwader bis dicht an die Mauern von Yildiz steuern. Noch ist, im Frühling 1807, der dreiste Handstreich mißlungen. Aber Selim, den hastige Reformsucht den Altgläubigen verhaßt gemacht hat, kann sich nicht halten und wird am siebenundzwanzigsten Maitag entthront. Während einer Truppenschau, an der Alexanders „Paradomanie" sich in Tilsit weidet, erhält Napoleon von Sebastiani die Meldung. Armee und Volk gegen den Sultan, der sich wider das Verhängniß nicht zu bäumen wagt, und vor Osmans Reich morgen die Gefahr sicheren Verfalls. „Die Vorsehung selbst sendet mir diese Botschaft, um mir zu zeigen, daß die Türkei nicht mehr lebensfähig ist!" So ruft (nach Savarys Bericht) Bonaparte; und erklärt, Selims Sturz löse ihn, löse sein Gewissen von allen Banden und gestatte ihm, der nicht der Pforte, sondern nur diesem Sultan sich verpflichtet habe, der Orientfrage nach freiem Ermessen die Antwort zu suchen. Wie mag das Schwärmerauge Alexanders, der neben ihm hielt und Sebastianis Rapport lesen durfte, aufgeleuchtet haben! Für kurze Zeit freilich nur. Der Imperator (der, wie Champagny an Caulaincourt schrieb, die Türken nie geliebt, immer für schädliche Barbaren gehalten hat) wurde zwar sentimental und schien bereit, dem neuen Freund alles Ersehnte gern zu gewähren. Er hatte im Occident Grenzen und Throne verrückt und war berufen, auch im Orient nun nach seinem Belieben Ordnung zu schaffen. Rußland durfte zu dieser organisatorischen Arbeit mitwirken; doch das

Tempo wollte er selbst bestimmen. Hier begann Alexanders Enttäuschung. Die Türken, so dozirt Laetitias Sohn dem sanften Enkel Katharinas, gehören nicht nach Europa, sind auf unserem hellen Erdtheil ein häßlicher Fleck und müssen nach Asien zurückgedrängt werden. Aber langsam; ganz langsam. Einstweilen darf man sie nur „komprimiren"; ihnen ein paar Provinzen nehmen, in denen sie manchmal belästigen, doch nicht mehr herrschen. Eine richtige Theilung wäre heute noch eine allzu gefährliche Operation, die zunächst den franko-russischen Bund lockern, die Freunde in einen Interessenstreit verwickeln könnte. Rußland mag sich des Besitzes der Moldau und der Walachei freuen, vielleicht auch vom Bulgarenland noch einen Fetzen für sich abreißen. Frankreich kann sich in Bosnien, Dalmatien, Albanien, Griechenland sättigen. Vielleicht; ganz sicher ist er seiner Sache nicht (mon système sur la Turquie chancelle et est au moment de tomber, schreibt er an Talleyrand). Fühlt, zum ersten Mal, tief aber die Nothwendigkeit des Friedens, der ihm doch, sobald das Orientproblem Europa aufrüttelt, wieder entgleiten muß. Wenns unvermeidlich wird, wenn England mit anderen Mitteln nicht zu bändigen ist und er im Baltikum oder auf Asiens altem Boden die russische Macht gegen den Totfeind braucht, bleibt keine Wahl: muß er dem Zaren den Weg an das Ziel seiner Sehnsucht bahnen. Noch aber möchte er ihn mit einer Hoffnung füttern. Unaufschiebbare Pflicht ruft nach Paris. Alexander hat seinen Besuch zugesagt. Da kann man in aller Ruhe über den großen Gegenstand weiterreden. Pauls Sohn schlürft gierig den Zaubertrank, den der Korse kredenzt. Begehrte nicht schon Katharina den moldo-walachischen Zuwachs? Der Gossudar, der dem Reich diese Beute bringt, braucht selbst nach Niederlagen nicht zu zittern. Und Alexander Pawlowitsch glaubt sich des Freundes sicher; „ich erwarte keinen allzu starken Widerstand gegen meine Auffassung (schreibt er an Peter Tolstoi), denn sie entspricht dem Interesse und der Meinung des Kaisers." Frankreich wird zwischen der Pforte und Rußland zu vermitteln suchen. Ist ein anständiger Friede nicht zu erlangen, so muß man wieder an die Theilung denken; fürs Erste aber darf dieser Gedanke noch nicht ans Licht. Daß er in Tilsit erörtert wurde, bezeugt De Clercq (Recueil des traités de la France) durch die Anführung der Sätze, die aussprechen, daß die beiden Kaiser, wenn der gewünschte Friede nicht durchzusetzen ist, „sich verständigen werden, um alle europäischen Provinzen des Osmanenreiches, außer Rumelien und der Stadt Konstantinopel, dem drückenden Türkenjoch zu entreißen." Mit dem ernstesten Eifer muß zunächst aber, auch in London, Alles versucht werden, pour procurer à l'humanité le bienfait de la paix (wie es im Vierten Artikel des tilsiter Geheimvertrages vom siebenten Juli 1807 heißt). Am neunten Juli, vor der Abreise nach Königsberg, empfiehlt Napoleon der Türkei die Beschleunigung des Waffenstillstandes. Vier Monate danach diktirt er einen Zusatz zu der an Caulaincourt zu sendenden Instruktion und sagt darin, er wünsche, der Türkei ihren Besitzstand zu erhalten, im Nothfall sich aber mit Rußland allein, ohne Oesterreichs Dreinrede, über den Theilungplan

zu verständigen. „Das Liebste wäre dem Kaiser, wenn die Türken in friedlichem Besitz der Walachei und der Moldau bleiben könnten; da er aber den Zaren so fest wie möglich an sich knüpfen möchte, würde er ihm die beiden Provinzen, gegen eine in Preußen zu suchende Kompensation, schließlich überlassen. Er steht dem Gedanken an eine Theilung des Türkenreiches sehr fern, hält ihn sogar für verhängnißvoll, will aber nicht, daß Sie ihn im Gespräch mit dem Zaren und mit dessen Minister rückhaltlos verdammen. Sie sollen nur ausdrücklich auf die Motive hinweisen, die für die Vertagung sprechen. Dieser uralte Plan des russischen Ehrgeizes kann Rußland an uns kitten: deshalb müssen Sie sich hüten, den Petersburgern Muth und Hoffnung ganz zu nehmen." Ehe diese Instruktion an die Newa gelangt, hat Alexander mit England gebrochen und in Paris, durch den Mund Savarys, des Herzogs von Rovigo, als Theilzahlung die Donaufürstenthümer verlangt. Schon fühlt auch Napoleon, daß er Etwas thun müsse, um den Zaren fester an sich zu binden. Savary hat ihm berichtet: „Der Kaiser und sein Minister Graf Rumanzow sind unsere einzigen zuverlässigen Freunde in Rußland; es wäre gefährlich, diese Wahrheit zu verschweigen. Das Volk würde gern wieder nach den Waffen greifen und für einen Krieg gegen Frankreich neue Opfer bringen." Verstimmt man den impulsiven Selbstherrscher, so kann Rußland, das in seinem Verhältniß zu Frankreich zwischen Hitze und Frost, Intimität und Haß hin und her schwankt, morgen zum Feind übergehen. Das muß verhindert und dennoch die Theilung der Türkei aufgeschoben werden. Sonst wird die Beute des Adlers zu klein. Bosnien, Albanien, Griechenland, Epirus: für Frankreich wärens Kolonien, nicht Provinzen. Seit Bonaparte in Kairo war, sieht er Egypten als einen Theil des Franzosenreiches. Noch aber ist die Zeit zur Rückeroberung nicht gekommen. Läßt er den Kranken Mann jetzt sterben, dann langt der Britenleu, dessen Pranke bis nach Malta, Sizilien und in die Adria reicht, nach dem in der Todesstunde des Khalifates herrnlosen Gut. Bevor ein französisches Heer in Konstantinopel und Saloniki wäre, hätte England die Hand auf Egypten, Cypern, Kandia, vielleicht auf die Dardanellen und das ganze Küstenland der Osmanen gelegt. Diese Erwägung, schrieb Champagny, hat den Hauptgrund geliefert, den der Kaiser gegen die Theilung der Türkei anführt. Mag der Zar also in der Walachei und der Moldau bleiben: der Herr des Occidents wird sich den Landfetzen, der ihm zur Entschädigung gebührt, nicht aus dem Osmanenleib schneiden, sondern Schlesien nehmen. Das war beschlossen, als Caulaincourt in Petersburg Savary ablöste. Schlesien? Das würde den von Warschau aus reorganisirten Polenstaat stärken. Niemals. Caulaincourt findet für diesen Plan weder beim Zaren noch bei Rumanzow Gehör und muß im Februar 1808 seinem Herrn melden, daß Alexander an der Donau bleiben, über Schlesien aber nicht einmal reden will. Daß er den Sanften nie so finster sah wie am Tag dieses ködernden Antrages. „Wenn wir Berlin gefordert hätten, wäre die Wuth vielleicht kleiner gewesen." (Kein Scherz: ein Pariserirrthum.)

Die Meldung fällt in eine der hellsten Stunden des Riesenhirns. Aus zor-

nigem Auge blickt Bonaparte auf das Inselreich, das nicht zu überlisten, nicht ins Herz zu treffen ist. Wenn ers in Asien zu schlagen, in Indien ihm die Aorta zu zerschneiden vermöchte! Dachte er daran schon, als er den Russen Konstantinopel weigerte, weil der Besitz dieser Stadt die Weltherrschaft sichere? Jetzt denkt er dran; ahnt die Wahrheit des Wortes, daß an den Mauern von Konstantinopel der Kampf um Indien beginnt; und träumt seinen größten Caesarentriumph. Rußland und Frankreich zu gewaltiger Anstrengung vereint, die Türkei zerstückt, Persien und Afghanistan unterworfen: und von den Hochplateaux am Euphrat mit der ungeheuren franko-russischen Heeresmasse durch rasch bezwungenes Barbarenland bis an den Indus! Wer weiß, ob dieser endlos scheinende Weg nicht schneller ans Ziel führt als der kurze Pas de Calais? Der tolle Paul Petrowitsch hatte in seinen letzten Lebenstagen den Gedanken an einen franko-russischen Kriegszug durch Asien gehätschelt. Seitdem ist der Sultan der Freund Bonapartes geworden, hat der Perserschah von ihm Drillmeister für sein Heer erbeten, Hilfe gegen England angeboten und sich (in einem von dem persischen Sondergesandten in Warschau unterzeichneten Vertrag) verpflichtet, einem gegen Indien marschirenden Franzosenheer als guter und treuer Bundesgenosse freien Durchzug zu gestatten. Das war keine Lagerposse: General Gardane wird nach Persien geschickt, um den Vertrag ratifiziren zu lassen und die Möglichkeit solchen Heereszuges zu prüfen. Und nun ist auch der Weiße Zar, endlich, Napoleons Freund geworden. Frankreich, Rußland, Persien: damit konnte man die Briten mindestens einschüchtern und in Verhandlungen treiben, die ihr Hochmuth noch immer weigerte. Doch der Zar heischt Bezahlung. Ihm zu Liebe den Kranken Mann töten? Nein. Noch ists zu früh. Da Alexander von dem schlesischen Plan nichts hören will, muß man ihn hinhalten und inzwischen Oesterreich zu umgarnen suchen. Rußlands Herrschaft über die Donaufürstenthümer, hat Bonaparte einmal zu Klemens Metternich gesagt, bereitet die Basis, auf der Frankreich und Oesterreich sich eines Tages verständigen werden; wenn die Russen als Sieger in Konstantinopel stehen, braucht Ihr uns gegen sie, brauchen wir Euch, um das nöthige Gegengewicht herzustellen. Kaiser Franz ist kein Mann kräftiger Initiative; muß sich aber sagen, daß er nicht müßig zusehen darf, wenn der Türke, in dem er einen schwachen und drum bequemen Nachbar ungern verlöre, erdrosselt und ausgeraubt wird. Für jeden Fall ist Wien durch Metternich nun vor dem russischen Anschlag gewarnt. Zur selben Zeit erhält Caulaincourt die Weisung, den Wünschen des Zaren noch weiter entgegenzukommen und keine unüberwindliche Abneigung von dem Plan der Türkeitheilung zu verrathen. Da, unter dem Eindruck der stolzen Thronrede, die das Britenparlament eröffnet, schäumt das Blut des Korsen heiß auf. Der alte Feind muß endlich vernichtet werden. Alexander heischt Bezahlung? Er soll sie haben. Selbst wenn er den höchsten Preis fordert. Am zweiten Februar schreibt ihm Napoleon: „Gegen Rußland spüre ich nicht die leiseste Regung der Eifersucht; ich wünsche ihm Ruhm, Glück und Gebietszuwachs.

Mit allen Kräften will ich ihm bei jeder Vorschiebung seiner Grenzen nach der Schwedenseite helfen. Wenn wir fünfzigtausend Mann, Russen, Franzosen, vielleicht auch ein paar Oesterreicher, über Konstantinopel nach Asien schicken, zwingen wir England vor dem Kontinent auf die Knie. Wer ein so hohes Ziel erreichen will, muß alles Nothwendige zuvor schon vereinbaren; dazu bin ich bereit. Am ersten Mai können unsere Truppen in Asien, kann auch ein russisches Heer in Stockholm sein. Dann werden die aus der Levante verjagten, in Indien bedrohten Briten unter der Wucht der Ereignisse vernichtet, mit denen die Atmosphäre geladen sein wird." Das Wortbild ist nicht schön; aber der Rhythmus der Rede kann einen Alexander hinreißen. Und schon wird Bonapartes dalmatische Armee verstärkt und befohlen, in Epirus die Landungmöglichkeiten, in Albanien die Heerstraßen genau zu studiren und im östlichen Winkel des Mittelmeeres Alles für den Kriegsfall vorzubereiten. In einem Brief an Decrès deutet der Kaiser den Entschluß an, durch die Türkei nach Indien zu ziehen. Und Tolstoi hört (nach einer Wuthszene und dem Schwur Bonapartes, Preußen und Warschau an dem selben Tag zu räumen, wo Rußland seine Truppen aus der Walachei und Moldau zurückzieht) den Satz: „Bin ich erst am Euphrat, dann giebts auf dem Weg nach Indien kein Hemmniß mehr; daß dieses Unternehmen den Alexander und Tamerlan mißlungen ist, beweist gar nichts: man muß eben Besseres leisten als sie." Der Held von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Tilsit darf so sprechen; darf sich für ein Schlachtfeld rüsten, das von der Ostsee bis nach Kleinasien, vom Atlantischen bis an den Indischen Ozean sich dehnen soll. Einen tourbillon du monde sieht er voraus; dieser Weltwirbel wird Britanien entkräften, entmuthigen und zur Anerkennung der neuen Imperatorenmacht zwingen. Der auf Sankt-Helena Eingekerkerte hat bestritten, daß er je bereit gewesen sei, Konstantinopel („das durch seine Lage zum Centrum der Weltherrschaft bestimmt ist") den Russen auszuliefern. Doch wir wissen von Tolstoi, Metternich und Narbonne, daß der Kaiser dazu bereit war. Wenn Alexander sich nur um diesen Preis zu dem von Caulaincourt geforderten Keulenschlag auf das Haupt Britanias entschloß, sollte er ihn haben. Frankreich würde, zu seiner Sicherheit, dann die Dardanellen besetzen oder von Oesterreich bewachen lassen. Der Pontos Euxeinos ein russischer, vom Dardanellenwächter im Nothfall zu schließender, das Mittelmeer ein französischer See: das war das letzte Ziel des Korsen. Rußland konnte von ihm den Schimmer der Byzantinererbschaft haben, nie deren wesentliche Macht. Er wollte ihm die Donaumündungen ohne Serbien, Bulgarien ohne Rumelien, Konstantinopel ohne die Dardanellen geben. Zu Narbonne hat er gesagt: „Ich wollte in aller Freundschaft Rußland nach Asien zurückwerfen; daß ich ihm Konstantinopel anbot, ist richtig." In Asien sollte es England das Leben schwer machen, in Südosteuropa sich an der vorgeschobenen Flanke Oesterreichs zerreiben. Dann war Frankreich im Mittelmeer ungefährdet und aus der europäischen Hegemonie fürs Erste nicht zu verdrängen. Und „Hegemonie" ist sein Ziel, sein Wahn und Verhängniß.

Caulaincourt hat ausführlich erzählt, welche Wonneschauer den Zaren beim Lesen des Briefes vom zweiten Februar schüttelten. Alexander, der gestern noch mit den Donaufürstenthümern zufrieden war, sieht sich heute schon als Herrn von Byzanz, auf dem von Katharina vergebens begehrten Sitz, als den Heros, der den alten Traum der Ahnen in Wirklichkeit wandelt. „Voilà de grandes choses!" „Voilà le grand homme!" „Voilà le style de Tilsit!" Noch abends, auf dem Hofball, die selbe Ekstase. Leis aber meldet sich bald das Mißtrauen. Was wird aus Schlesien? Ists am Ende nicht besser, aus Konstantinopel eine Freie Stadt zu machen? Dafür ist Rumanzow freilich nicht zu haben: er verlangt Konstantins Stadt mit dem Doppelverschluß am Bosporus und in den Dardanellen; dann mag Oesterreich das ganze Serbien annektiren und Makedonien und Rumelien mit Frankreich theilen, dem obendrein Bosnien, Syrien, Egypten zufallen soll. Ohne die Meerengen ist die Verständigung aber nicht möglich. Auch nicht mit Alexander. Der hat seinen Vortheil erkannt. Seit hundert Jahren strebt Rußlands Ruhmsucht nach Konstantinopel, Rußlands Interesse nach den Meerengen. Beides hat die Eifersucht der europäischen Mächte ihm stets geweigert. Jetzt hats nur mit dem einen Mann zu rechnen, der Reiche zerstört und Reiche gründet: und dieser sonst Allmächtige ist im Kampf gegen England auf russische Hilfe angewiesen. Solche Gunst der Stunde kehrt nie vielleicht wieder. Nur ein Tropf gäbe da nach. Doch Frankreichs Botschafter ist nicht minder zäh. Halbe Tage lang sitzt er dem Grafen Rumanzow, der die Ministerien des Auswärtigen und des Handels leitet, gegenüber; und die beiden Männer, die nach kurzer Debatte über die Vergebung ungeheurer Flächen einig sind, kommen von der „Katzenzunge" (so nennt der Russe die Halbinsel Gallipoli) nicht los. Noch einmal bestürmt Caulaincourt, im März, den Zaren selbst; erhält aber die Antwort: „Nehmt in Asien, was Ihr wollt; wenn ich die Meerengen nicht habe, ist Alles, was Ihr mir geben könnt, werthlos." Nun kann der Botschafter nicht länger zweifeln. Am sechzehnten März schreibt er an seinen Kaiser: „Eure Majestät mag Italien, vielleicht sogar Spanien Ihrem Reich eingliedern, neue Dynastien und Königreiche gründen, für die Eroberung Egyptens die Mitwirkung der zarischen Land- und Seemacht fordern, alle erdenklichen Bürgschaften verlangen, mit Oesterreich jedes beliebige Tauschgeschäft machen und einer Welt einen Platzwechsel aufzwingen: das Alles wird Rußland, nach meiner Ueberzeugung, ruhig mitansehen, wenn es Konstantinopel und die Dardanellen bekommt." Er hat, im Sommer, die Debatte wieder aufgenommen und aus Alexanders Mund noch einmal gehört: „Ich brauche den Schlüssel zu meinem Haus. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich mehr, als ich gewinne." In Erfurt ist von dem Theilungplan, der den Hauptgegenstand der Zwiesprache liefern sollte, dann gar nicht mehr geredet worden. Alexander und Rumanzow hatten erkannt, daß die selbständige Vordehnung ins Donauland größeren Nutzen verheiße als ein weitschichtiges System kombinirter Eroberungen, das dem Freund aus Westen schließlich doch den Löwentheil eintragen mußte.

Zwei Jahre nach der von Arbuthnot und Duckworth versuchten Ueberrumpelung hat (in dem Vertrag vom fünften Januar 1809) Sultan Mahmud der Zweite sich verpflichtet, allen Mächten, ohne Ausnahme, die Meerengen zu sperren. Nur unter der Bedingung, daß „diese alte Regel des Osmanenreiches" nicht durchlöchert werde, will England den Eingang nicht wieder erzwingen. Seitdem gehören die Schlüssel nicht mehr dem Herrn der Pforte; strebt der in Europa gerade Uebermächtige nach der Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen. Als Mahmud die Russenflotte zum Schutz gegen Ibrahim Pascha ans Goldene Horn gerufen und hinter dem Wall der ausgeschifften Moskowiter den Rebellen abgewehrt hat, muß er, am zehnten Juli 1833, den von Orlow entworfenen Vertrag unterschreiben, der ihm auch für den Fall neuer Fährniß Rußlands Beistand sichert und als Entgelt nur fordert, daß kein fremdes Kriegsschiff unter irgendeinem Vorwand je in die Dardanellen einfahren darf. Dieses Verlangen war nöthig geworden, weil die Hohe Pforte im Siebenten Artikel des Vertrages von Adrianopel versprochen hatte, die seit 1809 geltende Meerengensperre wieder aufzuheben und die Durchfahrt allen Schiffen zu gestatten, die aus russischen Häfen kommen oder nach russischen Häfen steuern. Also nicht nur denen, die Rußlands Flagge zeigen. Eine lästige Klausel; die der Zusatzartikel zum Vertrag von Hunkiar-Iskelessi denn auch beseitigt hat. Seit dem zehnten Juli 1833 war Rußland Herr der Meerengen; es hatte, nach Guizots Wort, aus dem Türken einen Klienten gemacht, der das in einen russischen See umgewandelte Schwarze Meer bewachen und jedem möglichen Feinde des Zaren das Thor sperren, ihm selbst aber ohne Murren öffnen mußte, wenn er Schiffe und Soldaten ins Mittelmeer senden wollte. Der britische Rival hat dieses Vorrecht nicht lange geduldet. Palmerston regirt. Hat den Schlüssel zum Rothen Meer schon in die Tasche gesteckt: Aden, das Gibraltar des Ostens, ist englisch geworden. In dem bösen Streit zwischen Mahmud und Mehemed Ali hat er natürlich die Partei der Türken gegen den Egypter genommen. Doch Hafiz, der Türkenfeldherr, wird im Juni 1839 von Mehemeds Sohn Ibrahim geschlagen, weil er, wider den Rath des Hauptmanns Moltke, versäumt hat, das Egypterheer bei einem Umgehungversuch kühn in der Flanke anzugreifen, und sich, abermals gegen den Rath Moltkes (der deshalb aus seinem Amt scheidet), weigert, die Truppen in die feste Stellung am Euphrat zurückzuführen. Noch ehe die Schreckenskunde ins Serail gelangt, stirbt Mahmud, ein schwächlicher Jüngling steigt auf den Thron: und vor Alexandria verbrüdert die türkische sich der egyptischen Flotte. Was wird nun aus Osmans Reich? Den fünf Großmächten scheint es noch immer eine „europäische Nothwendigkeit"; drum ermahnen sie es feierlich (in einer Kollektivnote vom siebenundzwanzigsten Juli 1839), Europas Spruch abzuwarten, ehe es vor dem Rebellen die Waffen strecke. Metternich sieht sich schon einem Kongreß, dessen Schauplatz ja nur Wien sein kann, präsidiren. Palmerston hofft, den allzu siegreichen Egypter, den Frankreich schonen möchte, zu demüthigen und zu schwächen, da er leider nicht mehr ganz zu vernichten

ist. Preußen will unter allen Umständen neutral bleiben und sich auf die „moralische Unterstützung" aller Versuche beschränken, das Orientproblem friedlich zu lösen. Und Rußland? Die Tage Bonapartes sind fast schon vergessen. Auf dem Thron Alexanders sitzt Nikolai; ein Mann ganz anderen Schlages. Der merkt, daß er allein im Orient nicht viel erreichen kann, den stärksten Genossen braucht: und will sich mit England verständigen.

Ernstlich? Oder, um listig einen nutzbaren Schein zu schaffen? Der Gossudar ist auf Europens Boden der letzte Tyrann. Denn Abd ul Medjid hat, auf den Rath Reschids, der als Gesandter in London die Macht der Presse schätzen lernte, die Unterthanen mit einer Magna Charta beglückt, in der Gleichheit vor dem Gesetz, Sicherheit der Person und ihrer Habe, geringere und gerechter zu vertheilende Kriegsdienst- und Steuerlast und andere schöne Dinge zugesagt waren. Wenn Du, erhabener Herr, diesen Hattischerif von Gülhane unter dem Donner der Geschütze beschworen und ans Licht gebracht hast, wird das ganze Abendland Dich rühmen und auf Druckpapier Dir bescheinigen, daß Du noch liberaler denkst als Dein Gegner Mehemed Ali; ob und in welchem Umfang das Versprechen eingelöst wird, können wir in gemächlicher Ruhe dann überlegen. So mag Reschid gesprochen haben. Ein Schlaukopf, den auch Abd ul Hamid wohl noch bewunderte und dessen Kunststück bis in unsere Tage fortwirkt. Sobald die Türkei seitdem in enge Bedrängniß gerieth, hat der Sultan Reformen oder gar eine nette Verfassung eingeführt, die ihm aus allen Flachländern des Liberalismus den einem Gonfaloniere der Freiheit gebührenden Ruhm heimtrug und von der im Bereich der Mondsichel nicht mehr lange die Rede war. Für solche Mittel war Nikolai nicht flink und nicht feig genug; die ließ er getrost den Sklavenseelen der Westanbeter. Er wollte Selbstherrscher bleiben; doch auf seiner schwarzen Erde nicht länger die Vogelscheuche sein, von der in Europa alle frechien Spatzen ihr Spottlied sangen. Das war durch ein Bündniß mit England vielleicht zu erreichen; sonst nicht. Und wenn er di e gelockerte entente cordale der Westmächte völlig zerstörte, war das jakobinisch verseuchte Frankreich ohne Schwertstreich zu ducken. Er lehnt Metternichs Einladung zum Kongreß schroff ab und läßt Palmerston durch Brunnow sagen, er sei bereit, den Vertrag von Hunkiar-Iskelessi durch ein neues Abkommen zu ersetzen, das in Friedenszeit beide Meerengen schließt, nach Ausbruch eines Türkenkrieges jeder Großmacht gestattet, vier Schiffe ins Marmarameer zu schicken; nur Rußland soll, als der berufene Schutzherr der Pforte, das Recht haben, acht Schiffe nach Stambul zu senden. Palmerston runzelt die Stirn; findet den Vorschlag aber erwägenswerth und versammelt, im Februar 1840, die lion doner Vertreter der großen Mächte zu europäischem Rath. Das Osmanenrechsoll erhalten, der rebellische Pascha auf Egypten und einen syrischen Kreis beschränkt werden. Wuthausbruch in Paris. Das treulose Albion hat uns verrathen; mit einem Lande, das sich in den Dienst Rußlands erniedert, ist eine entente cordiale nicht mehr möglich. Am fünfzehnten Juli sind Britanien und Rußland, Oesterreich und Preußen einig. Mehemed Ali wird ge-

zwungen, sich mit Egypten und dem Paschalik Akkon zu begnügen; die Meerengen bleiben im Frieden geschlossen und werden im Kriegsfall nach Vereinbarung geöffnet. Frankreich? Das war von den Berathungen ausgeschlossen. Das Land Bonapartes! Der Volkszorn braust auf, Thiers fordert einen Kriegskredit, läßt Anleihen ausschreiben und Truppen ausheben. Louis Philippe selbst, der bedächtige Händler, zetert, so lange Frankreich isolirt sei, sitze Europa auf einem Pulverfaß. Und Louis Napoleon wähnt die Stunde zu einem zweiten Kronenraubversuch gekommen. Palmerston ist an unhöflichen Widerspruch nicht gewöhnt. Noch einmal flackert der alte Feuerbrand auf. „Was die vier Mächte fordern, ist nicht vom Eigennutz, sondern nur von der Gerechtigkeit diktirt", schreit der skrupellose Lord über den Kanal; und erwirkt drei Wochen danach ein Zusatzprotokol, in dem die Vier feierlich erklären, daß sie im Orient nichts für sich erstreben. Vergebens. Schon hat an der syrischen Küste die Kooperation der Flotten Englands und Oesterreichs begonnen. Diese Vorstellung erträgt Thiers nicht. Lieber im Rhein als im Rinnstein sterben, ruft er; und schickt an Guizot nach London eine Instruktion, in der es heißt: „Fraget von Kadix bis an die Ufer der Oder und der Elbe die Völker: und sie werden Euch antworten, daß der Bund der Westmächte zehn Jahre lang den Frieden gewahrt, die Unabhängigkeit der Staaten gesichert und die Freiheit der Völker niemals gefährdet hat." Dieser Bund sei nun zerrissen und durch eine der Koalitionen ersetzt, die Europa allzu lange mit Blut besudelt haben. Mit der Warnung vor nationaler Schande, vor unabwaschbarer Beschmutzung der von der Revolution eroberten Reichskleinodien noch auf der Lippe fällt der Minister (den sein zager König heimlich gestoßen hat), Guizot bildet das neue Kabinet; und kann erleichert aufathmen, als bald danach, in den ersten Novembertagen, die Meldung von den syrischen Siegen der Verbündeten kommt und ein paar Wochen später der tapfere Kommodore Napier die Unterwerfung Mehemeds erzwingt. Eine für den Gallierstolz schmerzliche Entscheidung; doch eine Entscheidung. Jetzt kann Frankreich das Märzprotokol unterschreiben, das dem Pascha Egypten als vererbbaren Besitz und Akkon für Lebenszeit zusagt. Kann es auch über die Hauptfrage der Orientpolitik sich mit den vier Mächten einigen. Der Londoner Vertrag (convention des détroits) vom dreizehnten Juli 1841 bestimmt, daß in Friedenszeit jedem nicht der Türkei gehörigen Kriegsschiff die Meerengen verriegelt sind. Rußlands Kriegsschiffe dürfen nach dieser neuen Völkerrechtssatzung nicht anders behandelt werden als die jedes christlichen Reiches. Ausnahmen darf die Hohe Pforte nur für die leichten Fahrzeuge der Gesandtschaften zulassen; jede Signatarmacht hat das Durchfahrtrecht für ein Schiff dieser Klasse. Sieg Rußlands? Nesselrode, Nikolais Kanzler, hats behauptet. „Nur zum Schein ist der von England und Frankreich so heftig bekämpfte Vertrag von Hunkiar-Iskelessi vernichtet worden. Der neue, von allen Mächten anerkannte Vertrag, der den Kriegsschiffen die Dardanellen schließt und uns gegen jeden Angriff von der Seeseite sichert, verewigt, nur in anderer Form, das Wesen des alten Abkommens." Das steht

in der Denkschrift, die Nesselrode seinem Herrn am fünfundzwanzigsten Jahrestag selbstherrischer Regirung vorlegte; hat aber mehr die Tonfarbe des Jubiläums als der Wahrhaftigkeit. Zwar war der Pontos jetzt ein russisches Binnenmeer, wie er in Peters Zeit ein türkisches gewesen war; doch wieder, wie nach dem Vertrag von Kütschük-Kainardsche, ein Wasserkäfig ohne Ausgang ins Freie. Am Goldenen Horn leuchtet nun England die Sonne. Der Leu dringt siegreich in Asien und Afrika vor und der Khalif muß noch froh sein, wenn ihn die Tatze streichelt. Britanien hat Frankreich verloren (dessen Junikönigthum unter Guizots verhaßtem ministère de l'étranger hinkümmert); herrscht unangreifbar aber, ein Vierteljahrhundert nach Bonapartes Sturz, im Mittelmeer und am Indus; und als Brunnow in London eine Verständigung über die asiatischen Machtsphären Rußlands und Englands anregt, sieht er um Wellingtons und Palmerstons Mundwinkel ein frostiges Lächeln. Wer auf einem Großgut die Erste Hypothek hat, braucht die Verständigung mit den Darleihern kleiner Beträge nicht zu beeilen.

Der Meerengenvertrag sollte nicht eine Bürgschaft, doch eine Anerkennung des ungeschmälerten Sultansrechtes sein: „ein unzweideutiger Beweis der Achtung, aus der die Mächte auf seine unantastbaren Herrscherrechte blicken." Diese souverainen Rechte müßten dem Großherrn gestatten, nach seinem Belieben die Meerengen zu öffnen und zu schließen. Er darfs nicht; hat sich den Signatarmächten zu einer Regel verpflichtet: ist an der empfindlichsten Stelle seines Rechtsbezirkes also nicht mehr frei. Daran hat auch der Krimkrieg nichts geändert. Der dritte der „Vier Punkte", über die England, Frankreich, Oesterreich sich am achten August 1854 geeinigt hatten, forderte die Revision des Meerengenvertrages. Auch im Pontos Euxeinos sollte Rußland nicht mehr allmächtig sein: sonst erzwang es eines Tages doch den Seeweg nach Konstantinopel. Deshalb wurde die numerische Begrenzung der im Schwarzen Meer heimischen Flotte verlangt. Nikolai lehnte die Zumuthung wüthend ab. Nach Rußlands Niederlage bei Inkerman legt der österreichische Generalstabschef Freiherr von Heß dem Kaiser Franz Joseph eine Denkschrift vor, in der er erklärt, auf dem Balkan sei jetzt, da Rußland die Donaumündung verloren habe, etwas für Oesterreich Nothwendiges oder auch nur Nützliches nicht mehr zu erlangen. Sechs Tage danach weiß man in der Hofburg, daß der Zar die Vier Punkte annimmt. Jetzt könnte Oesterreich sich von den Westmächten lösen, denen die Furcht vor einem russischen Angriff auf die Donaufürstenthümer es zu verbünden droht. Doch Graf Buol-Schauenstein will dieses Bündniß und bestimmt, nach dem Anerbieten seines Rücktrittes, Franz Joseph am zweiten Dezember zur Unterschrift. Louis Napoleon ist selig: auch Habsburg gehört nun, wie das englische Haus Hannover, zu seinem Concern. Friedrich Wilhelm möchte am Liebsten sein Heer gegen Oesterreich mobil machen und schreibt, noch als der erste Aerger verraucht ist, an den Herzog von Koburg: „Nach dem frechen Hintergehen durch Oesterreich unterhandle ich mit der Macht nicht mehr; die Lehre war zu stark." Nikolai läßt das Bild des Kaisers von Oesterreich

aus seinem Arbeitzimmer entfernen und schenkt eine Statuette, die den jungen Franz Joseph darstellt, vor Zeugen seinem Kammerdiener. Sobieski und ich (so pfaucht er den Vertreter Habsburgs an) waren sicher die dümmsten aller Polenkönige; sonst hätten wir Oesterreich nicht aus der Türkennoth gerettet. Was Franz Joseph zu Gortschakow und Edwin Manteuffel über seine friedlichen Absichten sagt, verhallt fast ungehört. Sein eigener Generalstabschef glaubt an einen nahen Offensivkrieg gegen Rußland. In einem Brief an Buol spricht Heß die Ueberzeugung aus, daß der Plan der Westmächte, Rußland zur Verminderung seiner Pontosflotte und zur Desarmirung der Binnenmeerküste zu nöthigen, auch nach einer völligen Niederwerfung des Zarenreiches mißlingen werde. Drei Monate danach, als in Wien der Kongreß der fünf Mächte tagt und dem Zaren die Gewalt übers Schwarze Meer nehmen will, erhebt Feldzeugmeister Heß noch einmal die warnende Stimme. „Jede Kraft papierner Traktate schwindet in Augenblicken der Krisis." Rußland wird Schiffe und Küstenforts bauen, sobald es wieder die Kraft dazu hat; und ein kluger Staatsmann meidet nutzlose Eingriffe in das Souverainetätrecht einer Großmacht, die solche Schmach stets zu rächen suchen wird. Mag der Zar im Schwarzen Meer so viele Schiffe halten, wie ihm beliebt: er kann Europa nicht schaden, wenn die Großmächte an der bulgarischen Küste oder am Bosporusausgang einen starken Kriegshafen anlegen. Heß empfiehlt ferner, von der Moldau an die ganze österreichische Grenze zu befestigen; solche Verschanzung wäre ein besserer Schutz als „alle Traktatsbedingnisse, die, theoretisch viel versprechend, dennoch lange vor dem ersten Kanonenschuß bereits gebrochen sind und somit zu nichts werden." Drouyn de l'Huys bemüht sich, Franz Joseph für die Ideen Napoleons zu gewinnen (der zuerst selbst nach Wien kommen wollte, „pour faire marcher mon jeune empereur d'Autriche"). Ohne rechten Erfolg. Der Gedanke, Rußland aus dem Pontus zu verjagen, mußte fallen und der französische Minister mit Buols Hilfe einen Vertrag entwerfen, der Rußland und der Türkei im Schwarzen Meer gleiche Rechte, den Signatarmächten die Befugniß gab, in diesem Meer je zwei Fregatten zu halten. Nur den Russen soll der Bosporusausgang, den die Anderen benutzen dürfen, gesperrt sein; nur ihnen ist bei Gefahr des Krieges jede Vergrößerung der Flotte verboten. Wird nun Friede? Nein. Nikolai ist tot, sein weichmüthiger Sohn Alexander hat gelobt, den Namen Gottorp nicht mit entehrenden Bedingungen zu beflecken, und seit dem Februar ist Palmerston, der jähe Siebenziger, Premierminister. Der möchte den Meerengenvertrag zerfetzen, die russische Kriegsflagge aus allen südosteuropäischen Gewässern verbannen, Sebastopol schleifen: und überredet rasch auch Louis Napoleon zur Fortsetzung des Krieges. Franz Joseph will nicht weiter gehen. Heß fordert wieder die Befestigung des Hafens von Warna, eine Seefestung am Bosporus und eine starke Schanzenkette von Krakau bis Galatz. Doch Oesterreich hat nicht mehr mitzureden. Am zwölften Juni 1853 ergeht an das Oberkommando der Befehl, das Heer auf den Friedensstand zurückzuführen und sich dann aufzulösen. Am achten September

fällt der Malakowthurm. Sebastopol, das Bollwerk des Schwarzen Meeres, ist nun in der Hand der verbündeten Russenfeinde. Jetzt fordert Oesterreich selbst die Neutralisirung des Pontos; weder russische noch türkische Kriegsschiffe dürfen da weilen; die Häfen nicht militärisch befestigt werden; alle vorhandenen Befestigungen sind zu schleifen. Wenn Frankreich nicht heimlich geholfen hätte, wäre es Nikolais Erben damals noch übler ergangen. Am dreißigsten März 1856 ist der Pariser Friede zur Unterschrift fertig. Der Sultan erklärt, „daß er des festen Willens ist, in Zukunft den als alte Regel seines Reiches unwandelbar festgestellten Grundsatz aufrecht zu erhalten, der den Kriegsschiffen aller Mächte streng untersagt, in die Meerengen einzulaufen; so lange die Pforte Frieden hat, wird Seine Majestät kein fremdes Kriegsschiff in die Meerengen lassen". Die übrigen Mächte verpflichten sich, „diese Willensbestimmung des Sultans zu achten und sich das verkündete Prinzip zur Richtschnur zu nehmen". Ausnahmen werden nur für je zwei leichte Kriegsschiffe jedes Signatarstaates gemacht, die bestimmt sind, an den Donaumündungen die Freiheit der Flußschiffahrt zu wahren. Rußland ist keine Donaumacht mehr; ist im Pontos und im Asow-Meer ohne Fahrzeug und Festung. Britanien triumphirt. Der Krimkrieg hat die Herrschaft des Union Jack fester gesichert, als Nelson und Napier vermocht hatten; und der Kranke Mann braucht im fest verschlossenen, doppelt verriegelten Haus fortan nicht vor dem grimmigen Protektor zu zittern.

Fünfzehn Jahre lang hat dieser Zustand gewährt. Beust hatte schon 1867 versucht, den Russen die Pontosfreiheit zurückzugeben, Moustiers Zustimmung aber nicht zu erreden vermocht. Am einunddreißigsten Oktober 1870 sagt Gortschakow in einer Cirkulardepesche an die europäischen Regirungen: „Seine Majestät der Kaiser aller Reussen kann sich nicht länger an die Bestimmungen des Pariser Vertrages gebunden erachten, die Rußlands Souverainetätrecht im Schwarzen Meer einschränken." An der Themse berathen die Mächtevertreter. Der Londoner Vertrag vom dreizehnten März 1871 bestätigt noch einmal die convention des détroits von 1841, giebt, im Zweiten Artikel, aber dem Sultan das Recht (la faculté), „in Friedenszeit den Kriegsschiffen der befreundeten und verbündeten Mächte die Meerengen zu öffnen, wenn die Pforte es für nöthig hält, um die Ausführung des Pariser Vertrages zu sichern und ihre Integrität gegen Angriffe zu schützen." Wieder eine Ausnahme; wieder eine Klausel, die mißverstanden werden konnte und mißverstanden worden ist. Artikel 63 des Berliner Vertrages von 1878 schafft kein neues Meerengenrecht, sondern bestätigt das 1841, 1856 und 1871 Vereinbarte. Dreizehn Jahre später giebt (in einem turko-russischen Sondervertrag, also nicht mehr unter der Kontrole und Garantie der Großmächte) die Pforte den unter der Handelsflagge fahrenden, meist zu Militärtransporten benutzten, aber nicht armirten Schiffen der „Freiwilligenflotte" Rußlands die Meerengen frei. Der Irade vom zehnten Dezember 1895 gestattet den Signatarmächten des Pariser und des Berliner Vertrages, je ein zweites Gesandtschaftschiff leichter Sorte durch die Dardanellen laufen zu lassen; diese Schiffe dürfen da aber

nicht Anker werfen. Den Anspruch anderer Mächte, Stationschiffe dicht an die Dardanellenschlösser heranzuschicken, hat der Sultan zurückgewiesen.

„Wenn fremde Schiffe je das Recht zu freier Fahrt auf dem Schwarzen Meer erlangen, schlägt dem Osmanenreich die Sterbestunde." Fast ein Vierteljahrtausend ist das Türkenwort alt; beinahe eben so lange als unwahr erwiesen. Und nicht länger wird die Geltungdauer der Prophetie sein, die Sichel des Türkenmondes müsse vom Himmel Europas schwinden, wenn russische Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer durch den Bosporus in die Marmarasee und die Dardanerstraße dampfen dürfen. Vor dem Abschluß des Perservertrages wurde in London den Russen die Oeffnung der Meerengen heimlich zugesagt; regte sich nur noch ein leiser Gefühlswiderstand. Seit King Edward in Reval den schmächtigen Nikolai mit Guirlanden umwickelt und von der haltbaren Treue der Britenfreundschaft überzeugt hat, brauchte England das Mittelmeer den Russen nicht mehr zu sperren; mußte es wünschen, sich und seinen Concern im Nothfall durch ein starkes russisches Pontusgeschwader entlastet zu sehen. Immerhin scheute Grey den Schein unfreundlicher Absicht auf die Willensfreiheit der Jungen Türkei, die jeder Bruch des Meerengenvertrages ärgern mußte und an deren Lebenskraft noch kein Zweifel aufkam. Frankreich? Dieser Hauptgläubiger und Christenprotektor im Osmanengebiet wollte erst recht nicht die neuen Männer verstimmen, die sonst vielleicht zu Deutschland und Oesterreich abgeschwenkt wären. Auch durfte, wer wider Aehrenthal für die Unantastbarkeit der Türkei stritt, ihr das Meerengenrecht nicht kürzen. (Daher stammte ja Iswolskijs Wuth: die Annexion Bosniens und der Herzegowina schreckte die Genossen aus dem Entschluß, der ihm Ruhm bringen sollte.) Doch bald war die Gefahr in der Nordsee gewachsen, am Bosporus die Machtblüthe gewelkt. Rußland baute rasch elf Superdreadnoughts, viele Kreuzer, Zerstörer, Torpedo- und Unterseeboote (sämmtlich für europäische Gewässer bestimmt), einen modernen Kriegshafen und (in Finland) eine starke Flottenstation. Dieser Eifer eines von der Seeseite nicht Bedrohten, der, nach dem Wort eines demokratischen Dumamitgliedes, den Westmächten eine nagelneue Flotte schenkt, muß belohnt werden. Unter Englands Auspizien wird das franko-russische Marineabkommen vereinbart, das die Triple-Entente in einen Dreibund wandelt (dem Deutschen Reich wird weder vor noch in Baltisch-Port offiziell Etwas davon gekündet) und die Zusage der Meerengenöffnung in feierlicher Form erneut. Wirklich: Herr Sasonow braucht die Frage nicht laut zu stellen. Sie wird beantwortet (allen Anrainern des Schwarzen Meeres das Duchfahrtrecht, unter vernünftigen Kautelen, gewährt), wenn zwischen Italien und der Türkei der Friede geschlossen und Oesterreich gekirrt oder ins Einverständniß gezogen ist. Um auf Wien zu wirken, läßt man die Thatsache des Marinevertrages ans Licht und verräth, daß zwischen Bulgarien, Griechenland, Serbien die Verhandlungen zum Abschluß fast reif sind und Rumäniens Eintritt in den Balkanbund gegen eine hohe Prämie wahrscheinlich ist. Oesterreich-Ungarn ist seit 1908 auch eine Balkanmacht. Und der anglo-

deutsche Zwist, dessen Widerschein schon so viele unahnbare Wunder erwirkt hat, löst auch den Albdruck der Meerengenfrage endlich von Europas Brust. Dem gegen deutschen Angriff auch ohne was Geschriebenes ihm in der Ostsee verbündeten Rußland öffnet Britanien das Mittelmeer.

Uns brauchte solcher Entschluß nicht Gram zu schaffen. Rußland muß an eisfreies Meer; und wir sähen es lieber in Südost als im Nordwestbereich germanischer Menschheit. Die Oeffnung des Käfigs begehrt es; nicht mehr Konstantins Stadt. Diesen Wunsch Peters, Katharinens und, manchmal, Alexanders, hat schon Nesselrode einbalsamirt. Von den Meerengen winkte die Möglichkeit, Rußlands und zugleich Rumäniens Wassersnoth zu enden. Weil Deutschland und Oesterreich dafür nicht versorgten, mußte Rumänien, nach der Meinung des Herrn Take Jonesku, ihnen schon 1909 den Rücken zukehren. „Nur Denkfaulheit hielt uns seitdem an der Südostflanke des Dreibundes. Hätten wir uns sofort in feste Gemeinschaft mit den Balkanstaaten entschlossen, dann wäre vielleicht der bulgarische Krieg gegen Serbien und Griechenland nicht entstanden, der den Ausbruch des großen Europäerbrandes beschleunigt hat." Das wissen selbst die allem Diplomatengeheimniß Fernsten jetzt aus den rivelazioni di Giolitti. Räth auch der Rückblick auf Versäumtes Berlinern und Wienern noch nicht, stark schon jetzt zu betonen, daß sie, wo, wann, wem zu Leid auch der Friedensvertrag geschlossen werde, die Oeffnung und Sperrung des Schwarzen, Marmara- und Aegäischen Meeres nicht in ihre Bedingungliste aufnehmen wollen? Der Orienttraum Josephs des Zweiten (der doch „um ein elendes Stück Bosniens oder Serbiens" nicht den gefährlichen Kampf gegen Rußland wagen mochte) ist mit ihm bestattet worden; und der Rath seines Neffen Karl, sich auf die Slawen zu stützen und die Vormacht über Südosteuropa an sich zu reißen, lange unter innerpolitischen Bedenken, der Deutschen und der Magyaren, verschüttet. Albanien wird das Sprungbrett italischen Balkandranges; und die Hoffnung auf den rumano-bulgarischen Südslawendeich ist nun geborsten. Der Ruhm, den Russen ihren Hausschlüssel verschafft zu haben, darf nicht den Briten zufallen, deren Königin Victoria ihn, zu Europens Unheil, wie Gortschakow meinte, dem Zaren barsch geweigert und, dicht vor dem Abschluß des Pariser Friedens, an den belgischen Onkel Leopold geschrieben hat: „Englands Politik war vollkommen eigennutzlos und nur von dem Willen geleitet, unseren Erdtheil vor den dreisten und gefährlichen Ansprüchen der russischen Barbarenmacht zu schützen." So dachte die Mutter Eduards, dessen Werberklugheit die Lösung Rußlands vom Deutschen Reich erlangte. Und ein Dichter, der nur slawischer Christ sein wollte, Dostojewskij, hatte in einsamer Vision doch ahnen gelernt, daß Rußland die ihm günstigste Antwort auf die alte Orientfrage im Bund mit Deutschland erstreiten werde, „das im Westen den germanischen Gedanken an die Stelle des römischen und romanischen setzen, uns aber den Osten gönnen will. Diese zwei großen Völker sind berufen, das Antlitz der Welt zu wandeln. Wir Russen müßten die Zeit nützen, in der Bismarck, mit seinem Genieblick, noch am Steuer steht."

Patriotismus.

„Der Patriotismus verdirbt die Geschichte. Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte eines Volkes, wenn man sie dem Leben dieses Volkes vergleicht! Und von dem Wenigen: wie wenig ist wahr! Und ist von dem Wahren irgendetwas über allen Zweifel hinaus? Nicht Alles, was uns als Geschichte dargeboten wird, ist wirklich geschehen; was wirklich geschehen ist, Das ist nicht so geschehen, wie es dargeboten wird; und was so geschehen ist, Das ist nur ein Geringes von dem überhaupt Geschehenen. Sir Walter Raleigh warf das Manuskript seiner Geschichte ins Feuer, weil er Augenzeuge eines Vorganges gewesen war, den andere Augenzeugen, von einander abweichend, auch ganz anders erzählten, als er selbst ihn wahrgenommen hatte. Da trat ihm der Gedanke, daß es keine Wahrheit in der Geschichte gebe, in die Seele; und sogleich faßte er in seinem Unmuth den Entschluß, nicht ferner zur Erhaltung und Verbreitung des Truges mitzuwirken. Wir bekommen stets ein unwahres, ein verzerrtes, ein schiefes und falsches Bild von der früheren Welt. Was der Historiker für Wahrheit hält, ist es nur für ihn. Jeder hat nur seine eigene Wahrheit. Die mathematische Wahrheit aber ist für Alle die selbe. Ein großer Theil der Geschichte ist nichts weiter als ein Klatsch. Mir scheint, daß Faust Recht habe: ‚Was man den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln.‘ Juden, Griechen, Römer haben ihre und der anderen Völker Geschichte nicht unparteiisch vorgetragen, also verdorben. Das thun auch die Deutschen. Der Patriotismus verdirbt die Geschichte. Dem Vaterland können nicht Alle auf gleiche Weise dienen. Jeder thue sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben! Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, daß ich in den Dingen, die mir die Natur zum Tagwerk bestimmt hatte, Tag und Nacht mir keine Ruhe gelassen und keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan habe, so gut und so viel ich konnte. Wenn Jeder von sich das Selbe sagen kann, so wird es um Alle gut stehen. Während der Befreiungskriege ging ich in meinem Wesen fort und suchte zu erhalten, zu ordnen, zu begründen, im Gegensatz zu dem Lauf der Welt. Auch nach außen suchte ich die zu Haus gebliebenen (nicht ins Feld gezogenen) Freunde der Wissenschaft und Kunst aufzufordern, daß sie das heilige Feuer, welches die nächste Generation so nöthig haben werde, erhalten mögen, und wäre es auch nur unter der Asche. In dem Gerede über meine Haltung in jener Zeit fühle ich eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich, Alle, sehr gern los; und da man nun an mein Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voll Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum; und nun endlich gar ohne Gefühl für mein Vaterland und meine lieben Deutschen. Ein deutscher Schriftsteller: ein deutscher Märtyrer! Und

wenn noch die bornirte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein: ein Begabter und ein Talent verfolgt das andere. Jeder sucht den Anderen schlecht und verhaßt zu machen: da doch zu einem friedlichen Hinleben und Hinwirken die Welt groß und weit genug ist und Jeder schon an seinem eigenen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht. Mit dem Nationalhaß ist es ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am Stärksten und Heftigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechsigstes Jahr erreicht hatte. Alle Pfuscherei hasse ich wie die Sünde; besonders die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht. Was heißt denn: sein Vaterland lieben und patriotisch wirken? Wenn ein Dichter sein Leben lang bemüht ist, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnung- und Denkweise zu veredeln: was soll er Besseres thun und wie soll er patriotischer wirken?"

Also spricht Goethe. Noch verglüht die Sonne, unter der, auf deutscher Erde, Lessing den Patriotismus eine heroische Schwachheit genannt und Herder gezürnt hat: „Nationalstolz ist ungereimt, lächerlich und schädlich." Schon aber hat, zehn Jahre vor Bonapartes Einbruch in Deutschland, ehe im Thal, in der Niederung der „bornirten Masse", die nationale Stimmung, Gefühlsspannung entstand, der treffliche Jüngling, den Goethe bedeutsam Hermann heißt, in die Heimath gerufen:

„Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Ja, mir hat es der Geist gesagt und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und Anderen ein würdiges Beispiel zu geben."

Jünglingsüberschwang? Noch spricht von der Lippe der in West erwachsenen Menschen stolzes Volksbewußtsein lauter als von deutscher. Burke: „Aus dem Heimathboden quillt uns Süße, die keines Dichters Kunst uns vorzuzaubern vermag. Hinter der Kindesliebe zu den Eltern, dem stärksten Naturtrieb und Sittlichkeitinstinkt, kommt sogleich die Liebe zum Vaterland. Jedes Wesen liebt seine Brut, das von ihm und aus ihm Geschaffene, jedes aber auch den Ort, wo es geboren, das Heim, worin es gehaust hat, die Weide, auf der es graste, die Wildniß, durch die es streifte. Dieser Trieb ist unausrodbar, er haftet tief im Gedächtniß, löst sich nie ganz aus ihm und bindet das Geschöpf fest an das Land seiner Geburt." Canning: „Stärker als alles Streben nach Besserung des politischen Zustandes, so stark wie irgendein anderer Naturtrieb ist die Liebe zum Vaterland. Ob wirs loben oder tadeln: es ist. Und wir dürfen wohl nicht darüber klagen, daß überall, wo Eroberer einbrachen, die erste Erwägung der Ueberfallenen nicht war, ob die Verfassung

ihres Landes gut oder schlecht sei, sondern, ob der Altar, an dem sie gebetet, das Haus, in dem sie gewohnt, die Gruft, in die sie ihre Eltern bestattet haben, entweiht und fremder Gewalt unterthan werden solle." Rousseau: „Die Gewohnheit, die aus nationalen Einrichtungen und Sitten entsteht und ein Volk von jedem anderen unterscheidet, ist nicht zu entwurzeln; und aus ihr sproßt die Vaterlandliebe, die jeden Volkstheil in der Fremde, auch unter Genüssen, die ihm die Heimath nie bieten konnte, von Heimweh siech werden läßt." Lamartine: „Den Völkern ist die innere Freiheit nicht so wichtig wie die Wahrung der Nationalität. Die Freiheit ihrer Staatseinrichtung werden sie eher opfern als Namen und Scholle." Rückerts Weisem ist nur der Himmel das Vaterland. Fichte ruft, vor seinem Tag von Damaskus: „Mögen die Erdgeborenen, welche in der Scholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Vaterlandes bleiben: sie behalten, was sie wollen und was sie beglückt; der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich dahin gezogen werden und sich wenden, wo Licht und Recht ist. Und in diesem Weltbürgersinn können wir dann über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage." Aus den Reden (des von Bonaparte und von Censorseifer Empörten) an die deutsche Nation pocht ein schnellerer Puls; schmettert ein Lerchenlied. Paulus war Saulus geworden.

In der berliner Akademie der Wissenschaften hat, ein Halbjahrhundert nach Goethes Tod, Emil Du Bois-Reymond gesagt: „Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, finden wir etwas dem Stammgefühl Aehnliches, wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen der selben Gesellschaft und in Feindsäligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven großzuziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen und fallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkerschaften zu. Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenschenhäuptlings beim Kampf seiner Horde um einen Jagdgrund oder eine Austernbank und denen Rostoptschins, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges, wie viel des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigernden Entwickelungprozeß der Menschheit das Nationalgefühl zu einer der mächtigsten Triebfedern unserer Handlungen. Das römische Nationalgefühl ist die Karikatur des hellenischen. Von seinem ersten Auftreten an sehen wir das Römervolk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zu Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an der Arbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern, aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Knaben, die wir, sonderbarer Weise, in Bewunderung des Römerthumes erziehen, daß,

wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit Hannibal und den Töchtern Karthagos ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kampf abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einflöße, welche Karthago schleift, wie sehr auch die auf so vielen anderen hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergröße blende, endlich, welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten: das ‚Tu regere imperio populos, Romane, memento' ist aus jenem zum Wahn verkehrten Nationalgefühl gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat. Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier, in Berlin, Friedrichs Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen Maupertuis, später den Piemontesen Lagrange; in Paris, eine literarische Rolle spielend, die Deutschen Holbach und Grimm, den Neapolitaner Galiani. Philanthropie ward die Losung der Zeit. Der Kosmopolitismus, zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie politisch gleichgiltig; und die deutsche Literatur der klassischen Periode ist gerade einzig dadurch, daß sie allen Völkerstimmen gelauscht, in allen Tönen sicht versucht, in hellenischem Schönheitsthau sich gesund gebadet und mit Shakespeares Genius Umgang gepflogen hat. ‚Ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke'; und nichts verfehlter und widerwärtiger zugleich als das Bestreben ungebildeter Agitatoren, Schiller zu sich ins Parteigewühl herabzuzerren und ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im ‚Tell', denen eine Menge anders klingender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinn des Wortes aufzubauschen. Nationaler Dichter war er, ja: aber sofern Weltbürgerthum das echte deutsche Nationalgefühl ist. Während Deutschland sich in kosmopolitischen Träumen wiegte, bereitete sich jenseits des Rheines der Umschwung vor, der das Nationalgefühl auf lange Zeit zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Ueberall in dem vom ersten Napoleon zertretenen Europa erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten Nationalgefühles. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts war die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue Deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen. Ein Gefühl, das solche Thaten vollbringen hilft, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dieses Gefühl hat das Große, daß es zu opferfreudiger Hingabe bis in den Tod spornt; es hat das Schöne, daß vom Palast bis zur Hütte jeder nicht ganz verwirrte Sinn sich zu ihm bekennt; es hat das Edle, daß es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten; denn mit fremden Federn sich schmücken, ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolz richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und Derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen. Fraglich ist aber, ob die erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einen Theil des Volkes ausübt, nicht durch den Schaden überwogen wird, den es stiftet, indem es zur Ueber-

schätzung der eigenen, zur Unterschätzung der fremden Vorzüge verleitet; und die neuste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, daß er seine Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk ein gefährlicher Zustand, dem Narcissus ähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Praktisch wie ethisch war dem heutigen Zustand der Deutschen der Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unterlegenheit zu bekennen pflegten. Gerade, weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie, wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des Menschengeistes in allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen keinen Dienst. Das Nationalgefühl der Griechen war unbewußter Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgefühl der Deutschen ist bewußter Kosmopolitismus, weil die Deutschen von der geistigen Höhe, auf der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen."

So durfte, an einem Feiertag der sichtbarsten deutschen Akademie, in der Hauptstadt des siebenjährigen Reiches ein Kelte sprechen, der am zwanzigsten Juli 1870, am Morgen nach Frankreichs Kriegserklärung, seine Vorlesung mit dem Satz begonnen hatte: „Vergessen Sie, daß ich einen französischen Namen trage, und lassen Sie uns an die Arbeit gehen." Der Blick des Naturforschers und Anthropologen sah den Quell des Gefühles (das, in neuer Färbung, dem nicht politisch Empfindenden jung scheinen mußte) in der Zeit, da Rousseau den Parisern die Römertugend pries, die Gracchen und Scipionen wieder in die Mode kamen, die Männer des revolutionären Schreckens 1792 ein Volksheer (levée en masse) aus der Erde stampften und Bonaparte von dieser Empfindensströmung den Gang seines Glücksschiffes schleunigen ließ. Die Mitwirkung des Wehrstandswandels hat Du Bois kaum nach Gebühr ermessen. Gewiß ist, daß Deutschland nicht die Heimath dieses Wandels war. Danton hatte, zum ersten Mal, die Nation zu den Waffen gerufen. „Handelt, Bürger! Das Heil der Republik fordert That, nicht Rede. Wir müssen den Feind schlagen; dann ist Zeit, den Meinungstreit der Bürger auszufechten. Die uns vernichten wollten, werden die Nationalschuld zu tilgen haben. Untergang dem Feind! Wer zur Rettung des gefährdeten Vaterlandes seinen Dienst weigert, ist ein erbärmlicher Verräther." Der Ton war neu: wie der Versuch, alle Kräfte der Volkheit dem Kampf zu verpflichten, der sonst Söldnersache gewesen war. Und er mußte da Widerhall wecken, wo von den selben Kräften ein anderes Volksthum gewürgt, vor der Pforte seines Schicksals, seiner Einheitzukunft in Ohnmacht hingeworfen werden sollte. Nach Napoleons Sieg beschwört Blücher den jüngeren Scharnhorst, „für eine Nationalarmee zu sorgen; Niemand auf der

Welt muß eximirt sein!“ Paragraph Eins in Scharnhorsts Entwurf zur Bildung eines Reserveheeres lautet denn auch: „Alle Bewohner des Staatsgebietes sind dessen geborene Vertheidiger.“ Der Ostpreuße, Kantschüler, Organisator und Dichter Boyen mahnt: „Wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande, zu vertheidigen Thron und Herd!“ Der selbe stille Held führt, als der Korse nach Elba, ins erste Verließ, geschickt worden ist und die Möglichkeiten eines Deutschen Bundes geprüft werden, die wichtige Fehde gegen die Absicht auf eine Wehrverfassung, der, einem Gemisch aus Heereseinrichtungen Oesterreichs, Hannovers und der Rheinbundesmächte, Preußen ererbtes und erworbenes Gut opfern solle. „Preußen kann seinen Standpunkt in Europa nur behaupten, wenn es die größere Uebereinstimmung seiner Einwohner, die bessere Bildung seines Adels und Bürgerstandes auf das Kräftigste zu einem eigenen Kriegssystem benutzt. Wer diese nationalen Vorzüge einer augenblicklichen philanthropischen Idee aufopfern wollte, wäre nicht allein ein Feind Preußens, sondern er würde auch die Willenskraft vernichten, durch die sich Preußen seit dem Großen Kurfürsten in Europa hielt.“ Boyen ist jetzt Kriegsminister. Grolmann, auch Einer aus Scharnhorsts engem Kreis, schafft dem Generalstab die Verfassung, die den ihm Angehörigen den gesunden Wechsel von Theorie und Praxis, den Eintritt in die Linie und die Rückkehr in die Strategenwerkstatt ermöglicht. Blücher kann jauchzen, in Preußen trenne keine Grenze mehr den Bürger- vom Kriegerstand. Tiefer langt, bis an die Wurzel der Gewalt, die heute durch den Erdtheil braust, Gneisenaus Wort: „Der dreifache Primat der Waffen, der Konstitution, der Wissenschaft ist es allein, der uns zwischen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann.“ Das Wehrgesetz, das Friedrich Wilhelm der Dritte im September 1814 unterzeichnet, verpflichtet, fast mit den selben Worten, die Scharnhorsts Genius an die Spitze des Entwurfes von 1807 gestellt hat, jeden Eingeborenen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Jeder Wehrfähige muß neunzehn Jahre lang zum Waffendienst bereit sein und wird erst an der Schwelle der Vierzig aus dem Zweiten Landwehraufgebot entlassen; dem Landsturm pflichtig ist alles irgendwie Taugliche zwischen Siebenzehn und Fünfzig. Ist die Last allzu schwer? In seinem Buch „Vom Kriege“ hat Oberst Rühle von Lilienstern gefordert, daß gerade in einem freien Staat jeder Blutstropfen Etwas vom Eisengehalt des Krieges habe; nicht ein totes Werkzeug, das man erst in der Nothstunde aus dem Winkel hole, dürfe das Heer sein, sondern der gewaffnete Arm des Staates, ein dessen innerem Leben fest eingefügtes Glied des Gemeinwesens; nur, wenn alle Staatsinstitutionen, alle Wissenschaft und Gesinnung zugleich von den guten Geistern des Friedens und des Krieges durchdrungen sind, bleiben die erhaltenden Kräfte, Muth, Gehorsam, Ehrgefühl, dem Volksleben völlig gewahrt. Als eine Aufgabe des jungen Jahrhunderts erkennt er diese: „Die Heere zu nationalisiren und die Völker zu militarisiren.“ Die Folge des Trachtens, an dessen Ziel die Bewältigung dieser Aufgabe lag, mußte eine Steigerung (auch in der Tonstärke) des Pa-

triotismus sein. Aus jeder Volksnoth reckt sich, je nach dem Klima in verschiedenem Kleid, Dantons, Scharnhorsts, Rühles Gedanke ins Morgenlicht. In Preußen schnarrt er wohl manchmal lauter, als nöthig wäre; verzerrt sich fast nie aber in Ruhmprahlerei, deren Abbild in Rom des Plautus „Miles gloriosus", im Frankreich der Orleans und des dritten Napoleon (nach dem Rekruten auf den Lithographien Charlets) „Chauvin" heißt. Als der letzte Bonaparte vom Thron gestolpert, sein Heer gefangen, verblutet oder noch in Festungen eingepfercht ist, ruft Gambetta alle brauchbaren Männer guten Willens zu den Waffen. Schon von diesem Aufruf, wähnt er, wankt Deutschlands Zuversicht; „der Born seiner Wehrkraft ist beinahe erschöpft und erschreckt sieht es, wie unser überrumpeltes, schutzloses Land im Lauf von vier Monaten achthunderttausend Mann auf die Beine gestellt hat: währt dieser Willensaufwand fort, dann schlägt unserer (bis an die Loire von deutschen Truppen besetzten) Republik die Stunde der Befreiung." Das ist die Redensart von gestern, von heute. „Kanonen! Munition!": Senator Humbert. „Die Fahne der Republik aufs Fabrikdach!": Senator Berenger. „Eine Sintfluth von Granaten!": Minister Lloyd George, Das ganze Volk, das ganze Land soll, nicht mehr eine dazu vorgedrillte Kaste, die Kriegführung sichern. Und damit es zu solcher Hingabe, Jeder zum Opfer von Gut und Blut willig werde, muß es sich als Sonderheit empfinden lernen, in Meereswirbeln als eine Insel, die anders ist als alles andere Eiland und von keiner Küste, nahen oder fernen, Lebensrettung zu hoffen hat. In das Vaterland, dem Jeder den letzten Hauch hingeben muß, schlägt die Flamme mit einer Brunstgewalt, die alte Welten nicht kannten. Ihr Flackerschein stiebt weithin über die Grenzen und winkt alles Verwandte, Zweige und Schößlinge, in die Schutzgemeinschaft. Volk, Stamm, Rasse: was zusammengehört, soll in unlösbare Einheit zusammenwachsen. Das Vaterland, unter dessen Schirm verschiedene Völker geschaart sind, welkt zum Begriff; ist nicht mehr Vaterland. Jeder Stamm ersehnt, daß sein Wipfel Hoheitzeichen und Heimathdom sei. Patriotismus wird Nationalismus.

In der Zeit, da Decius Kaiser im Römerreich war, wurden allüberall die Christen geächtet. Im Land Effrasi that es der Kaiser selbst. Sein Gebot zerstörte die Gotteshäuser und hieß die Christen martern oder rasch töten. Nun waren in Ephesus sieben Männer, Malchus, Maximinianus, Serapion, Marimon, Konstantinus, Dionysius und Johannes, die den Tod so sehr fürchteten, daß sie all ihre Habe verkauften und mit dem Geld aus der Stadt in den Berg Celon zogen. Von dort schickten sie, wenn Nothdurft sich regte, je Einen nach Speise. Weil sie von solchem Zubringer eines Tages vernommen hatten, die Christenverfolgung wüthe fort und suche bis in den dunkelsten Winkel die Opfer, beschlossen sie, ihren Schmerz, ihre Angst einzuschläfern. Betteten sich auf Felsstein und entschlummerten dem Furchtgefühl. Doch Angeber hatten dem Kaiser gemeldet, in welchen Berg diese Sieben geflüchtet seien. Jach fuhr er auf; befahl zornig, daß man den Berg

vermauere, damit die Ketzer Hungers stürben; und ritt danach gen Rom zurück. Als er gestorben war, kehrte sein Geschlecht sich, ein Fürstenherz nach dem anderen, in den neuen Glauben. Und kam der liebe Herr Theodosius, des Namens der Zweite, und waltete nicht unmilder denn der frömmste Christ. Den Berg und die Höhle der Sieben aber hatte Einer erworben, der Talus hieß. Ein Haus dran gelehnt und, weil er Vieh hielt und Ställe baute, die auf den Wink des Decius gemörtelte Mauer niedergerissen. Da erwachten, von Gottes Ruf, die Flüchtlinge aus dreihundertjährigem Schlaf. Schüttelten die stiefen Glieder; spürten des Hungers Kratzfinger; und sandten den Malchus nach Speise. Vor dem Höhlenloch liegen Steine. Welchen Feindes Hand wälzte die wohl vors Lager? Scheu schleicht er sich in die Stadt ein. Findet ein Ephesus, das er nie sah; und hört auf offenem Markt des Christengottes Allmacht preisen. Seit wann ist Solches erlaubt? Vor den Bäckereitisch tritt er, wählt Brote und zählt seine Heller aufs Brett. Spricht der Bäck: „So wunderlich alte Münze, die kein Lebender noch kennt, handelt Dir nirgends hier Waare ein." Wie denn? Was gestern galt, ist heute entwerthet? Um Malchus, den seltsamen Vogel, wird Gedräng; und er bebt von Angst, vor Decius geschleppt und grauser Pein überliefert zu werden. Kommt aber zum Verhör vor den Erzbischof und den Oberrichter Antipater. „Woher die alte Münze? Hast einen Schatz ergraben? So zeige ihn uns. Vom Vater hältst Du das Geld? Ein Zwanzigjähriger Heller mit dem Bilde des Kaisers Decius? Selbst erweisest Du Dich als einen Trüger. Denn seit dem Tode des Decius gingen zweihundertundsiebenzig Jahre." Erzbischof, Richter und Volk geleiten den staunenden Malchus in den Bauch des Berges Celon. Die sechs Gesellen sind wohlauf; und bestätigen die Meldung des siebenten. Die Kunde lockt den guten Kaiser Theodosius herbei. Der schaut die Männer an, grüßt sie kniend als Heilige und pflückt von ihrer Lippe viel alte Wissenschaft. Nagt nun noch irgendein Zweifel an Urstandswahrheit? Juden und Ketzern künden, auf des Kaisers demüthiges Ersuchen, die Sieben, daß der Mensch vom Tod auferstehen und, jeder, vor Gottes Richterstuhl muß. Wer, droht Theodosius, fürder zweifelt, ist des Todes. Davor verkriecht der ärgste Ketzer sich gern in den Fels des befohlenen Glaubens. Noch berichten die Sieben, daß Petrus und Paulus in Rom begraben seien, allwo der Caesar sie finden könne. Dann beugt ihr Haupt sich vor ihm; und lässet des Lebens Odem verströmen. Theodosius weint um sie. Befiehlt, die kalten Leiber in Purpur zu kleiden und aus edlem Stoff den höchsten, breitesten, köstlichsten Sarg zu wölben, der je erblickt ward. Darin ruhen die Sieben.

Deren Vaterland war nicht das Römerreich: war Jesus. Die entrannten dem Vordrang feindsäliger Macht, regten, wider sie zu kämpfen, nicht einen Finger: und stiegen aus Menschenfurcht in Heiligkeit. Ohne Willensanstrengung; im Schlaf. Nach dem Psalm Salomonis: „Wo nicht der Herr das Haus bauet, da ist alles Bauwerk vergebens. Wo nicht der Herr die Stadt behütet, da wachet der Wächter ohne Nutz. Fruchtlos bleibt, daß Ihr früh aufstehet, lange sitzet und mit dem Salz der Sorge Euer Brot esset. Denn:

auch wenn sie schlafen, giebt der Herr es den Seinen." Und sein sind, die das Uebel dulden oder fliehen, nicht dawider ringen, das tägliche Brot von Himmels Huld, nicht von Arbeit, erhoffen und sorgenlos, ohne Dach und Wächter, entschlummern? Die erwachen erst, wenn die Stunde der Wunscheserfüllung schlug, ihr Glaube aus Einjochung sich in Herrschaft bäumte, Decius gestorben und Theodosius auf den Thron gelangt ist. Sie wollten nicht handeln; nicht einmal wollen. Patrioten waren sie nicht; konnten aber Heilige werden. Durch Rußlands Steppe und Schwarzerde summt heute noch der Christchor. Wer, blind und taub, schlafend vertraut, wird gekrönt.

Mit dem Ehrentitel des Patrioten. Den weigert der Gemeindehirt Jedem, zu dem Sorge durchs Schlüsselloch schlich. Hundert Jahre seit der Geburt der Wehrverfassung, die das Nationalgefühl tiefer einwurzelte, der Liebe zum Vaterland, Kinderland, dem Willen zu trotziger Wahrung der Volkssonderheit einen stärkeren Fittich schuf: und noch immer muß, wer eine vom Massenempfinden (dem, bedenket, der Masse eingedrillten) auch nur im Geringsten, in sachter Kurve, abweichende Meinung hegt und nicht hehlt, seinen Patriotismus erweisen. Noch immer. Als wärs Verdienst, nicht natürlicher und drum selbstsüchtiger Drang, des Vaterlandes Glück und Aufstieg in helleren Glanz zu wünschen. Ihn zu fördern, kann Opfer kosten. Ihn laut zu wünschen, ist mühlose Lungenarbeit, die nicht Zins bringen dürfte. Eigennutz bände die kältesten Herzen ans Schicksal der Heimath; ihr Blühen und Welken, ihr Reichthum und Mangel ist uns, Allen und Jedem, Verhängniß. Da ein nicht völlig von Vernunft Geflohener niemals zaudern kann, ob er das Vaterland lieben, kühl, als ein gleichgiltiges Nebending, betrachten, hassen, angeifern solle: warum steht jeder nicht in alle Oesen Oeffentlicher Meinung Verhakter sein Leben lang unter einem Paßzwang, unter dem Gebot, vor Zugbrücke und Schlagbaum, ehe sie sich ihm öffnen, den Beweis zu liefern, daß seine Patriotenpapiere in Ordnung und an der zuständigen Stelle gestempelt sind? „Bismarcks Schuld! Der hat ganzen Parteien das Nationalgefühl abgesprochen und rechtschaffene Männer, weil sie anders wollten als sein Eigensinn, Reichsfeinde gescholten. Dieser Mißbrauch wirkt fort und zeugt aus dem Schoß neuer Zeit neues Unheil." Bismarck war ein fehlbarer Mensch und, mit stämmigem Wesensumfang und dünner, von unzarter Hand leicht verletzlicher Rinde, der Nachbarschaft durchaus nicht bequem. Der Schuldspruch müßte dennoch von ihm abtropfen wie Wasser vom Entenflügel. In junger Eichenschonung war er Förster; Hüter, auch Schöpfer und Verantwortungträger in einem neuen Reich, das anders geworden war, als Viele erträumt oder erstrebt hatten. „Anfangs hatte man eine gewisse Weihnachtfreude daran; aber was man hat, verliert bald an Werth; man wills nicht mehr und zieht vor, was man nicht hat." Windhorst, Richter, Bebel wollten nicht anders als der Kanzler, sondern: Anderes; von der giltigen scharf unterschiedene Vertheilung der Macht und der Rechte; ein Reich, in dem der Welfenstaat auferstand, die Parlamentsmehrheit früh die Amtszinne besetzte; eine Republik, die das Einzeleigenthum der Ge-

sammtheit gab und Selbstsucht nicht als Sporn, nicht als Zünder zuließ. Seines Reiches Feinde dünkten sie ihn, nicht jedes kräftigen Deutschenreiches. Seine Rüge hatte härtere Borsten, als für die Striegelpflicht nothwendig war: weil er Jahrzehnte lang die selben Gestalten als lebendige Hemmnisse vor sich sah, gegen sie, auf der Höhe und in finsterer Tiefe, sich mühsam durchsetzen, immer wieder durchpauken mußte, gegen ihre Weissagung im Heldenbezirk des Gedankens siegte; und weil ihn wurmte, daß sie unfreundliches Ausland in die Vorstellung überreden konnten, des umneideten Reiches Anker schleife an rostender Kette durch schwanken Moorgrund. Der rechte Patriotismus war ihm selbst, von rechts und von links, so oft, noch, als er im höchsten Preußenamt saß, sammt dem Ehrenrecht des guten Bürgers, aberkannt worden, daß er vor solcher Vehmung anderen Meinens zögern mußte. „Berliner Nachrichten sagen mir, daß man mich am Hof als Bonapartisten bezeichnet. Im Jahr 1850 wurde ich von unseren Gegnern verrätherischer Hinneigung zu Oesterreich angeklagt und man nannte uns die Wiener in Berlin. Später fand man, daß wir nach Juchten röchen, und nannte uns Spreekosaken. Ich habe auf die Frage, ob ich russisch oder westmächtlich sei, stets geantwortet: Ich bin preußisch; und mein Ideal für auswärtige Politiker ist die Freiheit von Vorurtheil, die Unabhängigkeit der Entschlüsse von den Eindrücken der Abneigung oder der Vorliebe für fremde Staaten oder deren Regenten.“ Preuße; aber bereit, von sorgender Liebe und feinhäutigem Gewissen sogar verpflichtet, Alles, was ihm an Preußens Politik, drinnen und draußen, mißfällt, schroff zu tadeln. Um Ozeansbreite weitab von dem Vertrauen, das Altenglands Staatsrechtssprache „theologisch“ nannte. Dennoch, scheint uns heute, ein Patriot geraden Wuchses und strammen Ganges. Nicht von Denen, die sich vor Gefahr verkriechen und als Heilige in eine gelüftete, wohnliche Welt erwachen. Der Mißbrauch des klingenden Wortes, des edlen Begriffes war vor Bismarcks Machtzeit; hat sie, hat ihn (dem man den Geist, nicht das Räuspern und Spucken abgucken müßte) überlebt. Wann lernen Deutsche, daß Patriotismus, wie Sittlichkeitempfinden, bis nach gelungenem Gegenbeweis vorausgesetzt werden muß?

Den Bürgern älterer Staaten ist er die Konstante, die in jeder Rechnung unwandelbar bleibt. Weil Mr. Smith mit den Ministern Seiner Huldvollen Majestät, mit der Finanzirung, industriellen Vorbereitung, dem Gang des Krieges nicht ganz zufrieden ist, soll er kein Patriot sein? Unsinn. Er möchte ja nur, daß Alles noch besser werde. Wenn er in der Alberthalle behaupten wollte, die Deutschen seien weder bis an den Hals im Unrecht noch im Feld Barbaren, ihre Kriegführung sei hohen Lobes würdig und ihr Sieg wahrscheinlich, Mannschaft und Geräth tauglicher als ihrer Feinde: durch Verbot würde er nicht gehemmt; von den Hörern vielleicht ausgehöhnt und sicher in die Narrenzunft eingereiht, doch nicht bestritten, daß er auf seine Art, auf täppisch blöde, Muth gezeigt habe und dem Vaterland mit bitterem Trank nützen wolle. In Presse und Parlament wird ohne Zimperlichkeit bemäkelt und angegriffen. Niemals darf die civile Gewalt der militärischen unterge-

ordnet, der freie Bürger nicht in steten Wehrdienst gezwungen werden; lieber schnellen Reichstod als preußische Fron. Die Bundesgenossen schlucken zu viel Geld; just in Noth ist John Bull sich selbst der Nächste. Der erste Plan zur Dardanellenforcirung war Eselswerk; eine Schande, daß solche Stümper für Britanien handeln dürfen. Der Kriegsminister hat unwirksame Geschosse bestellt; wäre überhaupt an der Front nützlicher als im Verwalterhaus. So gehts in jeder Sitzung; oft noch schlimmer. Trotzdem die Flügelmänner der Fraktionen die Regirung bilden, die also auch leise, im Freundschaftkämmerchen der Parteiverbände, zu mahnen, zu rüffeln wäre. Niemand denkt daran, den Nörglern Patriotismus abzusprechen. Deren Söhne fechten und bluten; schwache oder muthlose schanzen draußen oder schwitzen daheim fürs Heer. Der Väter Schicksal klebt an Englands. Wird das Vereinigte Königreich morsch oder sinkt es in Schutt, dann verarmen, verelenden sie mit ihm. Und sollten, was sie nährt und vor Fremden ansehnlich macht, nicht lieben? Aus seinen Augen zu sehen, zu schielen, ist Menschenrecht. Vierzig Millionen Hirne unter einem Hut: Knabentraum; und kein schöner. Optimismus ist, wie Zungenruhe, nicht Bürgerpflicht, sondern wird als Gefahr empfunden. Aus keinem Schlunde der Angst bellt der Warnruf, die Stimmung des Hauses zu trüben, den Mann auf der Straße in Schreck zu jagen, im Ausland den Glauben der Freunde und Feinde an britische Macht zu erschüttern. Die sind, sämmtlich, nicht von gestern; und wissen, daß nur der Starke sich gestatten darf, so hüllenlos auf sichtbare Walstatt zu treten. Der Teufel hole die Lords und Gentlemen, die unter dem Kelter der Volksnoth noch an Eindrucksränder und Stimmungmache denken! Aus Gewordenem und Werdendem das Beste zu gewinnen, was ernste Menschenkunst vermag: nur darauf kommts an. Und weil solcher Gewinn erst möglich wird, wenn Allen klar ist, was fehlt, und Aller Trachten sich zu dem Erzwillen ballt, jeden Mangel schleunig zu enden: deshalb mußte, auch wenns den Eindruck häßlich verschrammte, ohne Rückhalt geredet werden.

Wir sträuben uns gegen die Einbürgerung solchen Brauches: und könnten seine Heilsamkeit doch aus nüchterner Nachprüfung erkennen lernen. Würde im Reichstag, in Preußens Landtag verstiegene Hoffnung geduckt? Von einem Minister oder Staatssekretär das Feuer des Redners gedämpft, das mit Flakkern und Rauch nackte Wirklichkeit einschleiert? Nicht leicht entschlösse sich Einer, den festlich besonnten Film eines Schwärmerwahnes aus dem Kontakt zu schalten. Die dreifach in Bedingniß geklammerte Erwähnung der Möglichkeit, daß den Feinden der Sieg leuchte, wird, in einer Rede, deren Kopf und Mittelstück von Zuversicht glitzert, von allen der Mode gefälligen Opiaten trieft, in Wuthrufe („Das jiebts nicht! Ausjeschlossen!") verscharrt. Nicht um einen Fahrenheitstrich soll der Einzelne unter den Wärmegrad des Gesammtempfindens sinken. Siebenzig Millionen, bis ins Winzigste, eines Sinnes und Urtheils: ist Das glaubhaft möglich? Könnte der Schein auch nur Nutzen stiften? Er ließe auf Mechanisirung schließen; und aus Organisirung kam Preußens, kommt Deutschlands Stärke. Je hastiger wir uns um Ein-

muth und Einstimmung bemühen, desto weiter hallt die Feindeslosung: „Alles von hoher Obrigkeit befohlen und eingetrichtert!“ Was wir reden und thun: Widerhall und Wirkung der Befehle, denen auf dem Fleck gehorcht werden muß. Solche Vorstellung ist Aberwitz; doch, leider, auch Folge des Strebens in Kriegsuniform, in Gleichheit aller Denkform und Gefühlsfarbe. Weh uns, wenn Patriotismus je ein Feind der Persönlichkeit würde! Keines Sieges Gewicht wöge die Seelenlast auf. Deutschlands edelster Besitz schwände, der Erdenkinder höchstes Glück, Persönlichkeit, und die Enkel sähen und hörten Kempelens Androiden werkeln, wo aus Männergeist. Männerwillen einst einer Gottheit lebendiges Kleid gewirkt worden war.

Schmerzende Wahrheit ist bittere Arzenei. Höret die Feinde; den Schimpfern selbst leihet des Ohr. Eure Nase, Euer Gaumen muß ahnen, was im Hexenkessel des verriegelten Jenseits gekocht wird. Wer in diesem Krieg noch nicht Augenfurcht und Ohrenekel verlernt hat, ist seiner Helden unwürdig. Die sind hart, ernst, klar; und wollen nicht in jeder Gefechtspause nur Hurra und Eiapopeia hören. Auch nicht, daß sie auf jedem Feld nur Memmen, Wortgauner, Strolche bekämpfen, besiegen. Die Krieger leiden des Krieges Noth und schauen des Krieges Ziel. Die Vernunft ihrer Seele empfindet, wie wohlfeil der Lungenaufwand, Tintensturm Derer ist, die neun Zehntel des Weltalls in Staub beugen und (zu Haus) nicht rasten wollen, ehe jedes Herzenssehnen Germaniens gesättigt ist. Das vermag der Dreikäsehoch so leicht wie der lange Lümmel Hans Fürchtegott Unabkömmlich. Beiden klatscht die verleitete Menge (leider nicht aufs Fell) und Beide räkeln sich heroisch, wenn „schlappe Kerls“ nicht alles Erhoffte der deutschen Scholle verwurzeln konnten. Der Krieger siegt, noch der letzte Mann in der hintersten Linie, durch gebändigte Persönlichkeit. Die möchte er nicht aus der wachsenden Heimath roden. Fernher zürnt leise drum seine Stimme: „Werdet geduldig und duldsam! Gesinnungschnüffelei lebe fortan nur als Kinderkrankheit des Reiches noch, als Schreckbild, im Gedächtniß Künftiger. Möchtet Ihr weiter schlafen, bis Theodosius krönt, was Decius gemartert hat, und den von Hunger aus der Furchthöhle Gelockten Heiligkeit winkt? Stolz sind wir der schwersten Arbeit unterthan; Kameraden, die dem Herrn, nicht dem Schein der Herrlichkeit, gern gehorchen. Stolz aber und im Innersten frei wollen wir auch das Volk fühlen, dessen Geist und Wirthschaft uns das Schwert geschmiedet hat und vor Scharten bewahrt. Nicht als einen Schwarm fuchtelnder oder schläfriger, heute berauschter oder morgen schlotternder Seelenrümpfe, aus denen kein Haupt sich himmelan hebt. Uns die Qual, Euch das Geprahl: solche Theilung taugt nicht. Unerbittlich, auf Begehrensgletschern, unter dem Stachelpanzer die Wikingerlosung ‚Alles oder nichts‘: wir würden durch That entschuldigt, wenn wir so wären; sind aber nicht. Euch schüfe solches Gebahren Spott. Pflanzet die Wollensgemeinschaft, in die wir einst, die dann noch Ueberlebenden, zu ernster Freude heimkehren können. Deutschlands Würde und erlangbares Glück: im Trachten nach diesem Kriegsziel sind Alle einig. Kleinkram mag Jeder betrachten,

wägen, ermessen und werthen, wie seines Wesens Sonderart heischt. Sonderheit ist die uns nöthigste Friedensmunition; Eigensinn werde fortan nicht gescholten: gelte als die Zier, der Orden thätig wirkender Deutschen.

An Herrn Poincaré.

Rouget de Lisle, dessen Erdenrest Ihr Wille in das Pantheon, in die Gruft der größten (oder von einer Zeitstimmung in Größe gereckten) Franzosen, bettet, bot in seinem Erlebniß dem Nachredner brauchbaren Stoff. Ein kleines, mageres Kerlchen aus Hochburgund (Franche-Comté); aus dem Jurabezirk des Sequanerlandes, das den Römern einst Drittes Deutschland hieß. Ein Lieutenant wie andere Lieutenants aus der Zeit der Revolution, denen das Blut in die Schläfe stieg, da sie vernahmen, die neue Freiheit, die von Danton und Robespierre der Gewalt abgerungene, werde von den „Tyrannenheeren" Oesterreichs und Preußens bedroht, die sich dem aus Frankreich entflohenen Adelsklüngel verbündet haben. Seit, am zwanzigsten April 1792, die Nationalversammlung den Abwehrkrieg beschlossen hat, träumt jeder Offizier vom Ruhm des Vaterlandes und von rascher Beförderung in höheren Rang. Dem stillen Rouget, der schüchtern mit den Musen tändelt, hat Fritz Dietrich, der Bürgermeister von Straßburg, gerathen, der Rheinarmee einen Kriegssang zu dichten. Am Zechtisch der Offiziere ists erzählt worden. Ehrgeizige haben sich wohl um das Kränzlein bemüht. Eines Abends singt, noch unter dem Aprilmond, nach gemeinsamem Mahl Jeder, was ihm das Hirn erbrütet oder die Stimme schwüler Nacht eingesummt hat. Na, Rouget? „Allons, enfants de la patrie!" Fast zaghaft klingts. Aber hübsch. Aus dem Grab der Gewaltherrschaft keimt uns neuer Ruhm. Heilige Liebe zum Vaterland ruft die Bürger in Waffnung. Verräther, Knechte, gekrönte Verschwörer nahen, uns längst bereite Ketten anzulegen. Sehr nett. Zorn, Liebe, Stolz, Siegesgewißheit: alles für solchen Sang Nöthige. Trotz Wein, Jugend, Wärme lodert der Beifall nicht in Flammen auf. Doch die Kameradschaft findet das Lied der Erhaltung würdig. „Drucken lassen, Rouget! Bist ja beinahe ein Dichter, Bengel!" Nachtischstimmung; morgen ists aus den Köpfen. Das unter dem Titel „Chant de guerre pour l'armée du Rhin" veröffentlichte Lied wird kaum beachtet. Noch eins. Wie Drieschlinge nach warmem Regen: so schießen sie, seit Krieg ist, ans Licht. Ein Zufall weht Rougets Lied in das Ohr des jungen Mediziners Mireur, der, ehe er sein Gelübde, als Arzt „mit Hingebung aller Kräfte stets der leidenden Menschheit zu dienen", erfüllt sehen kann, sich dem gefährdeten Vaterland verlobt. Er bringt das in Straßburg geborene Lied nach Marseille und singt es dort, am zweiundzwanzigsten Juniabend, auf dem Fest der Jakobinergesellschaft. Trägt ers wirksamer vor als der dünne Hochburgunder? Lehrt erst die Luft des Südens die Wucht und Gluth dieses Rhythmus fühlen? Wie Rausch packts die Hörer. Hundert Stimmen fallen ein. Aus dem Saal sprüht der Kehrreim auf die Straße. Schon

sind auf tausend Lippen Fetzen des Liedes. Das Journal des Méridionaux druckt den Wortlaut. Die marseiller Truppen, die, das Vaterland vor dem Feind und dem Anschlag der Königischen zu schützen, nach Paris marschiren, singen beim Einzug, die achthundert zum Bundesfest aus der Mittelmeerstadt Abgeordneten singen am Tag des Tuileriensturmes das Lied Rougets. In der Heimath haben es zuvor Lyoner gesungen; Freiwillige vom Ersten Bataillon Rhône-et-Loire. Erst in der Hauptstadt aber wachsen ihm Flügel. Wird es die Marseillaise, die, nach dem Wort Michelets, das Erdrund erobert und der Menschheitkehle ein unsterbliches Lied geschenkt hat. Doktor Mireur kämpft bei Valmy, wird in Italien General, geht mit Bonaparte nach Egypten, fällt in Ungnade und stirbt in ärmlichem Dunkel. Der Pionierhauptmann Rouget de Lisle erblickt nicht einmal flüchtigen Glanz. Unter Dumouriez und Hoche dient er schlicht und recht. Weil er einen Adelsnamen trägt, wird er strafbarer Neigung zu den Königischen verdächtigt. Aus dem Mund eines Bauerknaben, der den fast Geächteten durch eine Vogesenschlucht führte, soll er zum ersten Mal sein Lied gehört haben. „Was singst Du da?" „Die Marseillaise!" Ganz verdutzt rufts der Junge. Die kennt doch Jeder! Keiner den Vater. Den umbraust, umjubelt, umheult auf allen Wegen nun sein Lied. Ist es noch sein? Im Text hat Mancher Verse Racines wiedererkannt; die Melodie kann ihre Herkunft aus Grisons Esther-Oratorium nicht verleugnen. Und das Ganze ist, seit es durch die Hitze des Südens stampfte, von tausend Stimmbändern fiebernder Provençalen sich aufschwang, durch Wuth und Feuerqualm dröhnender Schlachten schwirrte, wie ein von Tropensonne gebräunter, zum Gerüst aus Knochen und Sehnen entfleischter Mensch: das selbe Wesen und dennoch so anders, daß der Blick sich erst durch Erinnerung und Vergleich in Gewißheit tasten muß.

Claude Joseph Rouget ist bei Quiberon verwundet worden und bald danach aus dem Heer geschieden. Er schreibt Opernbücher, einen Rachesang, auf Bonapartes, des Ersten Konsuls, Wunsch ein neues Kampflied, eine Hymne auf die Segenskraft der Industrie. Kann sich aber, auch als Notenkopist, nicht ernähren; wird, als säumiger Schuldner, eingesperrt; später von Béranger unterstützt und vom Bürger-König Louis Philippe durch ein Gnadengehalt vor der ärgsten Noth bewahrt. In Choisy-le-Roi, dicht bei Paris, verglimmt sein Leben. Dort ist der kleine, schmächtige Greis eine jedem Auge liebe Gestalt. Hauptmann außer Dienst; hat die Kriege der Großen Revolution mitgemacht. Die Kinder stehen stramm, wenn er, den Cylinder schief auf dem weißen Haar, herantrippelt; und er ist gern, fast immer mit einem Buch, auf dem Feld oder an der Seine. Sein Lied hört er nicht mehr. Napoleon hats verboten (und jeder nach ihm in Frankreich Thronende hat das Verbot erneut). Das Ding schmeckt nach Umsturz; zu viel Empörergeist in dem Tonteig. Wozu das Gedächtniß an Konvent und Königshinrichtung, an Danton und den schönen Marseiller Barbaroux wecken, der die Landsleute nach Paris rief und dadurch dem Sturmsang das Thor der Hauptstadt aufriegelte? Der sechsundzwanzigste Juni 1836 ist Rougets letzter

Tag. Lächelnd stöhnt er: „So gehts! Eine Welt sang meine Weise; und nun muß ich sterben." Doktor Carrère läßt im dumpfen Krankenzimmer ein Fenster öffnen. Da flatterts, weither, über das nächtig finstere Feld: „Allons, enfants de la patrie!" Von jungen Rekrutenstimmen. Horcht der Sterbende? „Aux armes, citoyens!" Sein Auge glänzt auf; und erlischt. General Blein, der an seinem Bette steht, glaubt, durch das letzte Röcheln das Wort „Strasbourg" zu erlauschen. Die Legende beginnt. Zwei Nationalgardisten werden vors Haus gestellt. Die Wirthin bestreut das Lager des Toten mit Feldblumen und steckt auf dem Nachttischchen eine Wachskerze an. Draußen, im Menschenknäuel, schluchzen die Kinder. Dem Oertchen wirds Ereigniß; was rüstig ist, folgt der Bahre. Frankreich aber weiß nichts vom Tod seines Sängers; hat von seinem Leben kaum Etwas gewußt. Keinem „Block" kann er nützen. Auch unter dem Zweiten Kaiserreich ist das Lied verpönt. Berlioz hat es instrumentirt, Schumann dem Tonbild seiner in Mannheit klirrenden Grenadierballade eingegliedert. In der Heimath ist es geächtet; hat der Zeuger selbst nach Jahren nur einmal noch, am Rand des Grabes, Klänge daraus geschlürft.

Dem Nachredner bot das Leben des Liedes, des Sängers, gerade in Kriegszeit, den brauchbarsten Stoff. Straßburg die Krippe, die zur Massenwehr gewaffnete Hauptstadt die Pathin des Freiheitsanges. Alle Knebelgewalten wider ihn verschworen. Alle überlebt er im Herzen der Volkheit: und ist auf ihrer Lippe nach hundert Jahren so jung wie am ersten Tag. Jedes Haupt, eines Selbstherrschers sogar, blößt sich vor seinem Klang. In ihm glüht, aus ihm wirbt noch Frankreichs unauslöschliche Flamme, die in Unfreiheit ersticken müßte. In das Tongewand dieser Volkshymne kleidet Audorf das Marschlied, das deutsche Arbeiter die „Achtung des Rechtes und der Wahrheit" lehren soll. Auch der vergessene, verschüttete Sänger ist auferstanden. Durch die Reihen unserer Haarigen schreitet er; aus allen Gräben winken die poilus ihm dankbare Huldigung. Im Invalidendom grüßt den kleinen Pionierhauptmann der Kleine Korporal. Der Adelsbrief schändet ihn nicht mehr: denn unter unserem Himmel sind nur noch Franzosen; ist ein Blutschlag in Aller Herzen. „Dem Unsterblichen, dessen Sang Menschheitgebet wurde, öffnet das Pantheon sich; und wir ahnen den Tag, der das Lied in seine Geburtstatt, an den Rhein, zurückführt." Nicht einmal diese Andeutung hätten Gescheite Ihnen verdacht. Und leicht war Ihrer Rede der würdigste Schluß zu finden. Rougets Gedicht „Mein letzter Wunsch" mahnt die Heimath, auch mit der Palme, nicht mit dem Lorber nur, sich zu krönen. „Blühe, geliebtes Frankreich, und gedeihe in Ewigkeit! Wahre Deine Freiheit, gieb der Erde den Frieden, sei den Schwachen, Geknechteten ein starker Hort, achte das Unglück, den Glauben, die Pflicht der Freundschaft und rufe Deine Söhne nur auf, wenn der Fremdling Deine Grenze bedroht. Dann darfst Du auf sie zählen. Triomphe, o chère France, et prospère toujours!" Mit solchem Wortpfund ließ sich wuchern. Die Menge hätte geschluchzt.

Der Festredner wollte, daß sie in Zorn knirsche. Er vergaß, daß er Präsident der Republik ist, hoch, wie jedes Staatshaupt, in Krieg und in Frieden

über alle Parteiung, alle Zufallswuth emporragen, in der reinen Luft des nationalen Ewigkeitwillens athmen soll und nicht berufen ward, mit der Theaterheldin Chenal zu wetteifern, die allabendlich auf irgendeinem Brettergerüst, im Dreifarbenrock, mit dem stumpfen Damenschwert, aus der Marseillaise ein aufpeitschendes Melodrama macht. Unter der Domkuppel, die Bonapartes Grab überwölbt, sprach er: „Durch den Beschluß, während des Krieges, der das Schicksal Europas gestalten wird, am Nationalfeiertag die Asche Rougets de Lisle feierlich nach Paris zurückgeleiten zu lassen, wollte die Regirung der Republik nicht nur die Erinnerung an einen französischen Offizier verherrlichen, aus dessen Mund in tragischer Stunde die unsterbliche Seele Frankreichs sprach: sie wollte zwei große Seiten unserer Geschichte vor dem Auge des Landes einander nähern; Allen die starken Lehren der Vergangenheit einprägen und heute, da Frankreich wieder heldisch für die Freiheit ficht, den Ruhm der unvergleichlichen Hymne erneuen, deren Klang im Herzen des Volkes übermenschliche Kräfte wachsen ließ. Im Jahr 1792 war Rougets wundervolle Augenblickseingebung der Zornruf, der Racheschrei des edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet hatte und sich sträubte, vor dem Fremdling das Knie zu beugen. Preußens Heer rückte an den Rhein vor; von Nord und Ost her bedrohte Oesterreich unsere Grenze. Am zwanzigsten April hatte die Nationalversammlung in Paris für den Krieg gestimmt und, nach dem Wort eines Redners, den Wunsch ausgesprochen, daß vor dem Feuer feindlicher Geschütze alle Funken inneren Haders verlöschen. Fünf Tage danach war der Hall des Beschlusses in den treuen Elsaß gelangt, dessen Bürger, im Verein mit den Vertretern aller Provinzen, am vierzehnten Juli 1792 dem untheilbaren Frankreich für immer Treue geschworen hatten. Ein schlichtes Kind des Jura wird in der Schicksalsstunde der Sänger des Volksempfindens. Marseiller Freiwillige, die ihr Leben dem Vaterland weihen, bringen das Lied nach Paris. Seine Lebensgeschichte zeigt uns ein herrliches Denkmal des Volksgenius und ein packendes Zeugniß von der Einheit Frankreichs. Was thuts, daß Rouget de Lisle ein dürftiges Dasein durch Schatten hinschleppen mußte und erst nach der Julirevolution Kreuz und Ruhegehalt empfing? Daß Verleumder ihm die Vaterschaft seines Meisterwerkes bestritten und deutsche, in der Lügenschule erzogene Organisten ihm schamlos den Ruhm zu rauben trachteten? Sein unsterblicher Sang ist das Kind eines ganzen Volkes geworden und überdröhnt mit mächtigem Klang das Murren des Neides und das Gebrüll des Hasses. Wo sie erklingt, weckt die Marseillaise im Gedächtniß den Glauben an eine selbständige Nation, die mit leidenschaftlicher Inbrunst ihre Unabhängigkeit wahrt und deren Söhne lieber sterben als in Knechtschaft gleiten wollen. Und nicht für uns nur hat das Lied diesen großen Sinn; sein strahlender Ton spricht allen Menschen und wird auf dem ganzen Erdrund jetzt verstanden. Nur solche Hymne vermochte in einem Krieg, wie er heute ist, Frankreichs edelmuthigen Gedanken auszudrücken. Wieder bedrängt Herrschsucht die Freiheit der Völker. Seit langen Jahren hatte unsere arbeitsame Demokratie sich freudig der

Friedensarbeit gewidmet. Mit allen Mächten wollte sie höflich verkehren; und sie hätte jeden Ersinner oder Nährer kriegerischer Pläne als Verbrecher oder als Narren behandelt. Trotz wiederholter Herausforderung, trotz dem Theaterdonner von Tanger und Agadir war sie, aus freiem Willen, still und geduldig geblieben. Als sich über dem Balkan das erste Gewölk zusammenzog, that sie alles zur Verhütung des Gewitters Mögliche; von ihr ging die Anregung aus, die Europäereintracht zu organisiren und zu erhalten. Da, trotz all ihrer unermüdlichen Anstrengung, im Orient Krieg geworden war, versuchte sie, den Brand zu ersticken oder mindestens örtlich einzugrenzen. In der folgenden Ruhezeit war sie sofort willig, in neuer Verhandlung mit dem Deutschen Reich den letzten Konfliktsstoff wegzuräumen. Und an dem Morgen nach dem Tag, an dem ein franko-deutscher Orientvertrag, ein beide Länder befriedigender, unterzeichnet worden war und Europa, endlich, wieder in Zuversicht Athem schöpfen durfte, — in dieser Stunde erbebten die Säulen der Welt von einem unahnbaren Donnerschlag. Was danach kam, wird die Geschichte aussagen. Daß Oesterreich, ohne der Warnungen Italiens zu achten, den Ueberfall Serbiens besann. Daß dieses kleine Heldenvolk, auf den Rath Rußlands und Frankreichs, ein beleidigendes Ultimatum in versöhnlichstem Ton beantwortete, Oesterreich aber, statt sich vom Vorbild solcher Mäßigung entwaffnen zu lassen, auf seinem Mörderplan bestand. Die Geschichte wird aussagen, daß im ganzen Verlauf der furchtbaren Krisis die Regirung der Republik nicht eine Minute lang aufgehört hat, überall, mit zäher Willenskraft sich für die Wahrung des Friedens einzusetzen. Doch der kriegerische Imperialismus der Germanenländer war entschlossen, über das Urtheil civilisirter Völker hinwegzuschreiten. Plötzlich wurde dem Russenreich, dann, hinter Heuchlervorwänden, auch der Französischen Republik der Krieg erklärt. Staunend wird die Nachwelt hören, daß der Deutsche Botschafter, weil sein Versuch, unser pariser Volk zu Beleidigung hinzureißen, mißlungen war, eines Tages, ohne zu lachen, dem Minister unserer Auswärtigen Angelegenheiten als casus belli, als Kriegsgrund, eine in den Kanzleien der Wilhelmstraße erfundene Fabel auftischte: die Behauptung, ein französischer Flieger (den, versteht sich, kein Mensch gesehen hatte) habe Nürnberg mit Bomben beworfen. Auch alles Uebrige wird die Geschichte, die Rächerin, künden: die schmähliche Feigheit der England gemachten, von der Britenehre mit Verachtung abgewiesenen Vorschläge; die rohe Besudelung der belgischen Neutralität; die freche Zerreißung der heiligsten Verträge, die nur als ‚Papierfetzen' gelten durften; die Anwendung der barbarischsten Schreckmittel gegen friedliche Bürger der Gebiete, die gezwungen waren, den Durchmarsch zu dulden; und die Entehrung der in den Dienst wilder Gewalt erniederten Wissenschaft. In ungestörter Seelenruhe kann Jeder von uns sein Gedächtniß auffrischen und der Stimme seines Gewissens lauschen. Nie haben wir, nicht eine Sekunde lang, vor dem Wort oder der Geberde gesäumt, durch die jede Kriegsgefahr verscheucht werden konnte. Doch längst hatte der Aberwitz unversöhnlicher Feinde die Vernichtung des Europäerfriedens gewollt und

vorbereitet. Wir sind die unschuldigen Opfer des rohsten und zugleich mit der schlausten Verschmitztheit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffes geworden. Da man uns nun einmal genöthigt hat, das Schwert zu ziehen, haben wir nicht das Recht, es in die Scheide zurückzustoßen, ehe unsere Toten gerächt sind und der gemeinsame Sieg der Verbündeten uns den Aufbau aus Trümmern, die Wiederherstellung des ganzen, nicht mehr geschmälerten Vaterlandes erlaubt und die Gewähr schafft, daß nicht, nach einer Weile, die Herausforderung sich wiederholen kann." Der Redner fordert Auferstehung; sein Auge sieht La France intégrale: mit Metz und Straßburg.

Noch über eine ansehnliche Strecke hin trug der kühl erklügelte Schwung Ihre Rede. Bis zu den Hauptsätzen: „Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung! Ein erwinselter, undichter Friede, der ruhlos zu durchfie bernde Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten und einem noch gräßlicheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Nicht, um in Schmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem Ansturm der Deutschen getrotzt, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne bis an den Yser zurückgeworfen und, nun ein Jahr schon, Wunder an Größe und Schönheit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Einzelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist. Schon röthet der Ruhmestag, von dem unsere Volkshymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der Gerechtigkeit bahnt es den Weg." Die Ehrengäste geleiten Rougets Gebein von Choisy, dessen Veteranen und nächster Rekrutenjahrgang den Sarg mit ihren Fahnen geschmückt haben, durch den Triumphbogen (wo, vor Rudes Marseillaise-Relief, eine Landwehrkapelle und zwei Opernstimmen dem Sänger huldigen), unter dumpf schwirrenden, die Trikolore flaggenden Flugzeugen, über die Alexanderbrücke in den Lichthof des Invalidendomes: Minister, Diplomaten, Senatoren, Abgeordnete, Würdeninhaber aus den Bezirken der Wissenschaft und Verwaltung, des Gewerbes und Handels, Großkreuzträger und Großoffiziere der Ehrenlegion. Fast Aller Ohr fängt nur einzelne Fäden des Wortgesträhnes auf. Die Straße war stumm: schien, zum ersten Mal an einem Nationalfesttag der Republik, stimmlos; nicht aus einer von hunderttausend Kinderkehlen stieg der Lerchenruf, nirgends aus einer Frauenbrust jauchzende Hoffnung. Im Dom befiehlt die Amtspflicht Beifall. „Schlechte Akustik. Und der Präsident scheint entsetzlich nervös. Die anmuthige Rundung der Geste, die seinen Cylindergruß berühmt machte, ist dahin. Er zappelt und sieht vergrämt aus. Vernünftig ist, daß er unser Freiheitbedürfniß so laut betont. Gerade er hats nöthig." Getuschel. Wieder Rougets Hymne. Von der Höhe her stimmt der Chor der Komischen Oper ein. Lothringermarsch. Sambre-et-Meuse. Schluß des „erhebenden Freiheitfestes".

Naht wieder einer Französischen Republik mit blanker Sichel der Schnitter? Ich zweifle; nicht nur, weil noch der Mann fehlt, den die Woge auf den Sitz des Diktators, Königs, Kaisers schwemmen könnte. Die Gewißheit, daß bei der Vorstellung neuer Einzelherrschaft die meisten Franzosen sich, wie der Genosse und Patriot Hervé sagt, „den Bauch halten" würden, verwischt freilich nicht die Erinnerung, wie oft eine Minderheit die Staatsordnung umgestürzt hat. (Mehrheit würde dazu nicht Gewalt brauchen; wurde Revolution, dann kam sie aus Minderheitwillkür.) Immerhin kann Ihre Republik sogar den dunkelsten Kriegsausgang überdauern. Ihr Blaßroth würde sich dahinter wohl in Blutfarbe tiefen; und der Friedensdiktator müßte sich fragen, ob eine im Wesen, nicht nur dem Scheine nach, sozialistische Gesellschaft ihm als Nachbarin bequem wäre. Einstweilen splittern unter dem brokatenen Meßgewand der Union Sacrée die Knochen zerschossener Ueberzeugung. Der Spuk grimmiger Pfaffenfeindschaft geht wieder um. Unbefangene Zeugen aber rühmen die würdige Haltung, die „neue Seele" der Pariser, die nicht brüllen, schwelgen, Fahnen schwenken oder als Hausputz sehen wollen, sondern sich in den düsteren Willen verankert haben, auch in Bitterniß auszuharren. Trotz der kränkenden Erkenntniß, daß die Heeresverwaltung auf wichtigen Gebieten versagt hat und spät erst, als handelte sichs um eine unvorbereitete levée en masse, Mannschaft und Kriegsgeräth aus der Erde stampfen mußte. Der Gabelgedanke: Vielleicht hatte die Republik sich zu schroff von der Gottheit gewandt; ist ihr Gebresten der Mangel an Befehlseinheit, die in den feindlichen Monarchien die Stoßgewalt mehrt. Als Folge: Unrast; die der Präsident hehlen und schwichtigen möchte.

Seit am fünfzehnten Januar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir-Perier schon nach halbjährigem Aufenthalt dem Bourbonenelysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchsten Amt der Republik fehle jede Möglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrschte der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trog. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward." Damals stand der Präsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, „sous l'autorité de l'Assemblée Nationale"; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Ausführung zu überwachen, die Minister zu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Elysierhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer. Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht des Präsidenten fortan sieben Jahre

währen zu lassen; trotz dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales: „Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!“ Die endgiltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich der Präsidentenrechte geweitet. Der auf sieben Jahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht der Republik. Ernennt alle Beamten (civile und militärische). Kann Gesetze vorschlagen und muß die von den beiden Kammern beschlossenen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen. Ist er mit einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er, ehe die Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft eine neue Berathung fordern, die keine Kammer ihm weigern kann. Auch sonst hat er das Recht, Botschaften an die Kammern zu richten. Beider Berathungen darf er, zweimal in einer Session, auf je einen Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordentlicher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auffordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen, bevor ihr Mandat erloschen ist. Mit den Vertretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und kein Staatsvertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat das Begnadigungrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter, auch die höchsten, frei und darf, so oft er daraus einen Nutzen hofft, in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer als des Deutschen Kaisers, der, wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Souverain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof das Recht spricht. Und wenn die Reichtagsmehrheit ihre Macht ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der ist, wie Eugen Melchior de Vogüé vor zwei Jahrzehnten schrieb, nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Ueberlieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger Stille noch ein vom Zephyr umfächeltes Gefilde der Seligen ist, hat das Schicksal der Grévy, Casimir-Perier, Faure erkennen gelehrt. Der im Elysée gebietet, ist aber nicht nur ein Staatsornament; brauchts nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht nur behaglich leben, sondern sein Recht anwenden will: er kanns.

Der wollten Sie sein. Nicht Perier, Faure, Fallières: mürrischer Schwächling, Machtscheingenießer, Holzbüste am Staatsbug. Sondern: Schicksalsgestalter; Einer, von dessen That die Geschichte widerhallt. Von der That eines Rächers und Rückeroberers? Der Justizrath reicher Leute konnte nur in trunkener Stunde sich in den Schatten eines feldherrlichen Siegers wünschen. Nach Allem, was Ihnen Ergebene ausplauderten und andeuteten, vermuthete ich, daß Sie dem Deutschen Reich, wenn es, als Pflaster auf die Ruhmeswunde von 1870, das winzigste Grenzstückchen des Französisch sprechenden Lothringens herausgab, Ihr Vaterland endlich versöhnen

wollten. Ungefähr der Plan der kühl wägenden, fast englisch rechnenden Brüder Cambon: Entfernung Frankreichs aus der Gefahrzone, wo der stark Gerüstete es als nächste Geisel packen kann; ihm bringt der im deutschen Flottenkurs unvermeidliche Zusammenprall mit Britanien dann, ohne Einsatz, in jedem Fall Gewinn. Aus der ihm versöhnten Republik durfte Deutschland nicht, ohne sich in schmähliches Unrecht zu setzen, seine Kriegskosten pressen; ist es auch nur im Mindesten geschwächt, so läßt sich mit ihm oder, wenns spröd bleibt, mit seinen Feinden weiter reden. Diesen Plan, einer „Annäherung" oder Versöhnung, habe ich immer offen bekämpft; schon als König Eduard ihn hätschelte. Weil sein Gelingen uns in die unbequemste Lage gezwungen und jeden Athemzug erschwert hätte. Weil hinter dem bunt beblümten Wortschleier nichts für die Sicherung deutscher Zukunft Brauchbares hing. Nicht einmal der Orientvertrag, dessen Reize Ihre Lippe preist, war nach meinem Geschmack; weil er in Ost nicht so viele Riegel löste, wie er in West vorschob. Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich: lieber heute als morgen. Die viel gerühmte Annäherung: nicht vor dem deutsch-englischen Marinevertrag. Ob mein Standpunkt klug oder dumm gewählt war, mag Jeder ermessen, der sich, nach der Lehre dieses Krieges, vorstellt, wie ein von Deutschland allein, zwischen unfreundlich Neutralen, gegen England zu führender Krieg ausgesehen, wann und wo der Britenlöwe von anderem Raubgethier Hilfe erlangt hätte. Einerlei. Die Wahl des Standpunktes trug mir aus Ihrer Heimath den Verruf als eines Franzosenfressers und Lärmpatrioten ein. Was ich geschrieben hatte, wurde oft, schon vor dem Krieg, munter gefälscht. (Für die Dauer des Krieges müßten die anständigen Menschen aller Länder sich in die Verpflichtung einen, über Geredetes oder Geschriebenes nie zu urtheilen, ehe sie es mit eigenem Ohr gehört oder in ungekürztem, beglaubigtem Wortlaut gelesen haben. Jetzt wird herausgepickt, was ins Krämchen paßt, und von Raffzähnen je nach dem Bedarf zugehobelt. Im Truglicht scheint Dieser dann empörten Teutonen ein Yankee-Anwalt, Jener hitzigen Oesterreichern ein Lober Italiens; und den in Kritik geneigten Köpfen des Vierbundes wird nach jedem Tadelswort die rauhe Verdammung des Vaterlandes angedichtet.) Vor Ihrem Rougetfest stand in dem „Matin", dessen Rechtshändel Sie einst führten und aus dessen Gewölk Varilla sich Ihnen stets gnädig erwies, daß ich Freunden und Feinden, insbesondere den Russen, Vertragsbruch als harmlosen Jungbrunnen empfohlen habe. Titel: „Kynische Aussage eines Boche; nach Hardens Meinung kann man Verträge brechen." In zwei Dutzend Provinzzeitungen wird der Quark breitgetreten. Die Zuversicht, daß auf unsere Augenweide nicht solche Entstellung tröpfelt oder hagelt, wäre Irrthum. So leben wir, unter dem Marsdeckel, alle Tage. Gelehrte, die an jedes Fachkünstlers Gründlichkeit mäkeln, saugen aus einem ungeprüften, in Fremdsprache geweichten Bröckchen den Schuldspruch gegen Vernunft und Ehre eines in feindlichem Ausland hausenden Menschen. Das geschieht uns draußen; geschieht bei uns den Fernen. Dem Juristen und höchsten Vertreter des „edlen Volkes,

das die Menschenrechte verkündet hat", darf ich zumuthen, erst auf dem festen Grund ermittelten Thatbestandes zu richten. Er brauchte meiner Rede nicht zu horchen, wenn ich, wie am Hahnenhof gekräht wird, der Sünde alldeutschen Franzosenhasses überführt wäre. Doch diese Anklage ist rasch zu entkräften. Daheim gemachte Fehler habe ich härter als fremde gerügt; weil sie gefährlicher sind. Ein Beispiel nur darfs hier erweisen.

„Das nüchterne, arbeitsame, redliche Volk der Deutschen ist in den Ruf gekommen, daß es sein Reichsgeschäft nach dem Muster der Marktschreier und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht völlig schuldlos. Jähe Ueberraschung, coups de théâtre, allerlei bunten Bühnentand haben wir mehr geliebt als stille Vorbereitung zu kräftigem Handeln; Wortgedröhn war aus unserem Bezirk oft, kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum, Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. ‚Wir wollen ja nichts; sind die friedlichsten Leute auf dieser Erde': der Betheuerung antwortet, laut oder leis, ringsum die Frage, warum wir dann so viel Lärm machen und Europens alten Leib in drückende Rüstung zwingen. Was sich als Oeffentliche Meinung vermummt, ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur bestimmt, den Deutschen in den Wahn einzulullen, daß jedes andere Reich in Lebensnoth ächze und er nur, er ganz allein in heller Sonne sitze. Er glaubts nicht. Und draußen bringt der kalte Emporkömmlingshochmuth, der leidenschaftlos protzige Hohn unserer Meinungmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Verruf. Das Geschrei über den Splitter in des Nachbars Auge befreit unseres nicht von dem Balken. Frommts, in jeder Woche den Franzosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie von Newa und Themse nichts zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten als Prügeljungen erkiest worden sind? Müssen wir thun, als seien wir mit Rußland intimer als Frankreich und alles von Sasonow, Iswolskijs gehorsamem Statthalter, der Republik Gespendete werthlos wie eine in Goldschaum gewälzte Pfeffernuß? ‚Baltijskij Port! Ja, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar doch Anderes aus als irgendein Faure oder Poincaré. Zu Aktionen gegen uns ist Peterhof, trotz schönen Trostworten, niemals zu haben.' So prahlen wir. Und die Folge so übler Gewohnheit ist, daß sich die Bänder festigen, die unser stumpfes Federmesser durchschneiden wollte; daß jeder entrevue der Majestäten ein höflich erzwungener Verzicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühlsausdruck annageln könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Bekräftigung des Bündnißgedankens nachhinkt. Statt in breiten Waschschüsseln den Moskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß sie jedem möglichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt haben; und gleich danach, daß wir sie zur Illuminirung dieser Zusage nöthigen, wenn wir zwinkernd andeuten, ihr Haupt und ihr Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des Nachbarmundes gekehrt. Rußland und Frankreich sind verbündet, fühlen sich in diesem Verhältnis wohl; und wir werden verächt-

lich, wenn wir uns stellen, als sei in dunkler Nacht die Lockerung des Bundes geglückt und der Lose von unserem Liebreiz bezaubert. Unsere Allure ist, leider, schlecht. Draußen und drinnen. Wir scheinen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feindsälig ist. Wir erreichen nicht, daß die natürlichen Magnete unserer militärischen und wirthschaftlichen Macht Stammessplitter anziehen und gegen Widerstände festhalten; daß Polen, Elsasser, Dänen sich der deutschen Scholle einwurzeln und sich der Zugehörigkeit zu solchem Kraftgebild freuen lernen; daß andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Während wir flennen, daß auf keinem Fleck der Erdfeste friedfertigere Menschen wohnen, und unser Schmerz über die Verkennung des Frömmsten in salzige Zähren zerfließt, wird öffentlich, mit unanständiger Deutlichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern in Frankreich, heute in Großbritanien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht siechen Reich hingenommen?" Die von Gänsefüßchen umkrallten Sätze wurden 1912 in der „Zukunft" gelesen. Unzweideutiger Sinn: Wir dürfen fortan keinerlei Ungebühr dulden, öffentlich Meinung Aussprechenden aber auch nicht erlauben, das Deutsche Reich tiefer in den Verdacht der Lärmsucht, der Absicht auf Anbiederung oder Geschäftsstörung zu bringen. Ziel aller Wünsche: der ohne Hochmuth stolze Entschluß zu Haltung und Geberde ruhiger Kraft. Das war nach Agadir. Nun kam die Balkankriegszeit. Die Botschafterreunion in London. Dreibund gegen Bulgarien. Bukarester Friede (der hinter dem Paragraphengitter noch Streitkeime liegen ließ). Neue Rüstung der Festlandsmächte. Wolkenballung, aus der Gewitter blitzen konnte. Kammerwahl. Frankreichs Verhältniß zu Deutschland wurde wieder in den Blickpunkt gerückt.

„Für eine Weile ist die Herrschaft der Radikalen (verschiedener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche Schlappe des Herrn Poincaré. Wird er als Präsident der Republik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten? Damals hat er, während des libyschen Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch Dilettantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem die Clemenceau, Combes und Genossen deshalb in Versailles ihre Stimme versagten) die Jakobinermacht brechen, den Froschpfuhl im Bourbonenpalast austrocknen und der Republik eine in die von Piou bis zu Briand und Barthou reichende Schicht eingewurzelte, im Inneren und besonders nach außen starke Regirung schaffen. Eisiger Frühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getötet. Der Wahlertrag ist, zweitens, aber auch ein internationales Ereigniß. Der Wirthschaft Frankreichs fehlt in diesem Frühling der Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Ungunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles

Schweigen, und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Abertausende, mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Millionen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der herrschenden Jakobiner und ihrer mares stagnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. ‚So kanns nicht weitergehen': überall war der Seufzer zu hören. Und die jähe oder sachte Abwehr von dem Sumpf zu erwarten, der so üble Dünste aushauchte. Die Nation wird, wie Herr Poincaré einst, sprechen: ‚Le progrès n'est que de l'ordre en mouvement'. Die Vertreter strammer Ordnung, fleckloser Autorität, rüstiger Wehrfähigkeit werden siegen. So glaubte man. Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlgeschäftes mit Gewinn und Verlust ein internationales Ereigniß.

Am vierzehnten März sagte ich in meiner Wochenschrift: ‚Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Briand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Rothen zu den Röthlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verleiden? Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.' Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wachsamkeit: und lesen jetzt, daß den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise,

behutsam gesprochen; feinem Ohr aber seinen Wunsch angedeutet. Den Radikalen und Sozialisten, von deren Ausdünstung und Leistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincaré und des kingmaker Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegion nicht auf die drei Jahre verpflichtet wäre. Die müssen, weil sie (die längste Dienstzeit im Bereich europäischer Wehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher in Deutschland die Zahl der fürs Heer Tauglichen steigt, den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegsfalles schüren. Und so lange, wie Würde und Selbstachtungbedürfniß der Nation es irgend erlaubt, will Frankreich diesen Krieg vermeiden. Der bon sens seines wortkargen, arbeitsamen, nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen Zornes allzu nah wäre. Daß ihr Schicksalspfad nicht in die Vogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärts führen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Oran-Fez zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. Der Republik gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lendenstück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß. Frankreich braucht, als Kolonialmacht Ersten Ranges, eine neue Trassirung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu völlig gewandelter Politik aufraffen. Wie Britanien nicht ungestraft Jahre lang in die Nordsee starren, jeder anderen Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich sein Schicksal nicht länger in ein Wahngebild mörteln, das es zwingt, die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu miethen, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen das Wirtschaftinteresse die Sehnsucht nach der Rückkehr in Franzosenherrschaft verkümmert, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstücken, auf ein Jahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als musulmanische und asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte, eine wimmelnde Volkheit vernichten soll, morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen

Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Weltmacht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Werth schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes in drei Erdtheilen die deutsche Bürgschaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert. Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Erkenntniß. Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidenszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913 töne drum heute die Mahnung: ‚Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten.'

Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wieder an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vorurtheillos höfliche Erörterung des in der Republik Geschehenden. Deren Bürgern ist Deutschland die von preußischen Kommandoschnarrern und Feldwebeln bewachte und rauh beherrschte Riesenkaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der Grazie verriegelt ward und deren Belegschaft lechzend des Tages harrt, der ihr den Vorwand zu Ausraubung und Verstümmelung Frankreichs liefern wird. Dieser Glaube wirkt fort und wird durch Schmeichelworte nicht entwurzelt. Daß, dennoch, die Republik den Frieden wahren will und den Gefahren der Massentyrannis und Besitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bündiger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien und Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne Bündnißvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Galliergenius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkom-

menen Zweck fördern könnte? Eine Probe! Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß ‚gehetzt' worden ist. (Nur drüben?) Lasset nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Eure Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausenden guter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur im Allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kommt Unglimpf über den Rhein: bleibet gelassen; ist er der Rede werth, so mag und muß die Amtsinstanz für seine Ahndung sorgen. Kein hätschelndes, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte.

Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern Johannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal."

Diese Bruchstücke kommen aus dem Heft vom sechzehnten Mai 1914. Spricht so Franzosenhaß? Dem Präsidenten der Republik wird nicht geschmeichelt; der Wille der Republikanermehrheit aber ins Friedlich-Freundliche gedeutet und, weil der Betrachter früh merkt, daß dieser Sommer Krieg gebären oder den verkümmerten Frieden ohne Eisenkur von der Bleichsucht heilen muß, den Landsleuten für sechs Monate die Enthaltung von grellem Wort empfohlen. Millionen denken so; daß sonst Krieg werden könne, dünkt sie freilich eine „Fixe Idee". Krieg der größten Mächte? „Unsinn. Wahnvorstellung. Der alte Bismarck hat sichs, wenn ihn der Alb drückte, eingebildet. Sind wir, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, einander nicht gute, unersetzliche Kunden?" Das, Herr Präsident, war öffentlicher und privater Glaube. Noch im Juni hätten Sie in Berlin kaum zehn Menschen gefunden, die mit nahem Krieg rechneten. Ihnen ist anders berichtet worden. Schon im März 1913 vom Botschafter: „Der hier in Mode gekommene Vergleich mit 1813 geht fehl. Wenn man dem Aufstand des deutschen Volkes gegen das in Weltherrschaft strebende Genie eine Vergleichsmöglichkeit sucht, wird man sie in Frankreich finden; denn unser Volk denkt nur an Abwehr drohender Gewalt. In diesem Meinungstand beider Länder sehe ich

ernste Gefahr.“ Vom Militärbevollmächtigten: „Der Aufschwung des vaterländischen Gefühles in Frankreich hat hier vielfach Zorn erregt. Ein Reichstagsmitglied nannte den Entschluß zu dreijährigem Wehrdienst eine Herausforderung, die Deutschland nicht dulden dürfe. Von ruhigeren Leuten hört man oft, Frankreich habe, mit seinen vierzig Millionen Einwohnern, nicht das Recht auf eine Heeresziffer, die Deutschlands erreiche. Alles rast, weil nach höchster Kraftanspannung noch immer sich nicht die Möglichkeit zeigt, Frankreich zu überrennen. Das aber will Deutschland; mit endgiltiger Wirkung uns, die mit ihm nicht gehen wollen noch können, aus der Bahn drängen. Mein Vorgänger war im Recht, da er schrieb: ‚Die Deutschen waren ausgezogen, die Welt zu erobern, und hatten gewähnt, gegen ihre Macht werde Niemand den Kampf wagen. Die Industrie, den Handel, den Dehnungdrang Deutschlands durfte kein Grenzpfahl hemmen. Dieser Ehrgeiz ist nicht geschwunden. Wir, die als Macht Zweiten Ranges gelten, haben in der Krisis von 1911 Widerstand geleistet. Kaiser und Regirung haben nachgegeben. Das hat die Oeffentliche Meinung nicht verziehen. Sie will nicht, daß der Vorgang sich wiederhole.‘ Jetzt soll Deutschlands Schlagkraft so gestärkt werden, daß uns im Nothfall nur die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung bliebe. Doch Frankreich will nicht abdanken, sondern, nach Renans Wort, seine unzerstörbare Fähigkeit zu Wiedergeburt und Auferstehung zeigen. Die Wuth der Deutschen ist also leicht zu erklären. Das Problem, vor dem wir heute stehen, konnte uns im Lauf der Zeit nur noch gefährlicher werden; denn die Abnahme unserer Jahrgangsziffer kleinert unaufhaltsam die Friedenspräsenzzahl. Die Deutschen wollen gefürchtet sein und finden, daß wir, mit unseren vierzig Millionen Menschen, einen zu breiten Platz an der Sonne haben. Fühlt ihr Stolz sich eines Tages gekränkt, dann begünstigt die ungeheure Ueberlegenheit ihres Heeres den Ausbruch des Volkszornes. Und Keiner kann hindern, daß die ersten Hauptschläge auf Frankreich fallen.“ Am selben Märztag schreibt der Marinemann: „Weil eine Anfangsschlappe des Kaiserreiches unerrechenbare Folgen haben könnte, steht in allen Plänen des Großen Generalstabes vornan eine Offensive, die Frankreich zerschmettern soll. Er will gegen alle Möglichkeiten gesichert sein und sieht in uns den stärksten Gegner. Am Hof denkt man wohl ungefähr wie der alte Fürst Henckel, der neulich zu einem Herrn unserer Gesandtschaft sagte, er habe vor dem Krieg von 1870 den Franzosen die Niederlage prophezeit, weil sie nicht genau, bis ins Kleinste pünktlich genug bei der Arbeit seien. Im nächsten, von viel größeren Massen auszufechtenden Krieg sei dem Volk, dessen Diener auf jeder Leitersprosse bis ins Winzigste genau ihre Pflicht erfüllen, der Sieg noch sicherer. Dieses Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Heeresorganisation lebt in allen Deutschen. Die geräuschvolle Jahrhundertfeier soll das Volk in den Glauben überreden, Frankreich sei heute noch, wie in der Zeit des Freiheitkrieges, der Erbfeind. Mit siebenhunderttausend Mann in Waffen (ohne die vielen Reservisten, die jetzt ausgebildet werden), mit einer vollkommenen Organisation und einer von der Krieg-

sucht des Wehr- und Flottenvereins gestimmten Oeffentlichen Meinung ist das deutsche Volk in dieser Stunde ein höchst gefährlicher Nachbar. Die Deutschen wollten das Gleichgewicht der beiden Heerlager, in die Europa sich scheidet, mit einer von ihnen selbst kaum noch überbietbaren Anstrengung aufheben. Frankreich schien ihnen zu ernstem Opfer nicht willig. Unser Entschluß zu dreijähriger Dienstzeit vereitelt ihren Plan.“ Im Juli liest Herr Pichon einen Auszug der besten Agentenberichte. „Die Kräfte, die in Deutschland die Erhaltung des Friedens wollen, sind ohne Organisation und beliebte Führer. Die Kriegspartei hat Köpfe, Truppen, eine von Ueberzeugung oder Bezahlung getriebene Presse; sie macht Meinungen und wendet die verschiedensten Schreckmittel an, um die Regirung einzuschüchtern. Manchem scheint der Krieg unvermeidlich und für Deutschland früh günstiger als spät. Andere dünkt er nothwendig, um das Land von Uebervölkerung, Ueberproduktion, Demokratisirung, Sozialisirung zu erlösen. Eine dritte Gruppe fürchtet, daß die Zeit für Frankreich arbeite und man die Entscheidung deshalb beschleunigen müsse. Aus Gesprächen und Flugschriften klingt nicht selten der Glaube, neben einem gekräftigten Frankreich könne, nach allen Lehren der Geschichte, Deutschland nicht athmen.“ Die Aufzählung der nach Krieg lüsternen Gruppen geht weiter. „Die gefährlichste ist die von Groll und Rachsucht geleitete. Die meisten Rekruten liefert ihr die Diplomatie, deren Leistung von der Presse sehr schlecht beurtheilt wird. Diese Leute stöhnen, sie seien geprellt worden, und brüten Rache. Einer von ihnen hat gesagt, mit uns könne Deutschland erst ernsthaft reden, wenn es alle wehrfähigen Männer in Waffen hat. Das System der Schutzbündnisse warnt vor offener Kriegserklärung. Ists so weit, dann muß man Frankreich zum Angriff zwingen; wenns nicht anders geht, durch Beleidigung. Das ist überlieferter Preußenbrauch. Deutschland wird das Abenteuer wohl scheuen, wenn der Beweis erbracht ist, daß der Bund mit Rußland und die Freundschaft mit England mehr sind als Schemen aus dem Reich der Diplomatie: wirklich und wirksam. Die Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein. Doch weiß Jeder, daß der Seesieg nichts entscheiden, die Hauptrechnung auf dem Festland beglichen würde. Rußland wird nicht mehr so niedrig eingeschätzt wie vor drei Jahren; aber man meint, sein Aufmarsch werde lange währen und sein Eingriff nicht kräftig sein. Der nächste Krieg wird ein deutsch-französischer Zweikampf werden: in diese Vermuthung haben sich die Geister gewöhnt.“ (Das steht, Alles, im Gelbbuch von 1914: La guerre européenne.)

Diesen Berichten haben Sie, wie vielleicht niemals einem Evangelium, geglaubt. Daß sie einen schmalen Wahrheitrand mit viel Dichtung aufpolsterten, könnte Eure Excellenz Dem glauben, der seinen Willen zu ernster Verständigung (nicht: zum Schattenspiel der „Annäherung“), seinen harten Tadel unartiger Ruhestörung durch Abschriftsätze erwiesen hat. Die Schaar, die in den Berichten Kriegspartei hieß, wollte stärkeren, in festeren Grund vermauerten Frieden als Ihre Pazifizisten. Wollte die Einwurzelung der Gewißheit von Deutschlands Kraft, Muth und Willensentschluß, nothwen-

digem Kampf, noch dem schwierigsten, niemals und nirgends auszubiegen. Diese Schaar dachte: Ein weder in Bluff noch in Rückzug zu bewegendes, jenseits von Protzerei und Bettelei, von Geprahl und Geschmeichel still alten Werth mehrendes, neuen zeugendes Deutschland wird von eigenen Wesens Gnade aus würdiger Ruhe dem Neiderblick selbst in Größe aufwachsen und vom Erbfeind nicht angefallen, sondern in Kameradschaft gerufen werden. Sie, Herr Präsident, schelten es unversöhnlich, schmähen seine Seele, bespeien seine Krieger. Sie schwatzen, Ihre Republik habe still und harmlos, wie der Tell Schillers, des Ehrenbürgers von Frankreich, gelebt und in jedem Nährer kriegerischer Pläne einen Verbrecher oder Narren gesehen. Deutschlands Jugend die blutdurstige Horde, wider die Rouget sang, der von Gesinnungschnüfflern in finsteres Elend gehetzte Barde? Da nun die wichtigsten Akten entsiegelt sind, kann (und muß) dem Anwalt des Rechtes sein Recht werden. Und böte Ihre Mär vom Ursprung des Krieges lautere Wahrheit: Ihren Traum von Triumphbogen und Pantheon hat sein Sturm zerweht.

Einer der vielen Dichter, denen, in Ihrem und in unserem Land, der Krieg das Talent gelähmt hat, Herr Edmond Rostand, giebt in dem etwas langwierigen und künstlich verschnörkelten, doch von Geistreichthum funkelnden und durch die Feinheit des Formenspieles liebenswürdigen Thierstück „Chantecler" einen guten Grundriß von gallischen Wesensbau. Sieht Ihr Gedächtniß noch den Gipfelpunkt der sanften, in einem durchwärmten Glashaus der douce France, allzu nah dem Hotel Rambouillet, gezüchteten Satire? Zwiesprache zwischen dem Haupthahn und der Fasanin. „Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag. Meine Stimme stürzt die Nacht, wie ein Jericho, in Trümmer. Sie öffnet die Blüthe, das Auge, die Seele, das Fenster. Von ihrem hellen, stolzen Geschmetter zittert der Horizont; rosig überläufts ihn: er muß gehorchen. In mir ist der Muth zu der Furcht, daß ohne meinen Ruf der Osten in trägem Dunkel bliebe. Singen ist mir Schlacht und Glaubensbekenntniß. Et si de tous les chants mon chant est le plus fier, c'est que je chante clair afin qu'il fasse clair. Stieg die Sonne auf, ehe ich sie rief, dann war in der Luft noch ein Nachhall meines Sanges von gestern, der sie weckte. Wenn ich schweige, sind alle Eulen froh. Und ist eine Sonne mir ungehorsam: ich bin der Hahn fernerer Sonnen und des Glaubens voll, daß eines Tages nie wieder Nacht werden wird." Ists nicht, ungefähr, die Meinung, die Frankreich von sich hat und, seit Jahrhunderten schon, der Menschheit einreden möchte? Gallus: der phrygische Fluß, aus dessen Wasser erregende Kraft in Nerven und Sinne wirkt; der keltische Krieger; der Hahn, den die Häupter der Revolution zum Wappenthier wählten. Nicht nach Neuem nur gierig sind die Gallier; auch überzeugt, daß nur von ihnen wohltätige Neuerung kommen könne. Einst dünkten sie sich das von Gott auserwählte Werkzeug; dann die Bereiter und Diener einer noch gottlos allerhöchsten Vernunft. „Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag!" Hinaus zu horchen, ins Weite zu spähen, schien ihnen immer unnöthig; thöricht die Hoffnung, da Etwas zu lernen. Ehe eines Zornes Flamme alle Sicherungen

und Hemmungen des Empfindens durchfraß, den Hahnkamm in Gluth erbeben ließ und dem Willensgefäß den Wunsch nach stärkender Genossenschaft einbrannte, fand der Franzos fremde Völker selten ernster Beachtung, oft nur unwirscher Verachtung werth. Unbequeme hieß er Barbaren und Strolche; bequemen, zu Schmeichelei entschlossenen stand seine Schule offen. Er hat, trotz Taine, nichts vom nahen Britanien, trotz Maistre, Turgenjew, Vogüé nichts vom fernen Rußland gewußt. Italier, Spanier, Portugiesen: Nebenschößlinge am Lateinerstamm, die längst gewelkt wären, wenn aus der Wurzel nicht in jedem Lenz der besondere Saft des Franzosengeistes quölle, der sie mitspeist und über ihnen das Wipfelwunder himmelan reckt. Osteuropa: ein Nebelland mit Bären und Wölfen. Was es an Civilisation hat, lieh es aus Frankreich. In und von dessen Geist lebten Katharina und Friedrich; alle irgendwie Großen. Kein Dämmern einer Vorstellung von der Eigenart deutschen Wesens; von seiner Vielfachheit und Farbenfülle, nordischen Naturfrommheit und unverchristlichten Wucht. Durch jedes Frühgrau kräht („singt": sagt Ihr) der Hahn, alle starken Gedanken seien der Menschheit aus Frankreichs Erde geboren worden. Viele. Manche aber waren schon greis und schwach, als das Vaterland eitel noch ihre zeugungfähige Jugend pries. War auf deutschem Boden nicht eine Kultur, nicht Heldenleistung, Bildnersinn und Gestalterkraft, ehe Euch die Sonne des vierzehnten Louis aufging, den sogar der Allanzweifler Voltaire als ein Jahrhundertgestirn bestaunte? Davon wollte Frankreich nichts hören; seinem Ohr war, freilich, die Symphonie des Widerhalles auch nicht so leicht erlangbar wie seine Stimme dem Deutschlands. „Wir führen im Grunde doch, Alle, ein isolirtes, armsäliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen; und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesät. Persönliche Berührung, persönlicher Austausch von Gedanken gehört zu den Seltenheiten. Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer einander belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht! Wir Deutsche sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; aber es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie, gleich den Griechen, der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern und man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." So spricht, noch 1827, nach Herder und Lessing, der vom Besuch des jungen Ampère beglückte Goethe; so bescheiden zwischen zwei Seufzern. Kennen Sie sein Thiergedicht? Wissen Sie auch nur, daß er eins schuf (um sich, nach der Hinrichtung Ihres sechzehnten Louis, von der Betrachtung widriger Welthändel zu erholen)? Unwahrscheinlich. Und doch hat sein Reineke eine behäbige Heiterkeit, majestätische Einfalt, einen Hort erlebter Weisheit,

einen aus homerischer Würde, wie aus bedächtig schreitender Heerde ein Böcklein, keck vorspringenden Schalksgeist, die ihm La Fontaine neiden müßte. Keine Kritik des Hahnstückes spricht davon. Der Deutsche kennt Rostand. Der Franzos nicht einmal Goethe.

Weil er reicher ist? Sie hatten Pascal und Diderot, Molière und Rabelais, Corneille und Racine, Montaigne und Bossuet, Voltaire und Rousseau, Lamartine und Musset, La Fontaine und Beranger, Buffon und Balzac, Mérimée und Maupassant, Stendhal und Flaubert, Taine und Renan, Hugo und Zola. Manchen Beträchtlichen noch. Von Poussin bis auf Manet, Renoir, Degas, Denis, von Houdon bis zu Rodin und Mayol eine dichte Schaar malender und meißelnder Visionäre. Zehntausend Deutsche kennen sie. Schon Goethe, schon Eckermann kannte, was damals in Frankreich geworden war. „Ich lese von Molière in jedem Jahr einige Stücke. Er ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt. An ihm ist nichts verbogen und verbildet. Ich kenne ihn seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Der große Grieche Menander ist der einzige Mensch, der mit Molière zu vergleichen gewesen wäre. In Voltaire und Louis dem Vierzehnten hat sich die ganze französische Nation spezifizirt. Nicht alle Frechheiten Voltaires möchte ich gelten lassen; eigentlich aber ist Alles gut, was ein so großes Talent schreibt. Berangers Lieder sind als das Beste in ihrer Art anzusehen. Er erinnert mich immer an Horaz und Hafis. Seine politischen Gedichte richteten, nach dem Einmarsch der Verbündeten, die Franzosen durch vielfache Erinnerung an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser auf, dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne doch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbons, scheint es ihm nicht zu behagen; es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht. Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Wünschen wir uns einen neuen Racine, selbst mit den Fehlern des alten! Diderots Erzählungen: wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, kräftig, anmuthig ausgesprochen! Victor Hugo, der von Chateaubriand herkommt, besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie. Aber man muß fürchten, daß (wenn nicht er, so doch) seine Schüler und Nachahmer zu weit gehen werden. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit seiner gewaltigen moralischen und physischen Kraft könnte dieses Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wer schwere Lasten heben will, ihre Mitte auffinden muß. Es ist das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft', den Despotismus Ludwigs des Vierzehnten und die Orgien der Sansculottes, beinahe in dem selben Jahr die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Deshalb muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete. Die Philosophie, die Cousin in Frankreich als etwas Neues ausbietet, kenne ich, weil ich, zu

seinem Schaden, ein Deutscher bin, seit langen Jahren gründlich. Seit Voltaire, Buffon und Diderot hatten die Franzosen doch eigentlich keinen Schriftsteller erster Größe, keinen von genialer Kraft und mit einer Löwentatze. Wenn sie sich mausig machen, so will ich es ihnen noch vor meinem seligen Ende recht derb und deutlich vorsagen. Wenn man so lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Jahrhundert mit klarem Bewußtsein zurückschaut, dann wird Einem das Zeug, das jetzt geschrieben wird, ekelhaft." (Nach „Hernani".) Wenn, als auf ein Muster teutonischer Ungerechtigkeit, auf Lessings (gewiß nicht durchaus löbliche, doch aus französelnder Zeit erklärliche) Urtheile über Corneille und Racine gewiesen wird: warum nie auf Goethes, der durch die steife Form in die zarte Seele sah?

Seitdem ist alles Wichtige übersetzt, in Artikeln, Einzelbetrachtungen, Literaturgeschichte erörtert, sind Ihre Gemälde, graphischen und plastischen Werke in Geschwadern dem deutschen Auge vorgeführt worden. Muß ich das Lob ausspreiten, das Schreibern, Malern, Skulptoren hier gespendet wurde? Lassen Sie von Durand-Ruel die Verkaufsquittungen ins Elysion bringen: seit der ersten Impressionistenzeit ist nicht wenig ins Land der Boches gewandert. Manets herrlicher Maximilian ist in Mannheim. In Hamburg und Frankfurt fänden Sie feine Renoirs. In Dresden Daumier und Forain (über den kein Franzos aus anschmiegsamerem Empfinden geschrieben hat als Herr Lehrs) so gut vertreten wie kaum in einem Ihrer öffentlichen Kunstsäle. Das sind nur knappe Beispiele. Was Sie „Kultur" nennen: die allgemeine Durchbildung zu gleichmäßig sicherer Beherrschung äußerer Form: Das ist nicht so weithin verbreitet wie im alten Frankreich, das vor und nach den Jakobinern seine convention nationale hatte. Der Franzose, sagt Bismarck, „hat einen Fonds von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. Die Furcht, sich irgendeine Blöße zu geben, das Bedürfniß, stets, außen und innen, sonntäglich angethan zu erscheinen, la manie de poser: Alles macht den Umgang ungemüthlich. Man wird niemals näher bekannt; und wenn mans versucht, so glauben die Leute, man wolle sie anpumpen oder heirathen oder den ehelichen Frieden stören. Unglaublich viel Chinesenthum, viel pariser Provinzialismus steckt in den Leuten." Noch der alte Björnson, der, Nordschleswigs und des „Militarismus" wegen, Deutschland nicht liebte, hat Frankreich das China Europas genannt. In den Parken des Geistes sind dort die Hecken zierlich verschnitten, die Rasenflächen von der Walzscheere dem Ideal brüderlicher Gleichheit angenähert, alle Wege von der Harke hübsch sauber gekämmt. Nur: die hohen, breiten, knorrigen Stämme mit der tief gerunten, von Persönlichkeit zeugenden Rinde fehlen. Die hat Deutschland. Nicht das „Niveau", den erschulten Massengeschmack, Massentakt, auf die der Franzose so stolz ist; doch Wipfel, Dünenwüsten, Mondgebirge, die er nicht ahnt. Nicht ahnen will. Die Nibelungen und die Lieder von Dietrich und Hildebrand, Wolfram und Walther, Luther und Eckard, Grimmelshausen und Sachs, Scharnhorst und Blücher, Stein und Gneisenau, Grünewald und Dürer, Holbein und Peter Vischer,

Schlüter und Krüger, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Kleist, Hebbel Mörike, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Bismarck, Moltke, Helmholtz, Ranke, Treitschke: Das kann sich sehen lassen. Auch Frau Aja neben der Staël. Friedrich neben Bonaparte. Bach, Haendel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Marschner, Wagner, Brahms, Strauß neben Frankreichs Musikanten von Lully bis auf Adam, Auber, Bizet, Boieldieu, Debussy, Thomas. Wo sind in Ihrer Dichtung Kerle vom Schlag der Goetz und Lerse, Oranien und Miller, Faust und Mephisto, Hermann und Kottwitz, Marbod und Friedrich Wilhelm, Hagen und Herodes? Kerle, deren eckiges Gehäus des Traumes und wunderlicher Gottheit so voll ist? Von Alledem weiß Frankreich nichts. Von deutscher Landschaft, Gemüthsdünung, Naturempfindung. Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag. Nur die ersten Romantiker haben, ein Weilchen, danach ausgeguckt; bald aber, weils besser gefiel, sich wieder nach altem Brauch eingerichtet. Ists nicht Schande, daß nicht ein Werk Goethes auf Ihren Schaubühnen heimisch ist, nicht einmal Schillers Jungfrau eingelassen ward, nicht drei Dutzend Pariser die Namen Kleist und Hebbel kennen, im Luxembourg deutschen Malern kaum eine Wand gegönnt wird? Deutschland hat sich um die Eroberung geistiger, seelischer Werthe, der Kunst und der Wissenschaft, mit nicht geringerem Eifer bemüht als um die Breitung seiner Macht auf Festland und Meer. Frankreichs Hochmuth, der, aus Voltaires Mund, den unermessenen Shakespeare einen besoffenen Barbaren schalt, wollte sich niemals bewegen und bücken, um aus ferner Quelle zu schöpfen. Der Haufe, die Hennen: mehr braucht Chantecler nicht.

Dennoch: er kräht. Urtheilt über nie Erlebtes, niemals auch nur nah Gesehenes. „Deutschland hat keine Kultur, keine Kunst, verachtet frech alles aus Herz und Hirn der Lateinerwelt Geborene, war stets, ist und bleibt ihr unversöhnlicher Feind." So voll von Verachtung daß es jeder pariser Winkelposse, Martyrbergskizze, Filmspektakelei gastlich Herberge bot. So feindsälig, daß es, ein Vierteljahrhundert lang, mit bedauerlicher Emsigkeit, immer wieder Versöhnung ertastete. Gestattet Eure Excellenz, daran zu erinnern? Der Schauplatz des ersten Sühnversuches war die Republik der Geister. Die zur Internationalen Arbeiterschutzkonferenz aus Frankreich nach Berlin Abgeordneten werden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Aerztekongreß bittet Virchow die französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Gedächtniß zu tilgen. Des jungen Kaisers Mutter reist nach Paris, um selbst die französischen Maler zur Internationalen Kunstausstellung an den Lehrter Bahnhof zu laden. Dem Botschafter Herbette wird, zum Trost, gesagt, daß sie sich Gräfin von Lingen nennen, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstwerken für ihr Schloß Cronberg angeben und allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben werde. Aber sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach Saint-Cloud (wo 1815 Blücher und

Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwigs des Vierzehnten durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, die Reise der Kaiserin-Witwe sei ein „historisches Ereigniß", ein unüberbietbares Zeichen unseres versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. „So ists gemeint? Die Atelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen?" Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Déroulède mahnt, in einem hitzigen Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und der Maler antwortet: „Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin." Die von Herbette gewarnte Regirung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelms Mutter ist gestern in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint-Cloud gefahren. Unerhört! „In welchen Rinnstein soll die Knechtseligkeit dieser Regirung uns noch schleifen?" Freycinet und Floquet (Minister- und Kammerpräsident) erwirken von Déroulède die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vors Regnault-Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „boulange" tobt. Im Helliotsaal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un soufflet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: „Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, Kerkermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme." Vierundzwanzigster Februar 1891. Nun hagelts aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden danach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und aburtheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise („Que veut cette horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés?"). Iswolskijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben." Unversöhnlich. Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich

ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward.

So wars vor Tanger. Danach? Zwei Beispiele genügen.

Im März 1907 hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung des Sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist.“ Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des Zwanzigsten Corps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vor dem Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, dann sieghaft mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimath wiederzugeben.“ Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Tientsin, gegen Boxer, die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) erklärt, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandirenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinet, die Kommandanten des Sechzehnten und des Zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpellirt außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barrès, damals noch der feine Dichter des Jardin de Bérénice und der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!“ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Vielleicht hat ers gethan!) „Ueber die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sich in eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regirung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenthurm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?“ Zuerst

antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid in ihrem Postkartenalbum bewahrt. „Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zu Nervosität hat. Sein Nachfolger ist nach allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß sein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der . . .“ Die radikalen Parteigenossen hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treuste Uebertragung könnte eine Nuance verwischen. „Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le cœur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Diese Reden sind am siebenundzwanzigsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden. Haben sie nicht kriegerische Pläne genährt?

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Corpsbefehl (mit unwesentlich verändertem Wortlaut) veröffentlicht. Die Regirung kann sie überhören; kann, im Journal Officiel oder im offiziösen Temps, erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich theile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein Bischen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt sein Temperament doch niemals zügeln! Was wird Deutschland antworten?“ Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Seit am sechsten Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und an

Bernstorff nach London depeschiren, bis nach öffentlicher Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff", hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen", und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir diesen Fleck abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte." Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur senile Narren denken in der Republik noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hörten wir, aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regirten, wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignirenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hatte uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Den überliefs kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Gambetta mahnte noch: Stets dran denken, nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sichs um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Und gilt, Herr Präsident, nicht als Verbrecher, als Narr.

Im selben Sommer hatten Kaiser und Kanzler, in Kiel und Berlin, den Vicepräsidenten der französischen Abgeordnetenkammer empfangen. Herrn Eugen Etienne, den pechschwarzen Algerier, der dabei war, als Gambetta in seiner Stammburg Belleville dem höhnenden, johlenden Volk zubrüllte:

„Ich werde Euch, trunkene Sklaven, bis in Eure Höhlen verfolgen!" Der auf der Rückfahrt den entthronten Diktator mit seinem feisten Leib deckte und später Ferrys getreuster Dienstmann wurde. Und der trotzdem auf der Zinne des Deutschen Reiches als Frankreichs Stimmführer galt. Diesen Handlanger seiner Totfeinde hätte Clemenceau, der die wohlbeleibten Leute nicht so hoch schätzt wie der ältere Caesar, sicher nicht zum Vertrauensmann erwählt. Als der durch Plaudertalent und gefälliges Wesen beliebt gewordene Vertreter des Wahlkreises Oran heimgekekrt war und rundlich strahlend am Präsidialtisch saß, stellte Herr Pichon sich vor ihn hin und sprach, von der Tribüne, also: „Je déclare de la façon la plus nette que M. Étienne n'avait aucune mission, ni officielle ni officieuse, auprès du gouvernement allemand." Ein kurzes Sätzchen: und Wolken verhingen die Mittagsgluth. Noch deutlicher wurde die Presse. „Mit einem französischen Politiker, der zu Verhandlungen nicht autorisirt ist, zu sprechen, mag für den Kaiser und den Kanzler interessant sein; Nutzen kann solche Unterhaltung aber nicht bringen." (Le Matin.) „Die Tendenz des vielen Geredes über Etiennes Reise ist, uns zu einer Annäherung (oder Abdankung) zu bringen, wie die Gambettisten, wie später Ferry und Hanotaux sie träumten." (Le Nouvelliste.) „Man sagt, Wilhelm der Zweite träume von einer Reise nach Frankreich, die ihm stürmische Huldigungen bringen werde. Ich verspreche ihm überlaut jubelnde Zurufe für den Tag, wo er Heer und Flotte abgeschafft, das dadurch verfügbar werdende Geld den Budgets der Arbeit, des öffentlichen Unterrichtes, der Wissenschaft und der Schönen Künste zugewandt und der Menschheit so den Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe gegeben hat. An diesem Tage wird Wilhelm der Zweite ein großer Mann sein." (Le Combat.) „So lange Deutschland in Marokko nach der Vorherrschaft strebt, ist es in Nordafrika unser Gegner und seine friedlichen Betheuerungen werden von seinem Handeln widerlegt." (Le Journal des Débats.) Das klingt nicht wie Hochzeitmärsche. Nur in seinem Midi Colonial wird Herr Etienne ohne Einschränkung gelobt. Greise Senatoren und minder steife Romanschreiber (Herr Prévost, der sich als Erben Chauvins aufgethan hat, natürlich vornan), Abgeordnete und andere Advokaten stimmen in dem Urtheil überein: Ein rapprochement, das uns die Anerkennung des Frankfurter Friedens zur Pflicht macht, ist wider unsere Würde und deshalb unmöglich. Das war zu erwarten. Auf die Gefahr, als le plus farouche des Germains germanisants fortan nur lauter von den lieben Nachbarn verschrien zu werden, mußte ich sagen: Nur ein Kindergemüth konnte wähnen, Frankreich von Englands Seite zu uns herüberziehen und zwischen der Republik und dem Ewigen Bunde deutscher Fürsten ein Dauer verheißendes Einvernehmen schaffen zu können, so lange Clemenceau die französische Politik bestimmen darf.

Noch ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder November, das Parlament wieder (schrecklich) zu tagen beginnt. Nur bis in die ersten Maiwochen, so hatten die Zeichendeuter verkündet, sollte der Sperberkopf des Horos ihn freundlich anblicken. Dennoch hat er am Nationalfesttag in Lon-

champ neben dem Präsidenten auf dem Ehrenplatz gesessen; zum ersten Mal von diesem Sitz auf das Paradefeld herabgesehen. Wie mag ihm zu Muth gewesen sein? Dieser vierzehnte Juli hat dem alten Kampfhahn einen unbestreitbaren Triumph gebracht. Der plumpe, gleichgiltige Herr Fallières wurde kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dicht vor ihm mit einem altmodischen Revolver Lärm gemacht hatte. Aller Augen hingen an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vendée. Welche Summe des Erlebens! Arzt auf Montmartre. Nach dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches Amtsvorsteher in einem pariser Bezirk. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. Radikaler Abgeordneter. Ankläger Broglies. Totfeind Gambettas und Ferrys. Befreier der Communards. Erst Protektor, dann Gegner Boulangers. Der berühmteste Ministerschlächter. Ein Ehescheidungskandal mindert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais Bourbon. Vendu à l'Angleterre! Frankreichs bester Redner findet in Frankreichs Grenzen nirgends mehr Gehör. Ein Vernichteter? . . Ein Unverwüstlicher. Wer nicht hören will, soll lesen; muß. Der Rhetor wird, spät, Journalist; gründet die Justice und den Bloc, leitet die Aurore; wird das erfinderische Haupt des Dreyfusvolkes. Ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt; verdammt den Militarismus. Und sieht, als Ministerpräsident, vom Ehrensitz dann den Parademarsch, den General Picquart, sein Günstling, befiehlt. Die Beiden, die so lange gevehmt und des Landesverrathes bezichtigt waren, verkörpern auf diesem Felde der festlich erregten Menge den Gedanken der nationalen Wehrhaftigkeit. Sechsundsechzig Jahre; doch in Frack und Cylinder noch beweglich, ungebeugt, frisch und voll bösen Witzes wie an dem Tag, da er mit giftiger Zunge den Tonkinesen vom höchsten Sitz stichelte. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firnem Alter erreicht? Bündniß mit England. Trennung des Staates von der Kirche. Vereinsamung Deutschlands. (Der Dreißigjährige hatte gegen den Präliminarfrieden gestimmt.) Freilich: ganz so radikal ist er nicht mehr. Möchte sich als homme de gouvernement zeigen. Mit dem blanken Schwert seiner Rede hat er Herrn Jaurès hingestreckt. In Marseille die Bäckergesellen, in Paris die Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben. Als die Maifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Strike die Partei der Kapitalisten ergriffen. Die übermüthige, verhaßte C. G. T. (Confédération Générale du Travail) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen, hieß es; seit Ostern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozialisten. Der Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuerentwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräuel. Als gar noch die Winzerrebellion ausbrach, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die Departements Aude, Hérault, Tarn sich frech von der Republik losreißen wollten und das Siebenzehnte Regiment den Gehorsam

weigerte, schien Alles verloren. Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen, gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlösernimbus. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit aller Art das Meutern vergehen werde. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschraken; und ließ, als sanftere Mittel nicht wirkten, sogar schießen. Un mâle! Keiner hatte es ihm zugetraut. Und er hat Udjda besetzt, nach dem die Franzosen seit Jahren schon langten. Mit Japan und Spanien Verträge geschlossen. Eduards Liebling. Der Exponent der Pläne, die Herrn Delcassé das Ministerleben gekostet haben. Die Nation jauchzte dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. Die Abgeordneten waren froh, statt der neuntausend fortan fünfzehntausend Francs Lohn zu erhalten, und fanden, den Spender solcher Bescherung müsse Dankbarkeit noch ein Weilchen im Amt halten. Die Garde im Paraderock, über der Tribüne das lenkbare Luftschiff Patrie: auch Clemenceau hat eine Bastille gestürmt.

Sechs Monate zuvor, als die Reporter ihn zweifelnd fragten, ob er die Schwierigkeit der Kabinetsbildung überwinden werde, gab er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle." Bis er Senator und Minister gar wurde, rief er den Sozialistenfressern stets zu: „Le péril est à droite!" Er thuts nicht mehr. Nach der Heimkehr von der Truppenschau aber sprach er, der, als der schwachsinnige Matrose Maillé in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gesessen hatte, zu seinen Beamten: „Seht Ihr nun ein, daß die Gefahr rechts ist?" Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt ihn Frankreich seit bald fünfzig Jahren. Zieht dem witzigen Kopf dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp lächelnd triumphirt. Frankreichs Leiden ist allgemeiner und besonderer Art. Das auf seinem reichen Boden verwöhnte Volk kann sich den Forderungen einer gewandelten Zeit nicht mehr anpassen; seit der Revolution hat es für das modernste gegolten: und will nun nicht merken, daß es unmodern geworden ist. Seine Großindustrie (Ausnahmen: Kriegswerkzeug und Automobile) und Großfinanz kommt gegen die der Vereinigten Staaten, Britaniens und Deutschlands nicht auf. Unsere ernsten Geschäftsleute stöhnen, wenn sie nach Frankreich müssen. Da wird geschwatzt, gefrühstückt (noch immer im Restaurant) und wieder geschwatzt; da ists amusant, doch der Weg zu einem Handelsabschluß weiter als sonst irgendwo. Weiter und theurer; denn rechts und links schielen Augenpaare gierig nach einem pot de vin. Wozu sich überarbeiten? Man lebt nur einmal. Wenn die Frühstücksstunde schlägt, wird die wichtigste Verhandlung abgebrochen. Dabei ist der Franzose, der so oft rebellirt hat, fast konservativer als der Chinese. (Seine Große Revolution war im Grund nur Folge und Nachahmung der britischen. Bonaparte war Korse, Louis Napoleon Holländer, Eugenie Spanierin, Gambetta Genuese.) Er erfährt kaum, was draußen geschieht. Ist weder zu neuer Architektur noch zu neumodischen Mödeln zu

bekehren. Läßt Alles unverändert: Betriebsformen und Spielschachtelstuben, Theater und Landwirthschaft. (Nur der in Roms Schule gedrillte Dickkopf des Paters Combes konnte die Entkirchlichung durchsetzen, die den echten Franzen bald danach wieder langweilte. Toujours calotte!) Wenn dem Winzer gerathen wird, er solle die Reben, die nichts mehr einbringen, aus der Erde reißen und besser lohnende Frucht ziehen, glotzt er und glaubt sich von der Regirung verrathen und verkauft. Die Rebe hat die Ahnen genährt und muß noch die Enkel nähren. Findet der Traubensaft keinen Absatz, so kanns nur an der Gesetzgebung liegen. Eine neue Kultur versuchen? Lieber sei der Reichsleib zerfetzt. Paris selbst, Hugos stolze ville-lumière, kommt mit der eigenen Leuchtkraft längst nicht mehr aus. Kann den Fremdenstrom nicht, wie einst, ins enge Seinebett zwingen. Assimilirt die Zugewanderten nicht so leicht wie in stillerer Zeit. Hält sich nur um den Preis rascher Amerikanisirung auf der alten Höhe. Diese bewußte Rückständigkeit, der vor einem Einkommensteuerplan graut, erklärt manches Krankheitsymptom. Hinzu kommt das allgemeine Leiden der Demokratien: die Schwierigkeit, das souveraine Volk mit dem Gedanken der Staatsmacht zu versöhnen, in Ehrfurcht vor dem Zweck, der Pflicht und dem Recht des Staates zu erziehen. Wie der Sonnenkönig der Anekdote, so denkt nun der Bürger, Bauer, Arbeiter, Soldat und Seemann: Ich bin der Staat. Der Herr Abgeordnete hat den Herrn Präfekten und den Herrn Minister an der Schnur, kann Aemter geben und nehmen und ist selbst wieder dem Wähler unterthan. Niemand will dienen noch gar sich ausbeuten lassen. Das zeigt sich besonders im Heer. Der Oberst, der Brigadier ist ein Leuteschinder? Weg mit ihm! Seit man Jahre lang erzählt hat, die Generalität stehe unter der Fuchtel des Jesuitenordens, ist der Respekt vor den Federbüschen dahin. Sollen wir uns etwa knechten lassen? Für das Phantom eines Vaterlandes? Vaterländer sind Luxusartikel für reiche Leute. Der Arme muß froh sein, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Auch dieses Leiden ist nicht von gestern. Schon Lamartine hat gesagt: „Daß wir ewig zwischen nothwendiger Unterordnung und unmöglicher Freiheit hin und her schwanken, ist nur Dem ein Räthsel, der nicht erkennt, daß zwischen der Heereszucht und der aufrührerischen Volksseele das Gleichgewicht nie herzustellen war." Heftiger als in irgendeinem anderen Land ward in Frankreich die Wehrdienstpflicht bestritten. Und doch hat der große Lyriker, der sich einen konservativen Demokraten nannte und der Schöpfer der Zweiten Republik wurde, warnend gesagt: „Wenn wir die kurze und durch Gesetz geordnete Sklaverei des Waffendienstes verschmähen, werden wir unter das hundertfach härtere und nie wieder abzuschüttelnde Joch des Proletariates gerathen, das Heer der Sekten, der Parteiwuth über uns fühlen, die Unordnung im Haus haben, Aufstände erleben, keine Heilmittel gegen unser Uebel finden und das Ende der Gesellschaft unter Geheul und Gekreisch nahen sehen. Das hat der Menschenverstand des französischen Volkes merkwürdig schnell stets begriffen: 1793, 1830 und namentlich 1848." Wird ers noch einmal begreifen? Wird die Versöhnung der Demokratie

mit dem Staatsmachtbedürfniß, des Menschenrechtes mit der Bürgerpflicht gelingen? Schon hat Rouvier Frankreichs Auflösung beflennt, haben Sie selbst, Herr Poincaré, ungefähr im Ton Posadowskys, die Bourgeoisie zu freiwilligem Besitzrechtsopfer ermahnt. Schon fürchtet Mancher, die von der Freiheit Enttäuschten könnten einem neuen Tyrannen die Einzugsstraße pflastern. Clemenceau soll helfen. Den Staat retten. Kommunisten, Vaterlandlosen und Heeresfeinden den Daumen aufs Auge drücken. Vor sozialreformatorischen Plänen braucht sein Anhang nicht zu beben. Die sind fürs Schaufenster. Daraus wird nicht Ernst. Der gallische Raufbold metzelt munter, was ihm in die Quere kommt; bringt morgen Rothwild eben so gern wie gestern Schwarzwild zur Strecke. Und am Ende schafft der alte Jakobiner mit starker Faust im Reich der Lilienkönige Ordnung.

Das Streben nach einer franko-deutschen Verständigung würde ihn in eine noch wunderlichere Rolle drängen. Und was sollten wir ihm als Spielhonorar bieten? „Weder in Tongking und China noch auf Formosa und Madagaskar hat Deutschland unsere militärischen Schritte gehemmt, unsere Pläne durchkreuzt, unser Handeln irgendwie gestört. Das ist die reine Wahrheit. Und eben so wahr, daß in den zwei Jahren dieser kolonialpolitischen Arbeit Frankreich sich weniger als sonst um die Sicherung seiner europäischen Lage zu kümmern brauchte." Als Jules Ferry so sprach, schäumte Clemenceaus Gallierblut auf; weil der Sohn der Vogesen so sprach, mußte er fallen. Was dem Meister mißlang, soll sein aufgefütterter Schüler Etienne erwirken? Was Clemenceau als Abgeordneter hindern konnte, soll er als Frankreichs Herr und Hoffnung dulden oder gar fördern? Sein Fähnrich Pichon hat im Heumonat vor dem enthüllten Standbild Garibaldis die Verbrüderung der lateinischen Völker gepriesen, die, wie das Beispiel der Garibaldis (Giuseppes, Menottis und Ricciottis Reise nach Tours) eindringlich lehre, immer bereit gewesen seien, dem Recht gegen die Macht zu helfen. Noch lauter schrie der radikale Herr, der dem pariser Stadtrath vorsitzt. „Als unser Volk, das mehr als andere für das Wohl der Menschheit gedacht, gehandelt, gelitten hat, sich gegen rohe Gewalt wehren mußte, eilte Garibaldi herbei; ihn trieb das empörte Rechtsgefühl." (Das, leider, nur nicht zum Taktiker weiht. Die von dem Sohn der Seealpen geleitete Guerilla blieb ohne den kleinsten Erfolg, erleichterte Bourbakis Lage nicht und wurde in Bordeaux von den zur Nationalversammlung Abgeordneten ein schimpflich lächerliches Abenteuer gescholten. Verleumdung, sagt Pichon, der nun die Apotheose folgt.) So reden Clemenceaus Leute. Deren Herz wollten wir im Sturm erobern?

Nach allem Ereigniß zweier Jahrzehnte, aus denen hier Probebilder gezeigt wurden, spricht der Präsident der Französischen Republik: „Der Aberwitz unversöhnlicher Feinde hat die Vernichtung des Europäerfriedens vorbereitet. Wir sind die unschuldigen Opfer des rohsten und zugleich mit der schlausten Verschmitztheit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffes geworden. Unsere arbeitsame Demokratie wollte mit allen Mächten höflich verkehren und hätte jeden Ersinner oder Nährer kriegerischer Pläne als Verbrecher

oder als Narren behandelt." Am vierzehnten Julitag. Eine Stunde zuvor hat Herr Barrès in die Menge, die dem Sarg Rougets folgte, gerufen: „Uebers Jahr vor dem Kleber-Denkmal in Straßburg!" Weil Krieg ist? So hat, unter wolkenlosem Himmel, Déroulède hundertmal, haben Krieger, Schreiber, Kammerschwätzer aller Seelenhautfarben, De Mun und Rochefort, der Blitzkopf Maurras und der plumpe Daudet sehr oft gesprochen. Und wurden nicht als Verbrecher, nicht als Narren behandelt. Das war Ferrys Schicksal; des Besonnenen, der nicht Fanfare blasen wollte. In ruhige Höflichkeit zwang Frankreich sich nur so lange, wie es fürchten zu müssen meinte, der Nachbar werde schon das schrill kränkende Wort mit dem Schwert rächen. Nur in dieser Zeit blieb zwischen Rhein und Marne der Friede ungefährdet.

„Die Deutschen", hieß es, „haben mehr Kraft, wir haben mehr Temperament und geistige Feinheit. Ils ont la force, nous avons la flamme." Rieselte aber nicht auch durch Germaniens massigen Leib nun ein feines Feuer? Dieses Land hat nicht nur die Wucht seiner Lanzenreiter; hat auch Strategen, Techniker, Industrielle, Kaufleute, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Schlimm. Doch einstweilen nicht zu ändern. Von Marktschreierrezepten ist nichts zu hoffen. Weder die Lilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen kann helfen. Frankreichs Leib ist verstümmelt und darf die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz drum nicht ablegen. Aber das Leben geht weiter; in die Trauerchoräle tollt und jauchzt gallische Fröhlichkeit hinein; und übers Meer winkt mit rosigem Finger eine neue Morgenröthe. Deutschland zeigt sich höflich und thut, was es dem Nachbar am Auge absehen kann; der Kaiser, der Kanzler. Ein Kolonialreich? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in die Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Zorniger Argwohn witterte in diesem Programm den Mausfallenspeck. „Je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Erschütterung der Peripherie unberührt bleiben kann. Ein neues Frankreich verheißt Ihr uns? Wichtiger dünkt uns der Wiederaufbau des alten." Nicht Ferry nur hat den Widerhall dieser Stimmung gespürt. Und doch war Bismarcks Wunsch klar: auf der Westflanke Deutschlands das europäische Geschwür endlich, ohne gewaltsamen Eingriff, zu enteitern. Vor jedem Handeln und Unterlassen bedachte er, wie es auf Frankreich wirken werde. Die Republik konnte in Ruhe zur Weltmacht wachsen und das starke Glied eines Kontinentalbundes gegen britische Anmaßung werden, wenn es die Entscheidung des Kriegsgottes hinnahm. Das vermochte der gallische Geist nicht. Rache wollte er; kannte, wie Perkunos, keine andere Freude als die aus dem Blut der Feinde aufdampfende. Die Naturgeschichte lehrt, daß ein Geschöpf von sehr centralisirter Organisation den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht erträgt; so, sprach Mancher, wirds Frankreich ergehen: ohne den

Elsaß und Lothringen ist es kein lebensfähiges Reich mehr. Mit solchem Wahn mußte Deutschland rechnen. Für die Isolirung des Nachbars sorgen. Der ruht nicht, bis aufseinem Schild die Scharte ausgewetzt ist. Sobald Frankreich sich stark genug fühlt, will es Deutschland bekriegen. Und wird, leis oder laut, jeden halbwegs starken Feind Deutschlands unterstützen. Deshalb, meinte Bismarck, muß es um jeden Preis von Rußland, England, Italien getrennt werden.

Zwanzig Jahre lang ists gelungen. Zwanzig Jahre lang fand Frankreich keinen Bundesgenossen. Sah Deutschland stärker und reicher werden: und mußte die Hoffnung auf einen Sieg seiner Rachsucht mählich einsargen. Dreibund, deutsch-russische Assekuranz, das anglo-deutsche Verhältniß oft herzlich und immer korrekt: nur Wunderglaube konnte noch helfen. Im Frieden nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen, vom Krieg nichts zu erwarten. Dabei blühte die Wirthschaft der Republik üppig und ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung. Wer für Deutschland sprach, war noch immer gefährdet. Doch war man zufrieden, wenn Deutschland sich nicht rührte. Der Glaube, es zerstücken zu können, glich im Grund nur noch dem an ein besseres Jenseits. Bis an die Neige des Jahrhunderts konnte, in der Wärme des Wohlstandes, die Wunde verharschen.

Allein vermochte Frankreich gegen das an Menschenzahl, militärischer, industrieller, technischer und kaufmännischer Kraft ihm überlegene Nachbarreich nichts auszurichten. Doch unser hitziges Werben hatte ja das Eis, das die Republik blockirte, längst geschmolzen. Trotz allem Radikalismus, unter dessen Herrschaft die Autorität in Heer und Verwaltung welkte, hielt das Bündniß mit Rußland noch; und würde wohl fortwähren, bis Nikolai der Zweite einsah, was Nikolai der Erste früh wußte: daß von deutscher Intelligenz geführte russische Menschen dem Erdball Ruhe und Ordnung sichern können. Neue ententes, accords, agréments sind hinzugekommen. Mit England, Italien, Japan. Nach seiner Bevölkerungziffer mußte Frankreich in den zweiten Mächterang sinken; und ist doch reich, geachtet, umworben. Diese Zeit wählten arglos täppische Deutsche zu Versöhnung und Werbung. Als der Britenkönig, der mit seinen gelben Steinen Rußland, Frankreich, Nordamerika auf dem Schachbrett mattsetzen konnte, eine franko-deutsche Verständigung wollte, trieb ihn nur der Wunsch, dem deutschen Gegenspieler noch ein Feld zu nehmen: nach einem feierlichen Akkord konnte Deutschland sich im Fall eines Nordseekrieges nicht an Frankreichs Vermögen schadlos halten und war dem Britengroll ohne Faustpfand ausgeliefert. In jeder Noth deutschen Lebens würde die Erinnerung an die alte Wunde, die alte Niederleage Frankreich an die Seite unserer Feinde drängen. Nach dem Abschluß eines Bündnisses oder Kolonialgeschäftsvertrages, wenn all die guten Menschen und schlechten Musikanten, die für die „Annäherung" schwärmen, ihre Wonne ausgetobt haben, wird Deutschland in Ost oder West in einen Krieg verwickelt. Frankreich wartet: und sitzt uns nach der ersten Schlappe (kein redlicher Franzmann kanns leugnen) auf dem Nacken. Sollen wir ihm die Wahl der zur Revanche günstigsten Stunde überlassen oder uns, da wir

seiner (aus edler Wurzel stammenden) Rachsucht gewiß sind, das Praevenire vorbehalten? Von ihm, das unserem europäischen Besitzstand die Anerkennung weigert, die Garantie unserer Kolonialreichsgrenzen annehmen? Fibelleser mochten sich in der Pause an diesem Gedanken begeistern; solche Kinderpolitik als eine Friedensbürgschaft preisen. In den ersten Jahren nach dem Krieg brannte die Wunde heißer, ließen die Beust und Gortschakow, Skobelew und Boulanger, Gambetta und Clemenceau sie nicht vernarben: dennoch wurde der Friede nicht gestört. Weil Deutschland so stark schien, daß den vereinsamten Franzosen nichts zu hoffen blieb. Spät erst hofften sie wieder. Hofften, ohne Schwertstreich den frankfurter Vertrag zerreißen und die Fetzen neben die Algesirasakte in den Reliquienschrein legen zu können. Wir liebten redlich das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Kraft paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, wünschten ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht und wollten seinem Thatendrang, wenn er nicht unser Haus bedrohte, nie uns entgegenstemmen. Wir ehrten auch seinen Schmerz, achteten das Gefühl, das dem deutschen Nachbar die Trübung nationalen Glanzes nicht verzeihen konnte; und sagten, trotz Trafalgar, Waterloo und Faschoda: Dieses Volk, das auch im Hochsommer der Demokratie sich die gallische Wesensart bewahrt hat, vergißt schwerer als irgendein anderes erlittene Demüthigung. Da es uns aufrichtigen Herzens noch nicht lieben kann, müssen wir ihm Zeit lassen. Dürfen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch im verhaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitfamilie erkennen; selbst in dem Preußen, das nicht wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht wie die Urbs der Römer vom Weltreich aufgezehrt ist.

Wer solche Hoffnung gehegt hatte, wurde arg enttäuscht. Daß zu der Vereitelung unsere Politik mitwirkte, habe ich niemals geleugnet. Von allen pariser Anklagen ist nur eine fest begründet: Psychologie sei in Deutschland ein Treibhausgewächs. Zeichen der Schwachheit? Nein: der Kraft. Starke, zu Zeugung taugliche Menschen (und Völker) haben selten Muße und Trieb, sich in fremdes Seelengehäus einzufühlen. Kalidasa, der Prediger Salomo, Cervantes, Dostojewskij sind in Germanenreichen nicht denkbar. Da thront nicht Platons Weisheit, nicht Philons Wort-Gott, nicht die Mitleidslust des Buddha oder Heilands. Da ist an jedem Anfang die That; sät der Ahn, daß der Enkel ernte. Von Germanen kam der Drang in, das Gefühl für persönliche Freiheit. Euer Guizot selbst hats bekundet; und würde der Fabel lachen, daß zwischen Maas und Memel nur Knechte fronen. Bis in das Herz römischer Christenheit wirkte, aus Luthers stämmigem Willen, dieser Drang. Seelenerkenntniß reifte nur am Spalier. Fremde Volksart wurde nicht leicht verstanden und fast immer, wie Unreines, vom Blut abgewehrt. Diplomatie? Noch heute ist kaum Einem auch nur der Begriff durchsichtig. In heller Zeit hatte Deutschland nur einen großen Diplomaten; vor und nach Bismarck

keinen. (Dem König Fritz schadete der allzu oft auf die Lippe überfließende Spöttergeist. Und die Robert Goltz, Harry Arnim, Paul Hatzfeldt streckt nur blinde Liebe ins Maß der Großen.) Alle Fehler seien zugestanden. Unbestreitbar bleibt Frankreichs schroffe Abkehr von deutscher Werbung. Die Verträge mit Rußland (Ribot-Giers), mit Italien (Delcassé-Prinetti), mit England (Delcassé-Lansdowne) waren, ehe Deutschland plötzlich der Republik einen Weg, den nach Marokko, sperrte. Und daß diese Verträge den Rachekrieg ermöglichen sollten, war Spatzengeheimniß. England mochte sich durch den schnellen Bau der Kriegsschiffe und der Bagdadbahn in der Nordsee und am Persergolf, in Mesopotamien und Indien gefährdet fühlen; Rußland fürchten, die Bahnkonzession sei mit der Verbürgung ungeschmälerter Türkenherrschaft erkauft. Frankreich hatte nicht den winzigsten Grund zu mißtrauischer Sorge. Die Befestigung Vlissingens, der Scheldemündung konnte es nicht schrecken; wenn, nach Kitcheners zu lautem Wort, Englands europäische Grenze nicht der Pas de Calais, sondern die Maaslinie ist, durfte ein friedliches Frankreich ja nur wünschen, den Briten das Hafenthor von Antwerpen zu verriegeln. Ueber das Erzbecken von Briey, im Grenzbezirk Meurthe-et-Moselle, wäre im Lauf stiller Zeit den Häuptern der Industrie und Banken wohl eine dem Bedarf genügende Verständigung gelungen. Wo lag ein nicht wegzuwälzender Stein? Die Republik wollte Deutschland schlagen; ihm das Reichsland nehmen; der Hahn neuen Sonnenaufgang erzwingen. Trotzdem erwiesen war, daß Frankreich ohne den Elsaß und das deutsche Lothringen gedieh, und nur von Narrenkappen der Wahn klingelte, Straßburg sei eine im Kern französische Stadt. Ich weiß: Herr Clemenceau war als freier Mann, blieb als Homme Enchaîné Ihr Feind; Herrn Delcassé (der uns erst nach 1904 hassen lernte) mochten Sie nicht riechen; verkehrten fast innig mit dem „Annäherer" Caillaux; und gingen als erster Präsident auf deutschen Boden: an den Eßtisch des Freiherrn von Schoen. Wie Opfer sollten wir, in dankbarer Ehrfurcht, bestaunen, daß endlich, nach dreiundvierzig Jahren, ein Elysier ins Botschafterheim des Reiches trat, das in ehrlichem Kampf gesiegt, seine Grenze gesichert, altes Erbgut zurückgerafft hatte. Die Pariserstimmung klang reiner. Nach dem Umsturz der Ordnung in Persien, China, Südosteuropa wünschten Britanien und Rußland sich Ruhe. Doch vom Grundgebälk bis an den Dachfirst Frankreichs war Haß eingespeichert. Heute erst wissen wirs ganz. Sonst könnten Männer vom Rang der Bergson, Boutroux, France nicht wie das wüsteste Hallenweib keifen. Mit dem von solchem Willen erfüllten Volk war nicht in Eintracht zu leben. Das starrte auf ein von Pfuschern ihm zugestecktes Zerrbild. Deutschland: der Erbfeind (weil es den Louis und Bonaparte gierig Franzenland abrang); die finstere Höhle, worin die Horde roher Knechte haust. Was sie sinnt, ist Frevel, was sie spricht, Lüge; ihre Waare ist Schund (camelote), ihr Gewerbe Trug, ihr Krieg feiges Gemetzel; daß sie, der öffentliche Verhöhnung Schwangerer liebe Gewohnheit ward, von deutscher Kultur zu sprechen wagt, ist unübertreffbare Frechheit. Solche Koprolithen sind

nicht von gestern; aus Sauriernacht blieb der versteinte Koth. „Als ich in Versailles im Quartier lag, sah ich die Schulhefte der Söhne meiner Wirthin durch und war erstaunt über die ungeheuerliche Geschichtlüge, die in französischen Schulen kultivirt wird. Die Folge ist, daß der junge Franzose früh ein falsches Bild von der Bedeutung seines Volkes, von dessen Berechtigung zu Macht erhält und daß er mit einem Hochmuth in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt." (Bismarck.) Hochmuth, der schwüre, daß ohne sein Gekräh nicht Tag werden kann. Und der Sie, Herr Präsident, verleitet, jetzt noch die Erlangung der Rheingrenze, die Vernichtung des Feindes anzukünden. Als handelte sichs um Spielgewinn, nicht um Menschheitschicksal. Sie haben nie ernste Deutsche gekannt. Das Land der Dichter und Denker ist noch nicht in Sündenfluth gesunken; lebt nicht nur, wie die Wikingerstadt der Sage, in verwehtem Glockenton.

Warum pfaucht Ihre Wuth? Wäre der Krieg nicht durch die Schuld Einzelner, Menschen oder Staaten, sondern durch das grauseste Mißverständniß dicht verschleierter Absicht, durch Angstgefuchtel und Unklugheit geworden: Frankreich hat ihn erwünscht. Konnte ihn niemals unter günstigerem Stern führen als im Verein mit vier Großmächten, zwei kleinen Kriegerstaaten und einem kräftigen Nachbar. Die Dritte Republik war das aus der Scheide gelockerte, halb schon gezückte Schwert, nach dem jeder dem Deutschen Reich Grollende greifen konnte; und sollte. Nicht (wie mans jetzt darzustellen trachtet) als Schützer Belgiens rückte Frankreich ins Feld, sondern als Rußlands Gefährte. Einsam konnte es bleiben, den Entschluß zu Neutralität ankünden, sie sich sogar von Europa verbürgen lassen: und in feinste Daseinsform blühen, der Zierpark und Prunksaal des Erdtheiles werden und, mit der verwegen ins Weite strebenden Mannschaft, selbst, endlich, seine Siedlungen in Afrika und Asien nützen, statt sie länger noch Fremden als Schacht und Weide hinzugeben. Niemand hätte ihm eine Scholle, einen Wiesenrain abverlangt. Da es Rache und Rückeroberung besann: dürfte es klagen, wenn der von solchem Plan und von übermächtiger Verbündelung Bedrohte die ihm noch genehme Stunde für den Austrag des Streites wählte? Ist der Deutsche ein verruchter Schelm, weil seine Kraft dem Nachbarsauge nicht einleuchtete? Ein Franzos, der sie erkannte (doch nicht liebte und von wilder Gier nach Frankreichs Geld gelenkt wähnte), Herr Delaisi, hat, in der Flugschrift „La guerre qui vient", im Mai 1911 ungefähr vorausgesagt, was kommen werde, wenn Frankreich nicht vom alten Weg abbiege. Auch, daß Deutschland, um in der Klammer der Koalition nicht zu ersticken, durch Antwerpen schnell ans Meer vorstoßen und die französische Presse dann aus Riesenlettern heulen werde: „Belgiens Neutralität besudelt! Das Preußenheer auf dem Marsch nach Lille!" Dieser Marxist war kein Jesaias; nur ein kleiner Prophet. Schliefen die Kämmerlinge der Republik? Oder hofften sie, der „pedantische Barbar" nebenan sei wie ein Simson oder Duncan zu beschleichen? Für ihrer Blindheit Sünde blutet Frankreichs tapfere Jugend. Mit ihr wäre haltbarer Friede möglich geworden. Ihr war der Jammer um

die verlorenen Provinzen nicht Lebensinhalt. Manchem Jüngling, der die Luft westdeutscher Hochschulen geathmet, in den Wissens- und Gewissensschrein deutscher Menschheit geblickt hatte, entrang sich, wie nach Albendruck, das frohe Geständniß: „Das ist nicht die Kaserne, mit der man uns von Kindheit an schreckte!“ Aber die Jugend hatte in die Staatsgeschäftsleitung nicht dreinzureden. Die blieb den Verärgerten, von Milzsucht Gequälten, die stets an Gestern, nie an Morgen dachten. Deren Macht hat auch der Wahlsieg Rother und Röthlicher, von dem Hoffnung schimmerte, nicht gebrochen. Deren Vormann tröstet im Juli noch die zum Volksfest Versammelten mit dem Septembersieg an der Marne, dem einzigen Hauptschlag, der dem Vierbund in Europa gegen Einen gelang. Schlauer Verschmitztheit zeiht er den Feind, den, wie in Theben einst Antigones trotzigen Bruder, Sieben belagern. Die Krieger achten einander. Schwerverwundete, Deutsche und Franzosen, krochen und ächzten sich in Bern an die Wagonfenster, um den Leidgenossen vom anderen Stamm Gruß und Wunsch ins Krüppelantlitz zu winken. Hinter der Front schimpft und speit der Präsident der Französischen Republik. Wo ist die Leistung Eurer Excellenz? Im Hauptgebiet Ihrer Industrie herrscht immer noch Deutschlands Heer. Sie aber verheißen nahen Triumph und sehen aus Dämmernebel den Ruhmestag steigen. Chantecler als Staatsmann? „Ist eine Sonne mir ungehorsam: ich bin der Hahn fernerer Sonnen und des Glaubens voll, daß eines Tages nie wieder Nacht werden wird.“

Hirn und Schwert.

Von dem Lys her, aus Westflandern, wo deutsche Krieger jetzt den Ruhm ehrwürdiger Feldzeichen erneuen, kam zum ersten Mal die Kunde von dem Heldengeist des Mannes, der im schwersten Kampf deutscher Geschichte jedem Gedächtniß auferstehen mußte; als der Schmied preußischer Waffen, der Zeuger und Erzieher deutscher Wehrmacht. Im Krieg der verbündeten Monarchien gegen das Heer der jungen Französischen Republik hatte, an der Seite, als der Berather des hannoverischen Generals von Hammerstein, der achtunddreißigjährige Hauptmann Gerhart Johann David Scharnhorst aus der flandrischen Festung Menin, dem Meenen vlamischer Spinner, einen Ausfall und Durchbruch gewagt, dessen Kühnheit der Feind selbst bestaunte (und dessen Nachglanz noch dreizehn Jahre später Herrn Neidhart von Gneisenau, als den Nachfolger Lucadous im Kommando der belagerten Festung Kolberg, zu dem Ausfall und Sturm auf den Wolfsberg ermuthigte). Die Franzosen Carnots, Hoches, Marceaus waren 1794 stärker als die Kämpfer für ererbtes Königsrecht. Die unbequeme Selbständigkeit preußischer Generale hatte in London verstimmt, die Engländer schickten kein Geld mehr an die Spree und aus der eigenen Kasse konnte der König neuen Krieg nicht bezahlen. Das beste Heer der Koalition war also gelähmt, Pichegru drang über die gefrorenen Flüsse in Holland ein, England mußte weichen und die

Gründung der Bataverrepublik dulden. Die Berliner freuten sich noch an dem Novembersieg, den ihr Heer, unter dem Braunschweiger, bei Kaiserslautern über Hoche erfochten hatte, und sangen zum ersten Mal zu Haendels alter Weise den neuen Text (von Baltasar Schuhmacher): „Heil Dir im Siegerkranz!" Vier Lustren gingen, ehe ein Preuße es wieder anstimmen durfte. Auch unter dem jungen König, Friedrich Wilhelm dem Dritten, verwittert das Heer Fritzens, der doch laut gewarnt hat, Mannestugend nicht durch trägen Hochmuth und Weichlichkeit zerbröckeln zu lassen. Neue Warnung wird von den Stimmen übertönt, die der Dünkel alter Truppenführer in den Glauben bethört hat, Preußens Armee sei noch unübertrefflich und unüberwindlich. Am Vorabend ihres Niederbruches nennt selbst Blücher, der nie mit Bewußtsein Unwahres spricht, sie unbesiegbar. Feldmarschall Moellendorff setzt hinter jeden Neuerungvorschlag nur die barsch höhnende Antwort: „Das ist vor mir zu hoch!" Kabinetsrath Mencken (der Vater Wilhelminens, die Bismarcks Mutter wurde) mahnt immer wieder, nicht zu viel Geld für Soldaten auszugeben. Und schon wird öffentlich die Frage erörtert, ob man in Friedenszeit überhaupt ein Heer brauche. Dennoch wird die Präsenzziffer, um ein Geringes, erhöht. Jede Besserung der Technik aber, gar der Rath, den ins Ungeheure angeschwollenen Troß zu mindern, als von Abenteurern ersonnene Narrheit abgelehnt. Der Soldat treibt, wenn er aus der Kaserne heimkehrt, sein Gewerbe und erzählt der Familie, daß heute wieder der Teufel los war, weil nicht jeder Zopf die vorgeschriebene Länge, nicht jedes Heubündel die rechte Form hatte. Mancher Batterie fehlen die Pferde. Um von Berlin nach Breslau zu kommen, kriecht ein Artillerieregiment vier Wochen durch den Sand. Das Offiziercorps wehrt sich starr gegen den Eindrang wissenschaftlichen Geistes. Die verwilderten Junker des Gendarmesregimentes ärgern den berliner Bürger durch Maskenaufzüge, in denen, zum Beispiel, ein langer Reiter, als Katharina von Bora verkleidet, den Doktor Luther mit der Hetzpeitsche bedroht. „Das Civil" mochte froh sein, wenn es nicht selbst Hiebe bekam. Vergebens kündet der König dem Offizier strengste Strafe an, der „auch nur den geringsten meiner Bürger brüskirt"; ruft vergebens: „Die Bürger unterhalten die Armee, nicht ich!" Mit dem schärfsten Wort ist eingewurzelter Mißbrauch nicht auszuroden. In dieses Heer tritt, als Oberstlieutenant der Artillerie, Scharnhorst. Wird bald zum Leiter einer Offizier-Lehranstalt ernannt und gründet die Militärische Gesellschaft. Er spricht über die Feldzüge Friedrichs und Bonapartes, lehrt, daß ein Heer „nie konzentrirt stehen dürfe, aber stets konzentrirt schlagen müsse," und weckt durch solche Ketzerreden das Verständniß für die Pflicht aufdämmernder Kriegstage. Wie war der Mann?

„Schlank und eher hager als wohlbeleibt, trat Scharnhorst, ja, schlenderte er sogar unsoldatisch einher; gewöhnlich etwas vornübergeneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Auge groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Auge halb geschlossen,

gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopf immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Inneren kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Antlitz und dessen Geberden auch hielt: er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegschlösser. So war sein Wesen; er hatte es durch sein Schicksal sowohl als durch seinen Verstand gewonnen. Aus niederem Stand hatte er sich emporgerungen und von unten auf viel gehorchen (auch der Noth) lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch den König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings, geworden; denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hatte er, von den Eigenen und den Fremden belauert und den welschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war Diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber, in fast dehnendem Ton, kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch um keines Strohhalms Breite zurückweichen soll. Wenn er so dastand, auf seinen Stock gelehnt, sinnend und überschauend, gesenkten Hauptes und halb verschlossenen Auges und doch zugleich kühnster Stirn, hätte man meinen mögen, er sei der Todesgenius, der, über den Sarkophag der preußischen Glorie gelehnt, den Gedanken verklärte: Wie herrlich waren wir Preußen einst!“ (Ernst Moritz Arndt.) „Scharnhorst stand im Krieg von 1806 der Heeresführung nah genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesenkt, die tiefen, sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab; die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Thor selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Ellenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang; schlicht und schmucklos in Allem. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreitete um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Er war ein echter Niederdeutscher; schamhaften Gemüthes, still und verschlossen von Natur. Das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der

Freundschaft. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbethörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgeschichten war sein Urtheilsspruch immer der strengste, schonunglos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitterniß jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht; denn sie fühlten, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage." (Treitschke.)

Was hat der Mann dem Lande geleistet? Er schuf ihm das der Nothwendigkeit genügende Heer, Landwehr und Landsturm; er war der Organisator des Sieges. Fünf Jahre stand der Hannoveraner in Preußens Dienst, als der von den Treusten lange gefürchtete Zusammenbruch Ereigniß wurde. Scharnhorst wird bei Auerstädt verwundet, bei Lübeck gefangen; bei Eylau lächelt seinem heißen Werben das Schlachtenglück. In den Tagen des Unglücks will er nicht aus dem Dienst scheiden; „so lange der König noch einen Soldaten hat, ists wider mein Gefühl." Mit Gneisenau, dem um fünf Jahre jüngeren Franken, eint ihn der Wunsch, „wenn der Staat sich wieder erhebt, mit einem kleinen Gehalt zurückzutreten und nur im Krieg wieder zu dienen; im Sonnenschein des Glückes mögen Andere sich wärmen." Mit Gneisenau, Grolman und Boyen, die seines Wollens Stab sind, beherrscht er den Ausschuß, der die Reorganisation des Heeres vorbereiten, zulänglichen Offizierersatz sichern soll und vor jedem anderen Grundsatz dem Geltung erringt, daß nicht gemietheten Ausländern, daß fortan nur seinen Söhnen das Vaterland die Vertheidigung anvertrauen dürfe. Seit dem Frieden von Tilsit ist Scharnhorst Generaladjutant. Im Jahr 1809 wird er heimlichen Ungehorsams und dunkler Mächlerei mit den Engländern verdächtigt und sein Reformplan dem Kriegsherrn als unbrauchbarer Tand dargestellt. „General Scharnhorst verfolgt, verleumdet, denunzirt, noch krank von einem Gallenfieber, will von seinem Posten abtreten!" Gneisenau schreibts an den Grafen Götzen, den Statthalter in Schlesien. Und an Friedrich Wilhelm: „Wenn schon früher die Leiter der Militärgeschäfte Eurer Majestät mit eben der Einsicht, Entschlossenheit und eben dem Muth gedient hätten wie die Männer, die man jetzt chaotischer Verworrenheit beschuldigt, dann wären die Berathungen über das Militärwesen wahrscheinlich nicht am Pregel (in Königsberg), sondern ruhig an der Spree fortgepflogen worden." Der König entrafft sich den Schlingen listiger Verleumdung, setzt Scharnhorst dem Kriegsdepartement vor und erlaubt, endlich, dem lange Verkannten, Verhöhnten, sein Krümpersystem auszubilden und das „Volk in Waffen" auf tragfähige Beine zu stellen. Der auf der Denkensspur Spinozas und Dantons schreitende Schöpfer deutscher Wehrfähigkeit weiß, wie der junge

deutsche Mensch zu behandeln ist. Er müht sich im Jahr 1811, dem König den Entschluß zum Krieg abzuringen. Vergebens. Noch einmal tritt Gneisenau am Thron für ihn ein. „Scharnhorst ist ein Mann, dem man oft hier zu Lande nur das Gebiet der Theorie einräumen und dem man mich gleichsetzen möchte, mich, der ich ein Pygmäe gegen diesen Riesen bin, dessen Geistestiefe ich wohl bewundern, nimmer aber ergründen kann." Dennoch muß Scharnhorst für sich, für den fränkischen Freund und für Boyen abermals den Abschied erbitten, da der König den Oberst von Knesebeck nach Petersburg schickt und den Zaren anflehen läßt, den Frieden zu wahren. Erst im Februar 1813, in Breslau, hat Friedrich Wilhelm, „wahrscheinlich durch die heilbringende Nähe Scharnhorsts, begriffen, daß er sich rüsten müsse." (General von der Marwitz.) Was den tapferen Raisonneur wahrscheinlich dünkte, ist seitdem als wahr erwiesen worden. „In Breslau sprach sich noch nicht die Entschlossenheit aus, gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich sie in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten. Ein großer Theil des anwesenden Adels war zwar nicht gegen den Krieg, wohl aber dem Staatskanzler (Hardenberg) und Scharnhorst abgeneigt, die er als die Hauptförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigenthumes haßte. Trotz allen ermunternden äußeren und inneren Anzeichen blieb die Stimmung des Königs doch immer noch im höchsten Grade unentschieden. Und im höchsten Grade unbillig war er gegen den um ihn so hochverdienten Scharnhorst. Daß Scharnhorst, unterstützt durch die Zeitereignisse, mit seinen Ansichten gesiegt hatte, mochte wohl der Hauptgrund zu diesem Benehmen sein. Das wirkte auch so stark auf Scharnhorst, daß er den Gedanken faßte, aus dem Dienst zu treten. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich diese Stimmung von Scharnhorst (der sonst in solchen Dingen selbst gegen seine Freunde verschlossen war) früh erfahren: und so wurde es mir möglich, dem Staatskanzler davon Nachricht zu geben, der durch seine Vorstellungen den König von da an zu einer anderen Auffassung vermochte." (Hermann von Boyen: „Denkwürdigkeiten." Dieser erste Kriegsminister Preußens hat auch geschrieben: „Gegen Scharnhorst war der König ungerecht, indem er die Schuld seiner Unentschlossenheit von sich auf andere Gegenstände zu wälzen suchte, auch oft Verdacht äußerte. Diese Verhältnisse wirkten auf Scharnhorst so nachtheilig, daß ein Nervenfieber ihn an den Rand des Grabes brachte; der edle Mann trug von da ab den Keim der zerstörten Gesundheit in sich. Alles, was Landesbewaffnung oder außerhalb der Bahn des Herkommens liegende Entwickelung eines freieren kriegerischen Geistes beabsichtigte, hatte bei dem König entweder kein Zutrauen oder fand sogar an ihm einen entschiedenen Gegner.") Ward die Zeit noch nicht erfüllt? Im April ist Scharnhorst Generalstabschef des preußisch-russischen Heeres, das Sachsen vom Joch der Fremdherrschaft lösen soll; und Gneisenau jubelt: „Jedes Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr (Blücher) ist neu begeistert. Scharnhorst, unser Erster Generalquartiermeister, leitet uns.

Als unsere Kavallerie von Breslau abzog, flog in der selben Richtung ein Schwarm Krähen. Ha, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns nach, um noch mehr davon zu fressen. Ich bin nie so hoch beglückt gewesen. Die Morgenröthe eines schönen Tages erblickend, lebe ich der beseligenden Ueberzeugung, daß wir Preußen nicht wieder unterjocht werden können; denn die gesammte Nation nimmt Theil an dem Kampf; sie hat einen großen Charakter entwickelt und ist unüberwindlich. Wir werden unseren Enkeln die Unabhängigkeit hinterlassen."

Nur die Morgenröthe des schönen Tages hat Scharnhorst erblickt. Aus zuversichtlichem Herzen ruft er der Tochter zu: „Mag der Feind noch so überlegen sein, mag er noch so große Siege jetzt über uns erfechten: die ganze Anlage dieses Krieges ist so, daß im Lauf des Feldzuges uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." In der Schlacht bei Groß-Görschen wird er, am zweiten Maitag, verwundet. „Scharnhorst habe ich nie so feurig gesehen wie an diesem Tag. Nichts schien ihm zu entgehen; er ordnete an, machte Blücher auf Mancherlei aufmerksam und veranlaßte mehrere Veränderungen bei den Truppen." (General von Hüser.) Der Verwundete selbst aber schreibt an Julie: „Ich habe einen traurigen Tag gehabt: schlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenstein, Mangel an allen Ideen von unserer eigenthümlichen Lage und in der Schlacht selbst keine Leitung des Ganzen. Was war da Großes zu erwarten?" Das Kreuzen der Kolonnen von Blücher und Yorck hatte die Ankunft der Truppen verzögert. „Dies war allerdings ein Uebelstand, an dem aber Niemand anders als das russische Hauptquartier schuld war, das den verschiedenen Kolonnen solche Richtungpunkte gegeben hatte, daß ein Kreuzen nicht zu vermeiden war. Aber der König, der, trotz allen Diensten, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, immer noch einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Kriegsansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war nicht zugegen) laut und öffentlich, wobei Oberst Knesebeck, der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Aeußerungen des Königs, daß so Etwas doch eigentlich mit Festungarrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und rief: ‚Das ist recht! So kommt Dienst in die Armee!' Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Inneren verwundet als dieser." (Boyen.) Weils an Munition fehlte, mußte das Heer bis an die Elbe zurückgehen. Als Zar Alexander dem Verbündeten diese Nothwendigkeit zeigte, schrie Friedrich Wilhelm: „Das kenne ich schon! Wenn wir erst zu retiriren anfangen, werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen; auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel. Dat ist ja wie nach Auerstädt!" Blücher aber sprach zu seinen Soldaten: „Das Pulver is alle. Darum gehn wir zurück bet hinder die Elbe. Da kommen mehr Kamraden un brengen uns wedder Pulver und Blei; un dann gehn wir wedder drup up de Franzosen, dat se de Schwärnoth kriegen! Wer nu seggt, dat wi reteriren, Dat is en Hundsfott! Guten Morgen, Kinder!"

Der dankbare König möchte den Generalstabschef in die Festungstube einriegeln. Den Verwundeten; den Mann, dessen Haupt das Mirakel des deutschen Volksheeres zu zeugen vermocht hatte. Dem längst siechen Feldherrn lähmt die Kugel den Leib. Gern ließe er sich in einer Sänfte aufs Schlachtfeld tragen. (So noch, hatte er einst dem großen Husaren Blücher zugerufen, selbst so „wären Sie unser Anführer und Held. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!") Unmöglich. Um dem Vaterland auch in dieser Siechenzeit still zu nützen, will er nach Wien; die Oesterreicher, deren Nahen das Hauptquartier ersehnt, in Eile spornen. Unterwegs verschlimmert sich die Schenkelwunde. Er schreibt: „Ich gehe vor Ungeduld zu Grunde. Die Heilung geht langsam und ich werde dabei von Unruhe und Schmerz ganz elend. Soll es denn nicht sein, daß endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn. Könnte ich das Ganze kommandiren, so wäre mir daran viel gelegen; ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig. Da ich Das aber nicht kann, so ist mir Alles gleich. An Distinktionen ist mir nichts gelegen; da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Und, auch aus Prag, an Friderike Hensel: „Du bist das einzige Wesen, das innigen Antheil an meinem Leben nimmt. Mir bleibt nichts als ein fremdes Wesen, das sonst Niemand hat, an welchem es besonders hinge: Das bist Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde sehen!" Zweimal wird an der Wunde operirt; vor der dritten Operation schreibt er, um in der Heimath die Freunde zu beruhigen, an die Schlesische Zeitung: „Die gute Aufnahme so vieler edlen Menschen und die Geschicklichkeit meiner Aerzte lassen mich den besten Ausgang hoffen." Als das Blatt diese tröstliche Kunde ans Licht bringt, ist Scharnhorst tot. Steins Nachruf: „Sein Tod ist ein großes Unglück; ein richtiger Verstand, eine Ruhe, eine gründliche Wissenschaft, eine aufopfernde, sich selbst verleugnende Hingebung für das Gute waren die herrlichsten Eigenschaften, die seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige, weit um sich greifende Wirksamkeit verschafften." Blüchers: „Nun ist leider unser guter Scharnhorst auch tot. Eine verlorene Schlacht wäre kein größerer Verlust für uns gewesen. Die Kabale hatte ihm Feindschaft. Nun ist Gneisenau noch da. Geht Der auch ab, so folge ich, lebendig oder tot." Gneisenaus: „Er war einer der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte. Was er dem Staat gewesen ist, dem Volk, der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon bei dem Todesfall gleichgiltig bliebe. Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von Denen vergessen werden könnte, die ihm nah standen, ihn ver-

ehrt und geliebt haben." Treitschkes: „Tragischer hat Keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan; und Der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Sieg den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes!"

Preußens weisester Krieger sah den Morgen der Freiheit nicht leuchten, in die er das Heer, das Volk in Waffen, erziehen wollte. Im Innersten einsam und fern der Heimath mußte er sich zu seiner letzten Reise rüsten. Die Söhne sind ihm, in der Armee, im ernsten Spiel um das Glück ihrer Zukunft, entfremdet, die Tochter ist in der Sorge um den Mann und die Kinder in den Pflichtenbann der Hausmutter gezwängt. Das Sehnen des Sterbenden umarmt in Bräutigamsinbrunst das erwählte Vaterland und die Geliebte, Friedrichs Staat und Friderike. An der Schwelle des Lebens weissagt seine Lippe: Die Knechtschaft endet! Auf dem berliner Invalidenfriedhof ruht er. Sein Steinbild steht, von Rauchs feiner Hand gemeißelt, zwischen der Lindenwache und dem Zeughaus Hitzigs. Ein vergessener Mann? Jeder Tag deutschen Krieges zeugt von seiner That. Daß Preußens, daß Deutschlands Heer werden konnte, was es ward, dankt es diesem David, nicht betreßt stolzirenden, durch bequeme Fügsamkeit empfohlenen Goliaths. Dankt es der Losung, die ihn dem Schwerenöther Yorck vereinte: „Niemals zufrieden sein!" Denn der Zufriedene will rasten, will genießen: und Selbstsucht stopft ihm aus den Daunen der Selbsttäuschung flink dann das Lotterbett.

Die Franzosen sind anderen Sinnes. Sie wollen noch unter fahlem, blutroth umnebelten Himmel zufrieden sein, noch um den Preis jähster Enttäuschung sich, auf dem Weg an den Abgrund, endgiltigem Triumph nah wähnen. Bonaparte, der von draußen, aus korsischer Wildniß kam, hat ihr Wesensbedürfniß erkannt; Zugelassene sehen oft schärfer als Zugehörige. Er merkte, daß sie schmerzende Wahrheit nicht ertrugen: und schonte ihre Wehleidigkeit. Er fühlte den nationalen Wunsch, jedem anderen Volk sich überlegen zu glauben: und sperrte jeder solchem Glauben gefährlichen Erinnerung das Thor. Daß England einst Frankreich geschlagen und Calais belagert hatte, daß ein Engländer je anständig handeln könne, durfte, in der Presse und auf der Bühne, eben so wenig erwähnt werden wie ein Thronraub, die Rache an einem Tyrannen oder das Dasein des Hauses Bourbon. Das Wahlvaterland will sich in dem Bewußtsein spiegeln, daß es seine Kriege stets nobler geführt, noch auf blutigem Feld milder des Menschenwerthes gewaltet habe als irgendeine fremde Nation? Er gönnt ihm die Kinderfreude; die vor Vertrauten sein Grimm freilich höhnt. In Egypten ließ er neunzig Kranke seiner eigenen Mannschaft vergiften und siebentausend gefangene, wehrlose Musulmanen erschießen; auf dem Rückzug von Saint-Jean d'Acre ringsum das zur Ernte reife Land in eine Wüste wandeln. „Warum nicht? Nur dort war ich frei, nicht zu Rückblicken auf Oeffentliche Meinung genöthigt und durfte drum thun, was sich ziemt. Als Wellington vor Massenas

Heer nach Lissabon wich, hat ers auch so gemacht; alle Mühlen verbrannt, Vieh, Nährmittel, brauchbare Menschen auf seinen Marsch mitgenommen. Achtzig Meilen Wüste: Das ist für den Feind schlimmere Gefahr als eine Hauptschlacht. Nur Wellington und ich sind, in Europa, solcher Entschlüsse fähig. Ihn preist England; mich würde Frankreich verdammen, wenn es davon wüßte. Tadeln nicht elende Geschichtschreiber heute noch Ludwig den Vierzehnten, weil er die Pfalz ausbrennen ließ? Der König war obendrein unschuldig daran. Louvois gab den Befehl; vor meinem Auge bleibts die beste That dieses Ministers." (Unsere Wüste lag in der Picardie.)

Jedem Sterblichen, dem Einzelnen und der Volkheit, erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm sei Keinem je das Athmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Verkennung, Neid, tückischer Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe. Das stärkste Hirn, von dem die Erdgeschichte aus dem Bezirk der Willensthat berichtet, ist dem Verhängniß nicht entgangen: Bonapartes. Der ist noch im Käfig nicht träg, nicht müde geworden; hatte noch auf Sankt Helena den hellen Geist und das frische Gedächtniß wie an dem Tag, da er dem Minister Dejean, in dessen langer Kostenrechnung zwölfhundertdreißig von einem Armeecorps in Fontenay verzehrte Rationen standen, zurief: „Hier stimmts nicht. Dieses Corps war damals in Rochefort und ist auf dem Marsch nach Spanien nicht durch Fontenay gekommen. Ihre Haushaltsrechnungen sind falsch." Eine Rechnungzeile unter Hunderten: und die Rüge wurde durch die Prüfung als richtig erwiesen. Solches hätte der Unermeßliche auch in Longwood noch vermocht; noch im Todesjahr gewußt, wie viele Geschütze bei den Torres Vedras und auf den graudenzer Wällen standen. Im All aber, als kosmische Erscheinung, sah er sich immer schief. „Frankreich versteht meine Stellung nicht und mißversteht drum fast täglich mein Handeln. Die fünf oder sechs Familien, die Europens Throne besetzt haben, ärgert, daß ein Korse nun eben so hoch sitzt wie sie. Nur durch Gewalt kann ich mich halten; nur durch Einjochung sie zwingen, mich als Ihresgleichen zu behandeln; wenn sie nicht mehr vor mir zittern, ist mein Reich zerstört. Deshalb muß ich jede feindsälige Unternehmung niederschlagen, jede Drohung schon rächen. Was einen eingewurzelten Herrscher kaum berührt, wird mir zur ernsten Sorge. So lange ich lebe, komme ich mit diesen Schreckmitteln aus. Ist mein Sohn nicht ein großer Feldhäuptling, kann er nicht, was ich kann, dann muß er vom Thron herunter. Ein Mann genügt nicht zur Festigung einer Monarchie. Eingesessene Könige führen Krieg, um eine Stadt zu nehmen oder eine Provinz zu zerstücken; bei mir gehts immer um das Dasein, des Kaisers und des Reiches. Auch im Inneren stehe ich anders als ein angestammter Monarch. Der mag müßig in seinem Schloß hocken und schamlos lüdern: Niemand bestreitet ihm das Herrschaftrecht, will ihn verdrängen, ersetzen, Niemand darf ihn, dem nur

das Geburtrecht, nicht Menschenbeistand, auf den Thron half, der Undankbarkeit zeihen. Mit mir ists anders. Jeder General wähnt, auf den Thron eben so viel Recht wie ich zu haben. Jeder Sichtbare bildet sich ein, er habe mir am achtzehnten Brumaire den Weg vorgezeichnet. Gegen all diese Leute muß ich streng sein; wenn ich ihnen Vertraulichkeit erlaubte, griffe ihr Wille bald in meine Macht, ihr Finger in den Reichsschatz. Sie lieben mich nicht; daß sie mich fürchten, genügt mir. Nach außen und drinnen stützt mich nur die Furcht. Ließe ich sie schwinden: ich würde schnell entthront. Das Verdienst Eines, der so hoch zu steigen vermochte, muß, als des in seinem Jahrhundert größten Mannes, in jeder Stunde von der dankbaren Menschheit gewürdigt werden." Selbst Dieser also, der die großen Zeichen der Zeit aus klarem Auge erkannte und Tyrannis zunächst nur als eine die Völker in Selbstbestimmungrecht tragende Brücke wollte, er sogar meint, durch die Schwere des (selbst geschmiedeten) Schicksals den Grenzen der Menschheit entrückt zu sein. Er will nicht belehrbar scheinen; darf nicht: sonst wiche die Furcht; bräche der Balken, der sein Machtgehäus stützt. Da er Alexander von Humboldt für einen Preußenspion hält, ihm hundertmal bei Hofempfängen den Namen abfragt, nie aber ein anderes Wort an ihn vergeudet und dem Polizeiminister Savary die Ausweisung des Lästigen befohlen hat, wagt keine Schranze Widerspruch; und Graf Chaptal, Minister des Inneren, kann das Vorurtheil des Kaisers nur dadurch entkräften, daß er sich stellt, als kenne ers nicht, und vor Napoleons Ohr Humboldt als den gelehrtesten Erdforscher der Zeit und einen Pfeiler französischen Ruhmes preist. Weil dieser Minister, den ungemeines Können und Pflichtbewußtsein aus dem Dutzend hebt, so nützliche Heuchelei in jedem Nothfall wiederholt und sich nie in die Aufwartekunst des mit Schwanz und Pfoten wedelnden Hündchens erniedert, wird er weggejagt. Und der Abschied durch die giftigste Kränkung der Mannheit erzwungen. Während der Minister dem Herrn Vortrag hält, läßt Bonaparte sich, abends, die Ankunft des Fräuleins Bourgoin (von der Comédie-Française) melden, das jeder Höfling und Lakai als Chaptals Freundin kennt. „Sie soll warten; ich bin bald fertig." Der Minister hört, daß sein Mädchen für einen Nachtbesuch zum Kaiser geholt worden ist; rafft seine Papiere zusammen, geht: und schickt am nächsten Morgen die Bitte um schleunige Verabschiedung in die Tuilerien. Mußte, nach solcher Gefühlswirrung, erst das Geheul im dresdener Gespräch mit Metternich, erst die klägliche Flucht aus Fontainebleau erweisen, daß der Korse kleiner war als sein ungeheures Schicksal? Den Baumeister Ibsens scheucht Schwindel vom First der Häuser, die seine Kunst schuf. Bonaparte, der als Sechsundzwanzigjähriger in Italien, mit einem dünnen, schlecht gerüsteten, schlecht genährten, gekleideten Heer vier österreichische Armeen schlug, von dort bis an Wiens Thore vordrang und, wie auf goldenem Wagen der Kriegsgott, durch Europa toste, versteigt sich in den Wahn, als Imperator einsam auf einer schlanken Säule, von Kanonen und Bayonnettes, von Furcht und Schrecken geschirmt, hausen zu können. Zu müssen: weil er anders

ist, als jemals zuvor irgendein Sterblicher war, sich in anderem Glanz, von ganz anderer Gefahr, Mißgunst und Tücke umlauert sieht; weil ein Sondergebild seiner Wesensart nur auf halber Höhe zwischen Gottheit und Menschheit zu athmen vermöchte. Als die Säule geborsten, dann, mit Blutkalk, vermörtelt war, hielt, über dem Grab des Glückes, auch der Glaube nicht mehr als Bindemittel; trug der nur fürs Auge geheilte Schaft nicht die Herrlichkeit. „Denn mit Göttern soll sich nicht messen irgendein Mensch. Hebt er sich aufwärts und berührt mit dem Scheitel die Sterne, nirgends haften dann die unsicheren Sohlen und mit ihm spielen Wolken und Winde. Was unterscheidet Götter von Menschen? Daß viele Wellen vor Jenen wandeln, ein ewiger Strom; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle und wir versinken."

Weil er, in stolzer Bescheidung, sich immer, noch auf nie erträumten Machtgipfeln, als Menschen, nur Menschlichem nah verwandt fühlte, konnte Bismarck sein Werk schaffen und in dauerndes Gedeihen fördern. In keiner Minute seines vielfarbigen Erlebens hat er die Lösung aus dem Allzusammenhang erstrebt. Vor die Hauptausgabe seiner Reden das terentische „Homo sum" gesetzt; und schon verdrossen dreingeblickt, wenn der Trab einer geschmeidigen Zunge einen Genius oder Dämon in den Hünenleib einquartirte. Auch er hatte seine Vision gestaltet; auch er gewußt, daß Recht überall aus Macht wurde. Doch sein Werkzeug war der Gedanke; und sprach im Hirn Bonapartes der Feldherr, so in Bismarcks der Künstler das erste Wort. Der Urkünster vom Stamm des Buddha, Moses, Perikles, der nicht aus schlechtem Wortstoff, aus verwitterndem Stein und zerschleißender Leinwand, sondern aus Willen und Herzen vieler an eine Daseinskette gereihten Menschengeschlechter seine Schöpfung wirkt. Humor und Skepsis (solche Wörter aus Menschheitbesitz soll auch der Allzudeutsche nicht übersetzen), die dem Korsen stets fern blieben, waren im Wald und am Hof, in der Pommernhaide und am biarritzer Strand, im frankfurter Bundeshaus und in der friedrichsruher Altväterstube des Märkers zuverlässigste Gesellen: und hielten ihm den Drang nach Ueberhebung in Gottähnlichkeit eben so weit vom Hals wie der fröhlichen und der düsteren Majestät seines Vetters Shakespeare, des im Bezirk der Vorstellung und hoher Bildnerkunst stärksten Hirnes. Diesem Deutschen (durch dessen Adern gewiß auch Slawenblut rann) wurde sein Sankt-Helena der Sockel zu neuer Größe; die alle zuvor erlangte noch überragte. Ihm vollendete Leidens Bitterniß erst die Persönlichkeit. Grund zu Klage über Neid, Undank und jegliche Form der Gemeinheit hätte auch er gehabt, den Parteigenossen, in seiner Amtszeit und in den Tagen der Vehme, niederträchti gverdächtigten, den neun Zehntel der Heimathpresse in Dreck zerrten, der von ihm geschaffene Reichstag ohne ein Nachrufswort scheiden ließ und „Aufrechte" vom Schlag der Bennigsen, Miquel, Hohenlohe wie einen Pestkranken mieden. Lächelnd sprach er, halb mit Erbarmen, von so Jämmerlichem; und verkletterte sich nie auf die Zinne des Luftspiegelschlosses, wo ein Mensch thurmhoch über der Menschheit thront. Weil seines Geistes Acker früher bestellt und gründlicher gepflügt war als

Bonapartes (der armistice mit amnistie, section mit session verwechselte und die rentes viagères, nach trügendem Gehör, voyagères nannte). Weil in ihm des Künstlers Fähigkeit war, die Welt als Schauspiel zu genießen, an dem er mitwirkte und das er nun, ruhend, betrachtet. Weil er nie von dem Allmachtrausch des Feldherrn trunken ward, der sich berufen, durch Himmelsbefehl verpflichtet glaubt, Recht und Gesetz mit dem Schwert zu zerfetzen und Ordnung zu stiften, die seinem Heer, der Sicherung seiner Zerstörerarbeit frommt. Obwohl er die Schmiedung der preußischen, der deutschen Waffe ermöglicht und vor unvermeidlicher Anwendung nicht gezaudert hat, ist Bismarck vom Feind selbst nie als Vertreter des „Militarismus" gescholten worden. Der droht nicht von allgemeiner Wehrpflicht, langer Dienstzeit, starker Rüstung und steter Züchtung der Führer aller Grade. Der wird erst, wenn der im Heer heute noch unentbehrliche Geist bis in die Tiefen des Bürgerthumes fortwirkt, bis auf die Höhen, wo Reichsschicksal berathen wird; wenn das Denkorgan hörbarem Urtheil weniger gilt als irgendein Kriegsgeräth; die nutzlose, dumme Knebelung unbequem selbständigen Meinens nirgends mehr redlichen Zorn weckt; der Beamte (in Fritzens und Steins Ausdrucksweise: ein Volksdienstbote) sich dem Unbewaffneten, der ihn bezahlt und dem er würdig zu dienen hat, vorgesetzt wähnt. Das in solchem Zustand heimische Volk ist im Wollen und im Gefühl militarisirt; hat seine Sache auf die Kugel der Kriegsfortuna gestellt und muß auf Politik eben so verzichten wie auf innere Gemeinschaft mit anderen, nicht durch den Zufall des Krieges ihm angeketteten Völkern. In diesem Zustand, der im letzten Lustrum Bonapartes den Zusammenbruch der Kaiserei vorbereitete, sah Bismarck die Lebensgefahr, die der kräftigste Staat nicht gesund überstehen könnte. Weder für sich noch für seine Landsleute ersehnte er Triumphatorsruhm, dessen Tropengluth in jeder Zone die Seelen ausdörren muß. Nie hat er darüber geklagt, daß Moltkes Generalstabswerk seinen Namen nicht nannte; nie aber auch, nicht einmal in Kriegszeit, die Herrschaft des Soldaten über den Staatsmann, des Werkzeuges über den Meister, geduldet. Wehrhaft zu sein, zu bleiben, dünkte ihn Pflicht; nicht weniger wichtig, durch Rechtswahrung und Achtung fremden Volkswerthes die Thür zur Freundschaftwerbung offen zu halten. „Greifen wir an, so wird das ganze Gewicht der Imponderabilien, die viel schwerer wiegen als die materiellen Gewichte, auf der Seite der Gegner sein, die wir angegriffen haben. Die deutsche Politik hat nicht auf Prestige hinzuarbeiten; da sie Interessenpolitik, nicht Machtpolitik, sein soll, ist jetzt ihre Aufgabe, Kriege zu verhindern. Das kann sie, wenn die Leiter das Geschäft verstehen, auch, ohne dem deutschen Volk so schwere Opfer aufzuerlegen, wie die neue Militärvorlage thut." 1893: als General Von Caprivi die russische Rückversicherung, wie von zehn Waffenrockträgern mindestens neun, „zu komplizirt" gefunden und Politik durch Militarismus (mit Freisinnsstuck) ersetzt hat. Von Staatsmännern, die ihr Geschäft zu verstehen behaupten, forderte Bismarck, daß sie ihr Land vor Ueberfall schützen und, wenn sies nicht vermochten, keinen Wehlaut über

Unglimpf und Niedertracht ausstießen. Denn: jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er kleiner ist als sein Schicksal und, sich selbst erst, dann Andere darüber hinwegzutäuschen, auf ellenhohen Socken der Welt kündet, so schwer wie ihm sei Keinem je das Athmen, das Handeln geworden, weil nie zuvor Neid und Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet habe.

Was wäre geworden, wenn Bismarck sich dem Willen der Generale gefügt, vor dem Gott und den Halbgöttern des Großen Generalstabes das Haupt gebeugt hätte? 1864. Wilhelms Ministerpräsident will Oesterreich aus dem Deutschen Bunde drängen; zuvor aber in enger Gemeinschaft mit ihm in Schleswig-Holstein handeln. Die Generale schelten ihn schlapp; einen marklosen Zauderer. „Unser weiteres Zusammengehen mit Oesterreich war gefährdet bei dem heftigen Andrang militärischer Einflüsse auf den König, die ihn zum Ueberschreiten der jütischen Grenze auch ohne Oesterreich drängen wollten. Mein alter Freund Feldmarschall Wrangel schickte, unchiffrirt, die gröblichsten Injurien gegen mich telegraphisch an den König, in denen mit Bezug auf mich von Diplomaten, die an den Galgen gehörten, die Rede war." (Wie gestern.) Daß der Verantwortliche zu rechter Zeit den Schein des Zauderers nicht scheute, rettete Preußens Zukunft. 1866. Bismarck will, statt selbst anzugreifen, Oesterreich zum Angriff zwingen. Das zieht im März seine Truppen in Böhmen zusammen; fordert auch die Kleinstaaten zu emsiger Vorbereitung auf. Im Mai will Moltke losschlagen: weil Oesterreichs Heer von Tag zu Tag stärker werde. Der Minister bestimmt den König, die Kriegserklärung abzuwarten. Hätte die Erinnerung an preußischen Ueberfall nicht die Knüpfung des Freundschaftbundes erschwert? Im Generalstab heißt Bismarck „der Questenberg im Lager". In Nikolsburg ist er gegen die Fortsetzung des Krieges und den Einzug in Wien. „Wenn Oesterreich schwer geschädigt wäre, so würde es der Bundesgenosse Frankreichs und jedes Gegners werden; es würde selbst seine antirussischen Interessen der Revanche gegen Preußen opfern." Harter Zusammenstoß mit der Heeresleitung. Abschiedsgesuch. Antwort des Königs: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohn erörtert, und da Derselbe sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerz gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen." 1867. Moltke hält den Krieg gegen Frankreich für unvermeidlich und sagt, während des Haders um Luxemburg, zu dem Abgeordneten Grafen Bethusy-Huc: „Ich muß wünschen, daß dieser Anlaß zum Krieg benutzt werde. Der kommt, spätestens in fünf Jahren, doch; und das heute unbestreitbare Uebergewicht unserer Organisation und Bewaffnung mindert sich von Tag zu Tag. Je früher wir schlagen, desto besser." Bethusy meldets dem Bundeskanzler. Der antwortet: „Moltke ist sicher im Recht. Aber ich kann die Verantwortung für solchen Präventivkrieg nicht auf mich nehmen. Die persönliche, wie immer begründete Ueberzeugung eines Regen-

ten oder Staatsmannes, daß der Krieg einst doch hereinbrechen werde, kann den Entschluß zur Kriegserklärung nicht rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse können die Lage ändern und das scheinbar Unvermeidliche abwenden." Drei Jahre danach erst, als die Einung Deutschlands möglich geworden ist, macht er aus Abekens Depeschenentwurf die emser Fanfare. 1871 will der Generalstab Belfort, der Kanzler zuerst nicht einmal Metz. „Ich war für die Sprachgrenze, habe aber von den militärischen Autoritäten gehört, Metz sei hunderttausend Mann werth." 1875 zügelt er den Eifer, der Frankreichs Rachsucht in Blut sühnen möchte. „Mir lag solche Absicht damals und später so fern, daß ich eher zurückgetreten sein würde, als zu einem vom Zaun zu brechenden Krieg die Hand zu bieten, der kein anderes Motiv gehabt hätte als das, Frankreich nicht wieder zu Athem und zu Kräften kommen zu lassen. Ein solcher Krieg hätte meiner Ansicht nach nicht zu haltbaren Zuständen in Europa auf die Dauer geführt, wohl aber eine Uebereinstimmung von Rußland, Oesterreich und England in Mißtrauen und eventuell in aktivem Vorgehen einleiten können gegen das neue und noch nicht konsolidirte Reich, das damit die Wege betreten haben würde, auf denen das erste und das zweite französische Kaiserreich in einer fortgesetzten Kriegs- und Prestige-Politik ihrem Untergang entgegengingen." Ueber seinen alten König sagt er: „In seinem Geist waren die militärischen Eindrücke die vorherrschenden; und das Bedürfniß, die glänzende Siegeslaufbahn fortzusetzen, war vielleicht stärker als die politischen und diplomatischen Erwägungen." Ueber Moltke: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstab der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfniß haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerthen und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, ihr Ergebniß in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfniß der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Wenn man die Theorie, welche der Generalstab mir gegenüber zur Anwendung brachte und die auch kriegswissenschaftlich gelehrt werden soll, so ausdrücken kann: Der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten kommt erst wieder zu Wort, wenn die Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Janustempel zu schließen, so liegt schon in dem doppelten Gesicht des Janus die Mahnung, daß die Regirung eines Krieg führenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen hat als nach dem Kriegsschauplatz. Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der vom Staat verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, und die Berathung des Monarchen in Betreff dieser Ziele ist und bleibt während des Krieges wie vor ihm eine politische Aufgabe; und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegsführung

sein. Deren Wege und Mittel werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen. Namentlich aber zu beurtheilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Uebergang vom Krieg zum Frieden einzuleiten, dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können. Wer wird leugnen wollen, daß die Beantwortung rein politischer Fragen einen vollberechtigten Einfluß auf die Richtung, die Art, den Umfang der Kriegsführung fordern, daß zwischen Diplomatie und Strategie in der Berathung des Monarchen eine Wechselwirkung bestehen muß?" Eben so stolz wie auf die Verhütung übermächtiger Koalition war Bismarck darauf, daß er 1864 Englands, 1866 Frankreichs, 1870 Rußlands Eintritt in den Krieg gehindert hatte. Und der Stratege hatte wohl Grund, ihm dankbar zu sein.

Zwischen den Wegen Bonapartes und Bismarcks muß Deutschland wählen. Will es Triumph (also seinen Enkeln sicheres Unheil): dann muß es sich aus der Menschheitgemeinschaft lösen, jedem unfreundlichen Auge mit blankem Schwert drohen und seinen Krieg, ein Jahr, zwei Jahre, weiterführen, bis rechts und links „annektirt und evakuirt" werden kann. Will es in die majestätische Vernunft zurück, die es bis in Mannbarkeit betreute: dann muß es aus falscher (also fortfälschender) Ideologie sich rasch in die Erkenntniß retten, daß Kriegsmittel den Krieg höchstens noch in Waffenstillstand enden können. Verriegeln die Kriegsgewinnheimser ihren Schädel noch länger dieser Gewißheit und rühmen, was aller Gräuel grausester ist, durch den Mund ihrer Miethlinge, Magister, Schreiber, Verbandssekretäre als Hochzeit: ihre schäbige Sache ist nicht des deutschen Volkes. Das sehnt sich aus Nebeln in Klarheit. Glaubt nicht mehr, daß der ganze Westen, der breite Ostrand Europas nur von Gaunern, Strolchen, Straßenräubern bevölkert sei. Will nicht seinen Stempel fremder Volksart gewaltsam aufprägen noch die eigene als Allheilmittel ausbrüllen, von dem die Welt, mag sie auch Tod vorziehen, genesen müsse. Will nicht Gewöhnung in Prahlsucht und Lüge, sondern Lüftung seines Hauses und Läuterung seiner Seele: als den einzigen Ertrag, der abscheuliche Metzelpflicht heiligen kann. Setzt diese Mehrheit, die an Zahl und gesundstämmiger Natur überwältigende, sich leise gegen Profitwuth durch, die, unbewußt oder bewußt, ihr Kriegsziel für des Vaterlandes ausgiebt, dann weicht die Militarisirung der Geister, endlich, wieder in den ihr hörigen Bezirk: und fruchtbare Politikarbeit wird möglich. Dann müssen wir, uns, nicht Fremden, zu Nutz, gestehen, daß wir die uns feindlichen Völker eben so verkannt haben wie sie uns; ihre Streitkraft und Seelenstärke. Der schlecht besonnene, nach voller Erfüllung noch unergiebige Wunsch, siebenzig Millionen Menschen der Welt in bis ins

Winzigste spaltloser Wollenseinheit zu zeigen, muß bestattet, den allzu lange gebundenen Geistern die Freiheit zur Wirkung durch den Gedanken wiedergegeben werden. Der Minister, Staatssekretär, Präsident dem Wink der Militärgewalt nur da gehorchen, wo ers vor Gewissen und Volkheit verantworten kann. Die ganze Nation jeder Verlockung in Geschimpf und Geflenn stolz widerstehen; die Trugkunst Derer, die Stimmung „machen" wollen, wie eines Hausdiebes Schandthat verachten; in edler Tapferkeit alle Kriegsmittel abwehren, von denen nicht Entscheidung, nicht anständiges Ende des Kampfes zu erwarten ist. Wer Menschlichkeit zu den überwundenen Begriffen warf, sinkt in Thierheit. Wer im zwanzigsten Jahrhundert nach dem Christus sich in Kriegsformen entschlösse, deren Hammurabis und Agamemnons Heere sich geschämt hätten, dürfte nicht staunen, wenn wider ihn der kleine Ring menschlichen Gemeinsinnes sich in Eisenstachel aufsträubte. Und wäre auch nur kurz befristeter Triumph ihm gewiß? Wir müssen wählen. Müssen vorwärts. Aus Triumphsucht in Vernunft; aus Militarismus in Politik. Sonst senkt das Unwägbare den Feinden die Schale. Wettrüstung wird nach diesem Krieg unmöglich; daß sie von uns versucht werden könne, schreckt selbst freundliche Neutrale aus dem Wunsch deutschen Sieges. Weiset ein Ziel, das die unbefangene Menschheit freudig ersehnen darf! Entschnüret Euch dem Wahn, ringsum regire, überall, krämernde Habgier den Willen. Nur mit erblindeter Seele leben Menschen und Völker von Brot allein. Und keines anderen Eroberers Werk währt als des Gedankens.

(Dessen in Unwettern festestes Heim müßte die Kirche sein. Hat die Springfluth aus Militaristensinn auch diese Arche nun schon bespült? Seit den Tagen des von zwei emsigen Theatermachern flink zusammengestoppelten, von manchem hemmunglosen Unterzeichner zu spät bereuten Aufrufes „an die Kulturwelt" ist nie wieder aus einem Stück deutscher Prosa so lauter Hohn vom Ausland, feindlichen und neutralen, in die Heimath zurückgehallt wie aus dem Artikel, den ein preußischer Hofprediger, Licentiat Doehring, am Karfreitag im Lokalanzeiger veröffentlicht hat. Horchet!

„Es war von langer Hand vorbereitet, abgefeimt ausgesonnen und mit einem kaum zu überbietenden Maß von Tücke und Falschheit durchgeführt, was da an dem mittelsten Kreuz auf der Schädelstätte vor Jerusalem seinen Abschluß fand. Wenigstens war es als Abschluß gedacht von Denen, die den ganzen teuflischen Plan ausgeheckt und unter skrupelloser Benutzung aller, aber auch aller Mittel zu verwirklichen verstanden hatten. Schon die Ankläger Jesu kannten den fürchterlichen Satz: ‚Der Zweck heiligt die Mittel' und handelten Dem entsprechend, als sie sich zu gemeinsamer Aktion mit dem Römer Pontius Pilatus verbanden. Ob unschuldig Blut vergossen wurde oder nicht! Karfreitag einst. Und heute. Niemals ist gegen einen Einzelnen infamer gesündigt worden als damals. Niemals ist gegen ein Volk infamer gesündigt worden als heute. Der Einzelne war Jesus. Das Volk sind wir Deutsche. Die Parallelen, wie man an ihm verfuhr und wie man an uns verfährt, sind schreiend deutlich. Diese Feststellung hat für mich etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Was am Meisten in die Augen springt, ist Dies: Das Urchristenthum hat das Große, Weltüberwindende in dem Leben Jesu und den Grund zu seiner Erhöhung zur Rechten des Vaters in seinem Gehorsam bis zum Tode, ja, bis zum Tode am Kreuz gesehen. Versuchen wir, Das mit einem uns gerade jetzt geläufigen Wort wiederzugeben, so muß es lauten: Sein Grundsatz für Leben und Leiden

war Durchhalten! Doch beachten wir noch ein Zweites. Das Durchhalten Jesu hatte ein Ziel. Freilich nicht ein selbstgestecktes, sondern ein gegebenes. Aber nicht zufällig gegeben, als hätte es auch irgendwo anders liegen, leichter erreichbar sein können! In welch letzterem Falle es Grund zu Mißmuth und Unwillen in sich getragen hätte: warum muß es gerade so weit liegen, warum kann es nur unter so großen Opfern erreicht werden? Und was dann noch mehr zu fragen wäre. Für Jesus gabs kein Warum. Seit Jesu Tod ist der Beweis erbracht, daß man sterben kann und nicht nur sterben muß. Daß also Alles, was zum Tode führt, ja, noch der Tod selbst eine Zielstrebigkeit in sich trägt, die über das Ende unseres natürlichen Lebens und über unseren Grabeshügel himmelhoch hinausweist, wenn anders das Opfer des Lebens eine Gabe des Erdenkindes in die Hände seines himmlischen Vaters ist. Dann lohnt sichs, zu sterben. Dann hat es Zweck und Sinn. Die häufigste Frage, die man heute hört, lautet: Wie lange dauert der Krieg noch? Man schelte mich nicht leichtfertig, wenn ich mit einem Wort, das sich nach Scherz anhört, aber von mir bitter ernst gemeint ist, antworte: Bis er zu Ende ist. Deutsches Volk! Soll der sterbende Jesus am Kreuz für Dich eine Verheißung sein, soll Deinem Karfreitag ein Ostern folgen und Deine Sache die Welt überwinden, wie seine sie überwunden hat, dann halte an Deinem Kreuz, in diesem Krieg aus, bis über Deine Feinde die Nacht, über Dir aber der Ostermorgen anbricht."

Aus dem Muschelschloß dieser Hauptsätze summt seltsame Offenbarung. Hanans Gericht und die Kreuzigung des Galiläers: nicht höchste, tiefste Tragoedie, darin jeder Handelnde an sein Recht glaubt und, im Mantel seiner Wesenheit, glauben muß; sondern ein Vorstadtstück von hehrer Unschuld und abgefeimter Tücke oder ein Krippenspiel von Gott und der Teufelsrotte. Jesus: der Erste, trotz den Weisen Indiens und Egyptens, trotz Seneca und Sokrates, der Willensbereitschaft zum Tod erweist. Seines Lebens und Leidens Grundsatz: „Durchhalten!" Nie hatte solche Deutung Einem gedämmert. War auch die Auferstehung etwa dem Durchhälterdrang zu danken? Das von der Zehe bis an den Scheitel gewaffnete Deutschland, dem alltäglich gesagt wird, daß der Zweck ihm, der Sieg, jedes Kriegsmittel heilige, in Gleichniß mit dem friedsamsten Geistkünder gerückt, der Schmerz und Schmach wehrlos zu dulden gebietet und sich selbst, ohne auch nur das Schwert seiner Zunge zu zücken, unüberwunden und durch Gottheit unüberwindlich, in die Hand der Peiniger giebt. Weiß dieser Hofprediger nicht, daß die Judenheit sich wider Jesus kehrte, weil er sie in seines Athems Feuer verbrennen wollte? Daß er, mit in Reine geweihtem Bewußtsein, den Krieg begann, der ihm Gewissenspflicht war? Steht Deutschland, wie Dieser, vor Hohepriester und Statthalter? Und wird durch so wunderliche Klitterung dem Glauben an Deutschlands Selbsterkenntniß, an die redliche Würde seiner Himmelshirten gedient? Die Kirche im Krieg: ein leidig langes Kapitel; das erst im Frieden ans Licht gelangen und ringsum Klarheit schaffen wird. Jedem Sterblichen erblindet die Seele, wenn er der Welt kündet, nie zuvor habe Neid, Verkennung, tückischer Haß Einem, wie ihm, jeden Schöpfborn vergiftet und Keinem sei drum das Athmen, das Handeln so schwer.)

Vom Schlachtfeld bei Waterloo ist Napoleon am zwanzigsten Juni 1815 nach Paris zurückgeeilt; um zu retten, was noch rettbar scheint. Mit verstaubtem Rock und speckig glänzender Haut keucht er, fast ohne Athem,

in den Elysischen Palast. Zur Kammer möchte er reden; mit Stachelworten sie, einmal noch, in Entschlußkraft aufpeitschen. Sie will nichts hören. Erbittet die Abdankung. Fouché, einst das Haupt der Polizeischnüffler, jetzt der Provisorischen Regirung, und Oesterreichs Staatskanzler Metternich bürgen für die Thronfolge des kleinen Napoleon. „Mein politisches Leben hat geendet und ich verkünde die Thronbesteigung meines Sohnes." Der Entkrönte scheint ruhig. Spazirt im Garten und antwortet im Ton heiterer Gelassenheit den Bürgern, die, ihren Kaiser vom Rücktritt abzumahnen, über die Mauer geklettert sind. Der Drang der Menge schwillt an. Jerome, Joseph, Lucian fürchten, die Regirung, die schon Zurückhaltung fordern ließ, trachte dem Bruder ans Leben oder wolle ihn dem Feind ausliefern. Bonaparte geht, mit Las Cases, nach Malmaison, wo er, vor dem unglücklichen Feldzug, in wehmütig ahnungvoller Erinnerung an Josephine einen halben Tag verträumt hat. Durch Kammerbeschluß ist Napoleon der Zweite Kaiser der Franzosen und bis zu seiner Mündigkeit die Staatsgeschäftsleitung einer Regentschaft anvertraut. Der Feind rückt vors Thor der Hauptstadt (wo Davout, als Oberbefehlshaber, noch über siebenzigtausend Mann verfügt); in elf Tagen ist Blüchers Heer von dem belgischen Schlachtfeld bis nach Gonesse, dicht bei Paris, gelangt. Wenn der Kaiser an die Spitze des Heeres zurückkehrte? Allzu laut ist auf allen Landstraßen noch der Ruf: „Vive l'Empereur!" Die Regirung beschließt, den gefährlichen Mann durch den Generallieutenant Becker und eine Abtheilung der Gendarmes überwachen und so schnell, wie es ohne Gewaltanwendung möglich ist, aus der Gährungzone wegbringen zu lassen. Wohin? „Im Hafen von Rochefort sind zwei Fregaten seeklar zu machen, die Napoleon Bonaparte in die Vereinigten Staaten von Amerika bringen sollen." Am nächsten Tag kommt der Gegenbefehl: „Zuerst nach der Insel Aix." Becker (den Fouché, als einen vom Kaiser Gekränkten, für das Wächteramt erwählt hat) meldet sich; so ehrfürchtig, als stünde er vor dem noch in Allmacht Regirenden. Bonaparte erbietet sich, als einfacher General, ohne Fürstenrang, die Truppen gegen den Feind zu führen. „Ich werde Blücher schlagen." Da die Regirung den Antrag ablehnt, verläßt er, am neunundzwanzigsten Juni, La Malmaison. Oberhofmeister Bertrand soll für Bücher sorgen; aus der pariser Bibliothek Werke über Kriege und Kriegskunst, über Amerika und Egypten, alle Jahrgänge des „Moniteur de l'Empire", die beste Encyklopädie und die brauchbarsten Wörterbücher kommen lassen. In Saintes wird der Zug von jakobinischem Pöbel überfallen, das Gefolge bezichtigt, den Staatsschatz mitgeschleppt zu haben, in ein Wirthshaus gesperrt; durch das Drängen treuer Landleute aber befreit. Bonaparte ist nicht belästigt worden. Am dritten Juli, morgens, kommt er in Rochefort an, wo ihn General Gourgaud erwartet. Er legt die Uniform ab und zeigt sich, vom Söller der Seepräfektur (die nun, wie jedes Haus, in dem der Kaiser weilt, „Schloß" heißt), im Bürgerrock der Menge. Er ist still, kalt; scheint von dem Sturm des Ereignisses kaum gestreift. Ein Marinelieutenant und ein Schiffsfähnrich erbieten sich, auf

einer Pinasse den Kaiser zu retten. Ein junger Franzose, der eine dänische Brig führt, will ihn nach Amerika bringen. Nein. Am achten Juli, zehn Minuten nach Fünf, scheidet er vom Festland Frankreichs. Ist der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ausgeträumt? Von der Küste winkt eine dichte Schaar dem Hafenboot nach, das ihre Hoffnung durch die starke Brandung trägt. An Bord der „Saale" wird Bonaparte mit den seinem Rang ziemenden Ehren empfangen; Salut hat, in seinem Auftrag, Gourgaud verbeten. Der muß bei ihm bleiben, bis der Schlaf sich des im Tiefsten nun doch Erschütterten erbarmt; und wird um vier Uhr früh schon wieder in die Kabine gerufen. Landung auf der Insel Aix. Massenjubel; wie bei der Abfahrt aus Rochefort. Festungwerke und Geschütze werden besichtigt. Der Seepräfekt bringt den Befehl der Provisorischen Regirung: Weiterfahrt binnen vierundzwanzig Stunden. Trübsal auf allen Stirnen. Der Kaiser riegelt sich ein. Soll er bleiben, sich in Widerstand waffnen, nach Bordeaux fliehen, in die Vereinigten Staaten entschlüpfen? Das Vernünftigste ist wohl, zunächst die Absicht der Engländer zu ergründen. Las Cases klettert an Deck des englischen Kriegsschiffes „Bellerophon". Verdächtiger Name. So hieß der Sisyphosenkel, der, wie Jakobs Sohn Joseph, sich gegen Verführung sträubte, von der Enttäuschten deshalb des Angriffes auf ihre Frauenehre geziehen und, mit einer Tafel, deren Geheimschrift ihn als des Todes würdig bezeichnete, an ihren Vater gesandt wurde. Der war redlicher als die buhlsüchtige Königin von Tiryns; wollte den Gast nicht meucheln und schickte ihn, um der lieben Tochter doch ein Bischen willfährig zu sein, auf die Reise ins Abenteuer. Bellerophon zähmt den Pegasos, tötet die Feuer speiende Chimaera und besiegt die Amazonen. Solchen Hauptkerl will der Lykerkönig, der geilen Anteia zum Trotz, halten: giebt ihm die jüngere Tochter zur Frau und kürt ihn zum Mitregenten. Der in Macht Gestiegene möchte sich an der bösen Schwägerin rächen; heuchelt ihr Liebe, schmeichelt sie auf seinen Pegasos, schwingt sich hinter sie und stürzt die Jammernde bei Melos ins Meer. Den Alternden, vom Erfolg Trunkenen hat, da er den steilen Weg auf den Grat des Olympos erkletterte, die Hybris gepackt und geblendet. Irr streift er, Menschenhasser und von den Göttern gehaßt, bis an seines Lebens Ende durch ödes Land. Denkt Las Cases daran? Ahnt er, daß der Geleitschein, den er holen will, seinem Herrn zum Bellerophonsbrief werden könne? Er birgt, daß er Englisch versteht; kann aber, mit aller List, von den stocksteifen Briten nichts irgendwie Günstiges erlangen. Geleitscheine nach Amerika hat die Admiralität bisher nicht geliefert; die Parlamentärflagge würde das Schiff, das den Kaiser ins Freie tragen wollte, nicht vor der Beschießung schützen; er solle nach England gehen, wo man ihn gut behandeln werde. Die Falle ist aufgestellt. Und zugleich kommt aus Paris die Meldung, daß der Bourbonkönig seit dem achten Juli wieder in den Tuilerien thront. Der tückische Fouché hat, zum hundertsten Mal, sein Wort gebrochen: sich mit Wellington verständigt, den Kammerbeschluß, der dem Sohn Bonapartes die Krone sicherte, entkräftet, mit König Louis heimlich

und flink gezettelt und ihn, nach der Zusage allerhöchster Dankbarkeit und Gunst, unter dem Schutz britischer Bayonnettes in die Hauptstadt eingeschmuggelt. Zweite „Restauration" des angestammten Herrschergeschlechtes. Und wirklich nun das Ende der bonapartischen Herrlichkeit?

„Vive l'Empereur!" Noch tönts vom Strand der Insel und von den Fregaten „Saale" und „Medusa". Begeisterung Verzweifelnder nennts Gourgaud. Mit vollen Segeln naht der „Bellerophon". Sein Geschütz donnert. Um den Einzug der Verbündeten in Paris zu feiern? Bonaparte haust in der Wohnung des Platzkommandanten. Soll er Flucht versuchen oder sich den Briten ergeben? (Die hat er nicht immer gehaßt. Noch auf Sankt-Helena spricht er zu Montholon: „Die Engländer sind uns überlegen. Mit einem englischen Heer hätte ich die Welt erobert und seine Zucht hätte sich auf dem langen Weg nicht gelockert. Nach zehn Niederlagen von der Art der bei Waterloo erlittenen wäre mir nicht ein Mann, nicht eine Parlamentsstimme entlaufen, wenn ich Englands Vertrauensmann, nicht Frankreichs, gewesen wäre; und ich hätte das Spiel schließlich gewonnen.") Gourgaud fürchtet, daß jedes kleinere Schiff angehalten, der Kaiser gefangen und in den londoner Tower gebracht würde. Savary, Herzog von Rovigo, ist für Flucht. Auch General Lallemand. Auf dem dänischen Schiff, das Branntwein geladen hat, sind nur vier Matrosen; der französische Kapitän Besson hat alle Papiere in Ordnung, einen giltigen Paß und kann vier Personen verstecken. Abgemacht. „Ich gehe nach Amerika. Dort werde ich als schlichter Bürger leben. Rückkehr, wie von Elba, ist unmöglich. Bis man drüben eine zuverlässige Nachricht hat, vergehen zwei Monate. Die Engländer würden mich anständig behandeln. Gerade dadurch aber würde ich erniedrigt. Ich bin Mensch, kann den Gedanken, unter Todfeinden zu leben, nicht ertragen und fühle, daß die Geschichte mich, weil ich in den Vereinigten Staaten meine Freiheit suche, nicht verurtheilen wird. Fällt unser Schiff in die Hand der Engländer, dann bleibe ich Herr meines Schicksals und kann mich töten. Gestern wollte ich, abends, auf den englischen Kreuzer gehen und rufen: ‚Weil ich zur Zerstückung meines Vaterlandes nicht mitwirken mag, suche ich hier Zuflucht, wie Themistokles that.' Doch mein Entschluß wurde nicht fest." Gourgaud fängt ein Vögelchen, das sich ins Zimmer verirrt hat, und heißt es ein Glückszeichen. „Des Leides ist ringsum genug. Lassen Sie es frei. Aber wir wollen, wie römische Auguren, genau nun auf den Vogelflug achten." Das Thierchen fliegt rechtwärts. „Richtung nach dem englischen Kreuzer, Majestät!" Alles vergebens. „In Amerika kann ich, wenn Langeweile sich mürrisch meldet, tausend Meilen weit fahren. Und werde nie an Rückkehr denken." Trauriges Nachtmahl. Das Gepäck wird auf die Dänenbrig gebracht; dem Gefolge aber vorgetäuscht, der Kaiser wolle sich den Briten ergeben. In der vierten Stunde nach Mitternacht fahren Las Cases und Lallemand mit der Parlamentärflagge wieder nach dem „Bellerophon" hinüber. „Um seinen Landsleuten neuen Bürgerkrieg zu ersparen, will der Kaiser sich selbst verbannen. Muß England solchen Edelmuth, der den Friedens-

schluß erleichtert, nicht mit würdiger Behandlung lohnen?" Wird es auch, sagt Kapitän Maitland; „Englands Volk läßt sich in edler Gesinnung nicht übertreffen und wird gern dem Kaiser gewähren, was ihm gebührt." Rückfahrt. Berathung in der Kommandantur. Fünfzehnhundert Seesoldaten wären zu haben; die Besatzungen von Rochefort und La Rochelle zu gewinnen; aus der Vendée Zuläufer zu hoffen. Was aber vermöchte solches Häuflein gegen die halbe Million des Vierbundes? Der Thron von Frankreich ist besetzt und der König mit Bonapartes Feinden einig. Bürgerkrieg wäre nutzlos blutiger Frevel. Alle Stimmen weisen nach England. An dessen Prinz-Regenten schreibt, noch auf Aix, der Kaiser: „Königliche Hoheit! Als ein von den europäischen Mächten und von der Parteiwuth, die mein Land zerfrißt, Angefeindeter scheide ich aus dem politischen Leben und suche, nach dem Beispiel des Themistokles, Zuflucht am Herd des Britenvolkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze und bitte Eure Königliche Hoheit, als den mächtigsten, hartnäckigsten und edelsten meiner Feinde, mir diesen Schutz zu gewähren." Gourgaud soll den Brief nach England bringen; dort ein Landhaus miethen und ausbedingen, daß Bonaparte nicht bei Tag in London ankommt und nicht gezwungen wird, in eine englische Kolonie zu gehen. An Bord der Korvette „Staney" reist er ab. Kommt nach Plymouth; doch nicht nach London. Darf auch nicht zu Lord Keith, dem Chef der Kanalflotte, sprechen. Gar nicht an Land. Die Korvette segelt nach Torbay. Dort ankert der „Bellerophon", den Napoleon Bonaparte am vierzehnten Juliabend betreten hat. Als freier Gast des britischen Volkes, glaubt er; und fühlt nun, daß er Gefangener ist.

Noch nicht mit schmerzhafter Deutlichkeit. Er empfängt Gourgaud sofort; hört, daß der Brief nicht abgegeben worden ist; hofft aber, daß der versprochene Eingriff des Admirals Hotham leidlicheren Zustand erwirken werde. Die Offiziere sind artig. Einer nur, Korvettenkapitän Gambier, wird beinahe grob, als Bertrands Frau ihn gebeten hat, ihr seine neue Zeitung zu leihen. Uebles Vorzeichen. Ein Trost: die Fülle der freundlich Neugierigen, die den Kaiser sehen möchten und deren Boote das Schiff umringen. Sogar Früchte werden an Bord geschickt. Das paßt dem Befehlshaber nicht. „Kein Verkehr mit dem Festland!" Barsche Worte und Flintenschüsse verscheuchen die Boote. Sechsundzwanzigster Juli: Ankunft vor Plymouth. Bonaparte ist seit fünfunddreißig Tagen nicht mehr Kaiser, seit elf Tagen auf See: und weiß noch nicht, wie die nächste Zukunft sich ihm gestalten wird. Bewaffnete Boote sperren den Kreuzer von jedem Verkehr ab. Lord Keith kommt nicht an Bord, sondern befiehlt den Kapitän Maitland zu sich an Land. Der kehrt mit umwölkter Stirn zurück; ist schweigsam und antwortet auf die Frage, weshalb sich, dicht an Back- und Steuerbord des Kreuzers, zwei Fregaten vor Anker gelegt haben, nur: „Befehl der Admiralität." Morgens geht er wieder an Land, nimmt, auf Bonapartes Wunsch, den Themistokles-Brief mit und erzählt nach der Rückkehr, der Admiral werde kommen, aber ohne Geschützsalut empfangen werden: damit ihm nicht höhere Ehre zufalle als

Seiner Majestät. Das schmeckt dem Ohr des Machtlosen. Gestern hat böses Gerücht sich in die Kabinen geschlichen. „In den Tower gehts!" „Nein: nach Sankt-Helena. Und die zwei Fregaten befördern die Wachmannschaft." Bonaparte ist ruhig geblieben. „Aus freiem Willen bin ich hier. Was ich mir ausbedungen habe, sagt mein Brief an den Prinz-Regenten. Mein Vertrauen mit schnödem Betrug erwidern: thörichter Klatsch!" Heute ist heiterer Himmel. Das Meer von Vergnügungbooten bedeckt. Tausende. Ganz England, sagt Las Cases, scheint nach Plymouth zu pilgern. Musik. Die Häupter lüften sich. Viele Männer, Frauen, Kinder winken mit der rothen Nelke, des Kaisers Blume. Von hundert Lippen grüßt Heilswunsch den Mann, der um Fünf an Deck steigt. Nur: aus den Zeitungen schallt anderer Ton; hämischer, der bis in plumpe Verleumdung sinkt. Endlich, am Achtundzwanzigsten, kommt Keith. Ist sehr höflich; bleibt aber nur zwanzig Minuten beim Kaiser. Am letzten Julitag bringt er den Unterstaatssekretär Bunbury mit, der einen Erlaß der britischen Regirung überreicht. „Gegen unser Land und gegen die Verbündeten des Königs würden wir die wichtigste Pflicht verletzen, wenn wir dem General Buonaparte irgendeine Möglichkeit ließen, noch einmal den Frieden Europas zu stören. Da diese Erwägung jeder anderen vorangehen muß, kann die Freiheit des Generals nicht unbeschränkt bleiben. Als Aufenthaltsort haben wir für ihn die Insel Sankt-Helena erwählt, deren Klima gesund ist und deren Lage die Sicherung der Person ohne allzu unbequeme Vorsichtmaßregeln ermöglicht. Drei Offiziere aus dem Gefolge (nicht Savary und Lallemand) und der Chirurg Maingaud dürfen den General Buonaparte begleiten; dann aber nicht ohne Erlaubniß der englischen Regirung die Insel verlassen. Contreadmiral Sir Georges Cockburn wird den Transport leiten und in ein paar Tagen zur Ausreise fertig sein." Das Bergromanenblut schäumt auf. „Lieber den letzten Tropfen hier, auf der Stelle, verspritzen, als in solche Schmach schreiten! Weh England, wenn es mir so die größte Huldigung vergilt, die zu ersinnen war!" Der Admiral bittet, ihm die Weigerung schriftlich zu geben; und empfängt ein Blatt, auf dem, ungefähr, steht: „Ich bin Gast, nicht Gefangener. Lieber den Tod als Sankt-Helena." Savary und Lallemand rufen, auch schriftlich, den Schutz der Britengesetze an (werden aber nach Malta, ins Fort Manuel, gebracht). Nach dem Sturm wird der Korse rasch wieder still. Schon am ersten Augustabend fragt er Las Cases, ob er auf ihn, als Begleiter, rechnen dürfe; und scheint von der Zusage erfreut. Am zweiten sagt er: „Ich muß wohl hin. Manchmal, freilich, packt mich die Lust, ein Ende zu machen. Dann könntet Ihr in Eure Familien heimkehren. Bedenken würden mich nicht hindern. Ich glaube nicht an Bestrafung im Jenseits; meine Vorstellung von Gottes grenzenloser Güte widerspricht ihr. Und warum sollte Gott den Wunsch, schnell in sein Reich zu gelangen, hart strafen? Dennoch: man darf sich nicht von seinem Schicksal wegstehlen, sondern muß mit ihm ringen." („Im Widerstand gegen Seelenqual zeigt Mannesmuth sich eben so leuchtend wie in feindlichem Feuer; wer sich tötet, um nicht länger seelisch zu leiden, gleicht dem Feig-

ling, der vor dem Sieg vom Schlachtfeld läuft": im Floreal des Republikanerjahres X hats der Erste Konsul, nach dem Selbstmord zweier Grenadiere, in einem Armeebefehl gesagt.) „Ich werde mein Erlebniß darstellen. Arbeiten! Nur mit der Sichel der Arbeit sind die Halme der Zeit zu schneiden. Es wird gehen!" Er ist ruhig, scherzt über die Frau des Großmarschalls Bertrand, die ihrem Mann, dem General Gourgaud und Anderen wüste Vorwürfe macht und sich (ein Hohn auf den Männergedanken an Selbstmord) ins Wasser stürzen will, und ergötzt sich an der Menge rother Nelken, die von der Küste und aus den Booten über die Rhede hin glühen. Wie Hoffnung. Kann Verrath heimisch werden, wo ernste Treue wacht?

Im Grau des vierten Augustmorgens werden die Anker gelichtet. Englische Zeitungen haben angekündet, General Buonaparte werde an Bord des „Northumberland" übersiedeln. Der, heißts, wird noch in Portsmouth armirt. Wohin also die Fahrt? Der Kaiser läßt sich nicht sehen und will nicht speisen. Gewisper: „Er hat sich vergiftet." Nein. Las Cases schreibt, im Kanal, den an Keith gerichteten Protest des Kaisers nieder. „Vor Gott und Menschheit verwahre ich mich hiermit feierlich gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte und gegen die Gewalt, die mich der Freiheit beraubt. Aus freiem Willensentschluß bin ich an Bord des ‚Bellerophon' gekommen, dessen Kapitän mir sagen ließ, er sei von seiner Regirung angewiesen, mich, wenn ichs wünsche, nach England zu bringen. Gast also bin ich, nicht Gefangener. In gutem Glauben habe ich mich unter das Gesetz Englands gestellt, dessen Boden ich betrat, als ich auf dieses Schiff stieg. Bin ich von der Regirung, die den Kapitän zu Empfang und Versprechen anwies, in eine Falle gelockt worden, dann hat sie selbst ihre Flagge besudelt und ihre Ehre verthan. Nie wieder dürften Briten dann mit ihrem Biedersinn, mit der Geltung von Recht und Freiheit in ihrer Heimath prahlen. Die Gastfreiheit auf dem ‚Bellerophon' würde den Glauben an Britentreue für immer verschütten. Getrost erwarte ich den Spruch der Geschichte. Ein Feind, wird sie sprechen, der zwei Jahrzehnte lang England bekämpft hatte, kam, freiwillig, im Unglück an Britaniens Herd; dadurch, daß er sich unter den Schutz englischen Gesetzes stellte, gab er den stärksten Beweis von der Achtung und dem Vertrauen, die er dem alten Feind entgegenbrachte. Und wie vergalt England den hochherzigen Entschluß? Es heuchelte dem Feind Gastfreundschaft, streckte ihm die Hand hin und stieß ihn, da er eingeschlagen hatte, ins Verderben!" Er zögert; unterschreibt dann „Napoleon". Am Sechsten, nach einem Tag rauher Dünung und allgemeiner Seekrankheit, geht das Schiff vor Anker. Bunbury, Cockburn, Keith kommen an Bord. Regirungbefehl: „Den Franzosen sind alle Waffen abzunehmen. Nach der Ueberführung auf S. M. S. ‚Northumberland' hat Sir Georges Cockburn das Gepäck des Generals Buonaparte genau zu untersuchen. Bücher, Weine, Möbel sind durchzulassen; auch Silberzeug, wenn sichs in den Alltagsbedarf einschränkt und nicht als ein Vermögensgegenstand erscheint, dessen Erlös den Eigenthümer bereichern könnte. Gold, Werthpapiere, Diamanten sind

auszuliefern: die Regirung Britaniens zieht sie nicht etwa ein, sondern nimmt sie nur in Beschlag und Verwaltung; thäte sies nicht, so würde dem Gefangenen die Flucht erleichtert. Kapital und Zinsen sollen nur für die Person des Generals und für seine Begleiter verwandt, seine Verfügungwünsche nach Möglichkeit erfüllt, die Verwaltungskosten von der Königlichen Schatulle getragen und nach dem Tode des Generals alle Testamentsbestimmungen bis ins Kleinste pünktlich ausgeführt werden. Aus dem Gefolge hat der Admiral drei Offiziere mitzunehmen, die sich aus freiem Willen dazu melden und bereit sind, sich jeder zur Sicherung des Gefangenen nothwendigen Vorschrift zu fügen. Ein Fluchtversuch des Generals würde mit Gefängniß bestraft; die selbe Strafe träfe den Begünstiger. Briefe, die der General und seine Begleiter schreiben oder die an sie gerichtet sind, hat der Admiral oder der Gouverneur der Insel vor der Auslieferung zu prüfen. Die für wichtige Entscheidung zuständige Stelle ist nur die Regirung Seiner Majestät. Wünsche und Beschwerden des Generals sind in unverschlossenen Schriftstücken einzureichen, damit der Admiral oder Gouverneur die ihn nöthig dünkenden Bemerkungen daneben setzen kann." Langwieriges Hin und Her über Wahl und Zahl der Begleiter. Beschluß: Bertrand, Gourgaud, Montholon und Las Cases (als Geheimsekretär, also Civilist) gehen mit. Jeder Offizier erhält einen Gurt, der sechzehntausend Francs birgt. Ein Ledersäckchen mit dem Halsband, das Königin Hortense, vor der Abreise von Malmaison, dem Kaiser gab, steckt er heimlich dem treuen Las Cases zu, der das zweihunderttausend Francs werthe Schmuckstück auf seinem Leib verwahrt (bei der Abfahrt von Longwood dann vergißt, es aber, sogar durch einen Engländer, an den Kaiser zurückliefern kann). Er trägt auch den Protest zu Keith. Der („ein schöner alter Mann von den feinsten Umgangsformen") ist ungemein artig, lehnt aber Verhandlung ab und sagt schriftlichen Bescheid zu. Graf Las Cases, der selbst Seeoffizier war, bringt danach noch allerlei Beschwerde vor. Den Kaiser empört der Gedanke an die Durchstöberung seiner Habe; am Liebsten würfe er sie ins Meer. Seine Beine seien angeschwollen und die Seefahrt könne ihm gefährlich werden. Kapitän Maitland habe arglistig gehandelt. Nun ist wird Keith wild! Maitland sei kein Tropf und kein Wicht. Was die Regirung angeordnet habe müsse geschehen. Ists nicht besondere Ehrung, daß der General Bonaparte [illegible] der Einzige, seinen Degen behalten darf? Cockburn kommt mit [illegible] zur Gepäckuntersuchung. Achtzigtausend Francs werden in Beschlag genommen. Gourgaud bittet, seinen Diener behalten zu dürfen, und hört aus Cockburns Mund: „So sind die berühmten französischen Offiziere: schon der Verlust eines Dieners dünkt sie unerträglich!" Um Eins: Abschied von Savary (der das Geld im Gurtbeutel behalten soll), Lallemand (dem die Ladung des Dänen, im Werth von dreißigtausend Francs, zufällt), vom „Bellerophon". Maitland lehnt eine kostbare Tabaksdose ab; der Erste und der Zweite Offizier nehmen Pistolen an. Eine Schaluppe fährt das Menschenhäuflein an den „Northumberland". Alle Matrosen auf Deck. Auch vier Abgeordnete. Der Kaiser grüßt freundlich,

bleibt oben, plaudert mit den Offizieren und Parlamentariern, speist, mit seinen Begleitern, um Sieben; hört, daß ein Kutter ein Boot mit Schaulustigen überfahren hat und zwei Menschen ertrunken sind; und geht um Elf schlafen. Das Schiff segelt, unter Cockburns Admiralflagge, nach Sankt-Helena.

Die Bordwohnung ist nicht schlecht. Schlafzimmer (mit dem gewohnten Feldbett), Speisesalon und das Hauptanrecht auf die Benutzung des Schiffssaales. Aber: „Sie sind Kriegsgefangener, General!" Nicht Kaiser. Nicht Einer, vor dem man die Mütze zieht und stramm steht. Das Gefolge verdoppelt die Zeichen der Ehrfurcht. Cockburn sagt: „Die demüthige Anhänglichkeit dieser Leute wird ein Engländer nie verstehen, nie anders als mit Verachtung und Ekel betrachten." Bonaparte wollte sich in Amerika Oberst Duroc oder Muiron nennen. „Daß ich hier nur als General angeredet werde, kränkt mich nicht. Ich bleibe trotzdem, was ich bin." Dennoch verdrießts ihn; und er hat später selbst bekannt, daß er seitdem seinen Kaisertitel erst recht unterstrichen habe. Er hat entsagt? Am Ausgang des Aermelkanals knirscht er, in einer Gewitternacht: „In Egypten mußte ich bleiben! Arabien harrt auf einen Mann. Ich hätte Judaea besetzt und wäre Herr des Erdostens geworden." Die Tage sind lang. Er liest viel, spielt Schach oder „Vingt-et-Un", kleidet sich erst für die Hauptmahlzeit völlig an. Zu der erscheint stets der Admiral mit zwei Offizieren. In den Tuilerien und im Feld hat sie nie länger als eine Viertelstunde gedauert; hier: anderthalb Stunden. Lange. Und Tafelmusik. Und englische Küche. Gräßlich. Er spricht wenig (Las Cases ist Dolmetsch) und eilt, wenn der Kaffee getrunken ist, auf Deck, wo er bis ins Dunkel spazirt. Tag vor Tag. Auf der Höhe von Lissabon werden vier französische Schiffe gesichtet. Befreier? Nein. Die einzige, putzige Augustfreude: an seinem Geburtstag gewinnt Bonaparte, der fast immer verliert, im Spiel achtzig Napoleons. Ueber Madeira bläst der Sirokko; rasch wird in Funchal Vieh und Geflügel, Früchte, Wein und Wasser eingeladen. Die Hitze wächst. Der General lernt Englisch; spielt Piquet und Whist; beschäftigt sich mit Quadrat- und Kubikwurzeln, Gleichungen Zweiten und Dritten Grades; guckt dem Putzer zu, der den Säbel von Abukir, dann den vom Maifeld von Rostflecken säubert. Obwohl er schon über den Aequator hinausgekommen war, spendirte er, am Tag der Linienübersegelung, den als Neptun, Amphitrite und Wasserhofgesinde verkleideten Matrosen hundert Napoleons; kann sie aber weder vom Schatzmeister Bertrand noch von dem Admiral erlangen, der meint, fünf seien genug. Erinnerungen und Gedanken werden diktirt; Delphine und Haifische betrachtet; Fragen des Glaubens, der Geschichte und Naturwissenschaft erörtert. „Der Mensch ist das Kind der Atmosphäre und der Elektrizität." „Waterloo? Wäre die Schlacht noch einmal zu schlagen!" Vierzehnter Oktober: in der siebenten Abendstunde ist Sankt Helena in Sicht. Wie aus düster verglimmendem Feuer starrt Bonapartes Blick ins Weite. Am nächsten Mittag kommt Oberst Wilks, der Vertreter der Indischen Gesellschaft, an Bord und berichtet, die Insel (die nun unmittelbar der Britenregirung unterstellt wird) habe über zweitausend Einwohner; darunter

seien zwei Drittel Sklaven. Der Admiral rühmt die Lage des Städtchen Longwood. „Sie werden sich behaglich fühlen, General." Der schaut von Deck auf das jetzt nahe Land. Kahle Felsen. Ein eng eingeklemmtes Dorf. „Da soll ich wohnen? Wäre ich in Egypten geblieben! Heute wäre der ganze Orient mir unterthan. Diese Engländer wissen gar nicht, was Großmuth ist. Paoli war im Recht: sie sind Krämer!" Nach der Landung: „Mein Häuschen, meine elende Hütte klebt wie ein Nest an durchglühtem Felsstein. Das Gefolge ist fern und wird, wenn es zu mir kommt, von einem englischen Soldaten geleitet. Brot, Butter, Oel, Kaffee: Alles ungenießbar. Diese Schufte! Statt einer Kugel lange Todesqual. Nicht einmal den zu sichtbarem Mord nöthigen Muth bringt die Sippschaft auf. Und die Könige Europas, die mich Bruder nannten, dulden diese Schändung heiligen Herrscherrechtes! Als Sieger bin ich in ihre Hauptstädte eingezogen. Habe ich Einen von ihnen so behandelt wie England mich? Das kennt kein Völkerrecht; ist grausamer als der Wilde, der den Gefangenen tötet. Zehnmal lieber tot als an diesen elenden Fels geschmiedet. Ich werde stärker sein als mein Schicksal; mich hoch darüber hinaufschwingen. Doch der Befehl, mich niederzuschießen, klänge mir wie frohe Botschaft von naher Erlösung. Warum bin ich Franzos und drum ohne Arglist? Weh mir, daß blindes, blödes Vertrauen mich auf den ‚Bellerophon', in die Fänge des treulosen Britenvolkes trieb!"

Damals klappte die Falle zu. Jeanne d'Arc und Bonaparte. Die stärksten Genien Frankreichs hat England gebrochen. Das hätte solche That nie verziehen. Paris verzeiht. Deshalb: Entente Cordiale.

Während Blücher und Bülow von Süd, die Engländer von Nord her gegen die Hauptstadt vorgerückt waren, hatte Davout versucht, sein Paris zu retten. Wozu noch Krieg, da die Kriegsursache, Napoleon, fort ist? Grolmans Preußenantwort lautet: „Wir nützen unseren Sieg; und Gott hat uns dazu den Willen und die Mittel verliehen. Stürzen Sie, Herr Marschall, nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn er Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen hätte. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?" Am dritten Julimorgen ist Davout zur Uebergabe bereit. General Müffling kommt als Unterhändler und erlangt, was Blücher gewollt hat. Davout muß über die Loire zurückgehen. Die Hauptstadt muß zwei Millionen Francs und den Truppensold für zwei Monate zahlen. Auch das erraubte Gut, von dem danziger Memling bis zu den Handschriften der heidelberger Palatina, der Aphrodite und dem Apollino der florentiner Uffizien, herausgeben. Zweiter Preußeneinzug in Paris. Kein feierlicher; einzeln reiten diesmal die Regimenter in die Bürgerquartiere. Dann versammeln sie sich zum Gottesdienst. Den hat Gneisenau, das Generalstabshaupt, vorgeschrieben. „Ich erwarte, daß die Armee sich nicht durch Uebermuth entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen wird." Scharnhorsts Wort klingt nach. Der kühne Wäger hat auch andere Töne in seiner Brust. „So hoch hat Preußen noch nie gestanden. Welche Sprache es jetzt führen

kann und muß, wissen Sie, Herr Staatskanzler, besser als ich. Weh Denen und Schande ihnen, die diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen, um Belgien, Preußen, Deutschland für ewige Zeiten zu sichern. Napoleon muß ausgeliefert und vom Leben zum Tod gebracht werden. So will es die ewige Gerechtigkeit; so bestimmt es der Beschluß der verbündeten Mächte; so wird das Blut unserer getöteten und verstümmelten Brüder gerächt." Die Engländer sind vor der Stadt, beim Boulogner Gehölz, geblieben. Im Tuilerienhof lagern die Preußen. Dort sieht der achtzehnte Louis die braune, struppige Schaar. Keiner achtet des eingeschmuggelten Königs; kein Posten tritt vor ihm ins Gewehr. Blücher verschmäht seine Einladung. Und schreibt, in diesen Julitagen, an Friedrich Wilhelm den Satz: „Die Diplomatiker sind anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat." Gneisenau fordert fürs Niederland den Festungsgürtel im französischen Flandern, für Deutschland den Elsaß, Lothringen und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen. „Geringeres darf nicht geschehen: oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regirungen wird gesteigert." Stein fährt mit Goethe von Nassau nach Köln (der Dichter nennt, in dieser Zeit, die Verleihung des österreichischen Leopold-Kreuzes „ein höchst bedeutendes Ereigniß") und wird von dort nach Paris gerufen. Wesentliches kann er nicht erreichen; überredet den Zaren Alexander immerhin aber in den Verzicht auf die Forderung, daß Frankreichs Gebiet unangetastet bleibe. Seine Mahnung, Deutschland allein müsse Deutschland retten, war verhallt. Nun sprachen Russen und, mit viel stärkerem Nachdruck, Briten mit. Die Inselmacht ist Richter und Allverwalter auf dem Erdtheil, von dem keine Fußbreite ihr gehört. Die Engländer exerziren zwar nicht besonders gut und viele Reiter stürzen; doch die Bälle bei Lady Castlereagh sind herrlich und Wellington läßt, wenn er Gäste hat, bunte Lampen in die Baumkronen seines Gartens einhaken. Und die Catalani trillert, die Gosselin tanzt, wie der verwegenste Traum niemals ahnen ließ. Dennoch spürt der junge Kronprinz von Preußen das heftigste Heimweh. „Dieser große Sündenpfuhl! Dieses von Gott verlassene Land! Diese scheusälige Hauptstadt aller Gräuel! Was sagst Du, theuerste Charlotte, zum Ende Napoleons? Gestern gabs weißes, rothes, grünes, gelbes und braunes Eis. Der Einzug der Garden war göttlich. Ich war so glücklich! Die Kaiser vor ihren Regimentern. Die Großfürsten sind mir ein großer Trost hier. Besonders freundschaftlich ist Nikolaus. Wir stehen sehr gut, essen zusammen und Keiner, was das Beste ist, verschluckt eine Wahrheit. Der Krieg ist gewiß vorbei. Die französische Armee läuft nach den vier Winden, um sich in Räuberbanden zu bilden, und steckt alle Tage (so heißt es) andere Kokarden auf. Uns thut man hier die Ehre an, uns nicht ausstehen zu können. Von Theremins (des Dompfarrers) Predigt über den Fall von Paris bin ich seelentzückt gewesen. Welcher apostolisch fromme Eifer! Die scheußlich gottlose Stimmung der Franzosen über religiöse Dinge hat mir ein Bedürfniß gegeben, viel mehr, als ichs immer habe, über fromme Dinge zu hören. Ich lese täglich in der Bibel. Das thut mir wohl.

Heute giebt der russische Kaiser ein großes Diner, wobei auch wir sind. An ganz Elsaß und Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß, wie es bei dergleichen Verhandlungen zugeht; und vielleicht wäre es auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungen mußten durchaus genommen oder geschleift werden; und davon spricht kein Mensch als die Preußen, welches wieder unüberlegt und schädlich ist. Genug der vermaledeiten Politik!" Bruder Wilhelm hat alle Bronzemedaillen aus Napoleons Regirungzeit aufgekauft. Merkt im Louvremuseum an den Lücken, „wie sie gestohlen haben." Und schreibt: „Nöppel soll nach Sankt-Helena gebracht werden. Wieder eine felsige Insel. Als wirs hörten, sagten fast Alle: Da kommt er gewiß wieder. Davon bin auch ich überzeugt." Nöppel!

Er kommt nicht wieder. Sitzt fest in Britaniens Falle. Der Fluch Bellerophons wirkt bis in helle Zeit. Der den Göttern verhaßte Menschenhasser irrt einsam, der von Ehrgeiz geblendete Genius, durch ödes Land. Doch den Ueberwältiger auch packt, da er altert, von Erfolg trunken ist und in Weltbeherrschung strebt, die Hybris und reißt ihn vom Grat. Der Geist der Zeiten. „Wer nicht von zweitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, wohn' im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben . . ."

Hortense Beauharnais-Bonaparte, Josephinens leichtsinnlich hübsche Tochter, die dem auch nach seiner Scheidung von ihrer Mutter noch fast zärtlich bewunderten Stiefvater und Schwager in La Malmaison das kostbarste Halsband schenkte, hat seiner Macht den einzigen wetterfesten Erben geboren. War ihr Dritter, Charles Louis Napoleon, von ihrem Mann, der eine Weile König von Holland hieß, von dem Niederländer Verhuel oder einem anderen Stundengünstling empfangen? Der große, vor Blutschande nicht scheue Korse gar selbst im Konsortium? Von den Fetzen, dem vertragenen, geflickten Wams des Genius schlotterte Etwas um den krankhaft verträumten Jungen. Der konnte, freilich, nur Erbe sein, niemals Ahn werden. Hat seinen Traum aber gelebt; die von Britenhand zerbrochene Krone Bonapartes so stolz auf seine Schläfe gestülpt, als wäre sie Edelgeschmeide aus einem Stück; und das über Europa heraufziehende Gewitter, den Sozialismus, früh in den Nerven gefühlt. Aus Sedan schlich er als eines Namens Gespenst. Kein Mächtebund konnte ihn, kein Kraftaufwand je wieder auf eines Thrones Stufe heben. Nur verwitternder Frauenreiz und ein Söhnchen blieben ihm. Auf den Maashöhen, im Ardennengehölz lagert das Heer, das ihn schlug; und schickt Dankchoräle in den Nachthimmel empor. „Les Boches". Die Hunnenhorde. Damals wie heute. Ist den Schimpfern nie aufgefallen, daß nur der deutsche Krieger so fromme, so langwierige Freude an Massengesang hat? Daß nur aus deutscher Menschheit unter allen Wipfeln, über die staubigsten Landstraßen hin Lieder jubeln oder schluchzen? Daß zwei inbrünstig vermählte Mädchenstimmen, die, einander jetzt derb umschlingend, jetzt, nach der Hochzeit noch, zart umwerbend, vom Feldrain, der Heumahdstätte aus näher zu schreiten scheinen, über ein Volkswesen Wichtigeres aussagen als Entgleisung in Roheit? Nun hört die Welt deutschen Sang. Sang der

Krieger. Mancher liegt im nächsten Mondschein wohl auf grüner Haide. Nein. Ringsum ist Sand; hinter einer Geländewelle ein mageres Roggenfeld; weithin schimmern röthliche Kiefernstämme. Ein großes Geschoß zischt auf; und verklingt wie plätscherndes Wasser. Der Abendstern blinkt nicht; steht heiter, wie eine Leid weglächelnde Mutter. Einer stimmt Wolframs Lied an. Die Kapelle fällt ein. „Auch den Pilgerchor, Kameraden!" Die Lust ist geweckt. Geschosse zischen, verplätschern. Und Männerurkraft vereint, bis tief in die Nacht, junge Stimmen zu frohem, mannhaft trauerndem, zu düster drohendem Chor.

Aus Waffenrüstung hebt himmelwärts sich der Geist. Stets war er, seit Kant und Scharnhorst ihn panzerten, Deutschlands stärkste Wehr.

> Wer das Gesicht mir zeigt, Der kehrts nicht ab
> Als mit zerschlagnen Unter- und Oberbacken;
> Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm schlapp
> Hals, Kopf und Schopf hinschlotternd graß im Nacken.
> Und schlagen Deine Männer dann
> Mit Schwert und Kolben, wie ich wüthe,
> So stürzt der Feind, Mann über Mann,
> Ersäuft im eigenen Geblute.

Das ist Raufebolds Kriegsziel. Habebalds liegt noch näher: „Dem Heldenmuth der Kaiserschaaren soll sich der Durst nach Beute paaren; und allen sei das Ziel gestellt: des Gegenkaisers reiches Zelt." Beide wollen von Menschheit und ähnlichem Gefühlsquark nichts hören und stampfen als Gewaltige über die Erde. Ihre Enkel machen sichs bequemer: bleiben zu Haus, knattern Artikel in die Welt und rühmen sich gewaltigen Zulaufes. Sie auf den Märkten auszustellen, ist der Heimath Kants, Herders, Goethes nicht zu empfehlen. Die kann nie zu laut betonen, daß sie ihrer Menschheit bewußt ist und sich für Menschheitzukunft verantwortlich fühlt. Aus Europens schmalem Boden hat in heller Zeit jede Umpflügung, jede Düngung mit Menschenblut Frucht gereift, die heute noch duftet, morgen noch laben wird. Die Französische Revolution: Menschenrecht, Gesellschaftvertrag, Staatsverfassung; die Entfronung des Aermsten, die Verpflichtung des Reichsten in Lastgemeinschaft, die vernünftige Eingrenzung der Herrschermacht. Die Kriege gegen Napoleon: die Besinnung auf das Recht und die Würde der Nation und auf die Schmach der Knechtung in Fremdjoch. Sedan: die Einung der nicht von Habsburgs Forst umwachsenen deutschen Völker. Gebietsumfang dehnt sich und schrumpft wieder. Die Reiche Caesars, Alexanders, Bonapartes starben früh. Jetzt erstrebt, im Granatenhagel, das Hirn den letzten Sieg über das Schwert. Kräftige, nicht mehr von Mythologie versüßlichte Menschenliebe will scheue oder protzige Selbstsucht der Völker überwinden, aus Erwerb- und Schutzgenossenschaft sie in seelische Gemeinschaft erhöhen. Menschheit ruft uns. Wer Deutschlands würdig sein will, muß trachten, daß der mit blindem Auge in Erkenntniß geläuterte Geist, nicht täppisch dreinflegelndes Gesinde, des Vaterlandes Zukunft bereite.

Am zwanzigsten Mai 1882 wurde der Vertrag unterzeichnet, der das junge Königreich Italien dem deutsch-österreichischen Bund einknüpfte. Nach zehnjähriger Vorarbeit; in der freilich lange Pausen entstanden waren. Durch fühlbare Begünstigung des italischen Einungstrebens und durch oft wiederholten Hinweis auf Italiens Erbanspruch in Adria und Mittelmeer hatte Bismarck für die Stunde neuer Auseinandersetzung mit Frankreich die Neutralität der Römer erwirkt; wie Großbritaniens durch den Entschluß, keinen deutschen Krieger, nicht einmal einen verwundeten, auf den Boden Belgiens gelangen zu lassen, den Louis Napoleon für sich und seine Franzosen begehrte. An Mazzini, der Nordafrika als den Erbtheil seines Volkes forderte, schrieb der Preuße: „Verwandte können das Mittelmeer nicht unter einander theilen. Die Herrschaft über dieses Meer gebührt Italien, dessen Küsten dort ums Doppelte länger als Frankreichs sind. Marseille und Toulon können sich mit Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Ankona, Venedig, Triest nicht vergleichen. Italiens Minister müssen stets an die Aufgabe denken, ihrem Lande einst die Herrschaft über das Mittelmeer zu sichern." So spricht er im Jahr des Krieges gegen Oesterreich; und nennt Triest eine italische Hafenstadt. Die erste Frucht dieses Staatsmannsmühens, das Gelände unvermeidlichen Krieges vor störendem Einbruch zu schützen, ist die Römerstimmung, die 1870 hindert, daß Frankreichs Wunsch, an seiner Ostgrenze mindestens ein italienisches Armeecorps gegen Deutschland aufmarschiren zu sehen, erfüllt wird. Nach dem Krieg ist Italien, dessen Theilstaaten dem Wink des Franzosenkaisers gehorcht haben und dessen König das von Louis Napoleon erpreßte Wort, nicht nach Rom zu gehen, gebrochen hat, ohne Großmachtstütze; seit dem Tag von Lissa ohne Flotte und bald auch mit so lockerem Heeresverband, daß an einen Waffengang nicht zu denken ist. In Wien (von Andrassy) und in Berlin (von Bismarck) hören 1873 die Minister Minghetti und Visconti-Venosta, die den zweiten Victor Emanuel an die Höfe begleiten, die Andeutung des Wunsches nach intimer Verständigung; kommen aber, schon weil sie die Thür nach Frankreich nicht sperren wollen, über unverbindliches Gespräch nicht hinaus. Bald danach werden die Stimmen schriller, die den Ruf nach rascher Befreiung der unerlösten Stammesgenossen („Italia irredenta") durch das Stiefelland schicken. Südtirol, Görz, Istrien, Triest, Dalmatien sollen den Habsburg-Lothringern genommen, dem Vaterland einverleibt werden; leiser klingt der Schrei grimmiger Sehnsucht nach Malta, Korsika, Nizza und dem Schweizerkanton Tessin. Wien wird unruhig. Graf Wimpffen, der Botschafter Oesterreich-Ungarns, bittet in Rom die Regirung, die Irredentisten des Gesetzes Härte fühlen zu lassen. Fehlt der Wille oder die Kraft? Nach Franz Josephs Gegenbesuch in Venedig schwillt die Schaar der Feinde Oesterreichs. Schon wird ein Zug Freiwilliger nach Dalmatien vorbereitet; wüthet in Triest und Ragusa die Polizei; tuschelt man vom „Abbruch des diplomatischen Verkehres".

Graf Robilant möchte aus Wien auf langen Urlaub gehen und Oesterreichs römische Botschafterwohnung bleibt eine Weile leer. Dann zieht, im Februar 1877, Baron Haymerle ein. Noch aber wird der Himmel nicht heller. Andrassy hört, Italien habe sich mit Rußland über Balkanfragen verständigt; hört, daß es für Montenegro eintritt; und wittert die Vorbereitung italischen Uebergriffes nach Albanien, den Oesterreich-Ungarn niemals, „unter keinen Umständen, weil sichs um eine Lebensfrage handelt", dulden dürfe. Ein Konsulatsbeamter und der Militärbevollmächtigte Italiens werden in Wien der Spionage geziehen. Russo-türkischer Krieg. Präsidentschaftkrisis (Mac Mahon) in Paris. Keine Zeit für Italien. Das aber will Fühler ausstrecken. Wie denken die Großmächte sich die Neugestaltung der Besitzrechte auf dem Balkan? Kammerpräsident Crispi wird auf die Rundreise geschickt. Offizieller Auftrag: zu erkunden, ob ein internationales Gesetz möglich sei, das die Rechte des Bürgers im Ausland ordne; geheimer: zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, was in Europa werden wolle. Im September ist er in Gastein bei Bismarck, dem ihn Keudell, als klugen Patrioten, empfohlen hat. „Wenn Italien von Frankreich angegriffen wird, würde ich rathen, ihm beizustehen. Mit Oesterreich möchte ich befreundet bleiben; meine Hauptsorge ist, es in gutem Verhältniß zu Rußland zu erhalten. Sie, Herr Crispi, fürchten, daß Rußland den Oesterreichern die Besetzung Bosniens und der Herzegowina angeboten habe oder noch anbieten werde?" „Ja; und dieser Besetzung können wir nicht ruhig zusehen. Wir sind auf der Ostalpenseite ohne Grenzschutz und, wenn Oesterreich seine Stellung an der Adria stärkt, jedem Einbruch ausgeliefert." „Ich wiederhole, daß ich mit Oesterreich befreundet bleiben möchte. In Feindschaft würden wir nur gezwungen, wenn Oesterreich die polnische Bewegung förderte. Ein neues katholisches Reich an unserer Grenze, ein neues Polenreich dort: Das geht nicht. Das wäre ein Frankreich im Norden, der natürliche Bundesgenosse jedes Franzosenstaates; und würde den Verlust preußischer Landestheile bedingen. Wir können nicht auf Danzig und Posen, nicht auf die Flußmündungen in die Ostsee verzichten und nach Rußland hin eine noch weiter offene Grenze haben. Bosnien aber und die ganze Orientfrage berührt kein deutsches Interesse. Sollte Oesterreich Bosnien besetzen, dann mag Italien für sich Albanien oder ein anderes Türkengebiet an der Adria nehmen. Ich würde bedauern, wenn Sie mit Wien nicht in Ordnung kämen; aber einen Krieg würden wir für keins der beiden Reiche führen." Eine Provinz an der Adria, antwortet Crispi, „genügt uns nicht; wir brauchen einen Grenzschutz nach Ost: sonst kann Oesterreich, wanns ihm beliebt, aus seinen Alpen in unser Land einfallen." Aus München schreibt er an den Ministerpräsidenten Depretis: „Bismarck ist bereit, über ein Bündniß zu verhandeln, das uns gegen französischen Angriff sichert. Ein Bündniß gegen Oesterreich will er nicht. Die Orientfrage berühre kein deutsches Interesse. Er sagte: Nehmen Sie sich Albanien!" In Berlin laden die Reichstagsmitglieder den Kollegen aus Rom zum Ehrenmahl und rühmen in Tischreden die Nützlich-

keit deutsch-italischer Verbündung. Am vierundzwanzigsten September sieht Crispi, in Berlin, den Kanzler noch einmal. Das selbe Ergebniß wie in Gastein: gegen Frankreich, nicht gegen Oesterreich. „Suchen Sie Andrassy auf; ich habe ihm gesagt, daß die Annexion Bosniens Ihnen unangenehm wäre. Der Papst? Den habt Ihr so in Watte gewickelt, daß man ihn nicht treffen kann." Ehe Crispi nach London geht, bittet Depretis ihn, dort zu betonen, daß in Italien kein vernünftiger Mensch an ein Bündniß mit Oesterreich denke. In Wien seufzt Robilant: „Hier ist Alles uns feindlich. Weil wir das Trento und Illyrien für uns begehren, bleibt der nationale Hader in diesen Gebieten wach. So sagt man hier; und behauptet, die habsburgische Monarchie könne in Lebensgefahr kommen, wenn wir alles von Italern bewohnte Land, das sie jetzt besitzt, von ihr fordern. Andrassy antwortet auf jede dahin tastende Frage, die Monarchie sei zur Entscheidung durch die Waffen bereit." So rauh bürstet in Budapest seine Rede nicht über die Fragen des Gastes hin. „Nicht die Sprache allein bestimmt die Nationalität; auch Bodenbeschaffenheit und Wirthschaftzustand wirken mit. In Triest würden Sie am Tag nach Ihrem Einzug verwünscht; Sie könnten sich dort nicht halten. Mit der Grammatik ist Politik nicht zu machen. Ich will Freundschaft mit Italien und frage nicht, ob in der Presse oder den Parlamenten Anderes verlangt wird. Ein austro-italischer Handelsvertrag ist möglich; hat mit Politik nichts zu thun. Mit dem Orient wird der Kongreß sich beschäftigen." Kein Wort über Bosnien und die Adria. Albanien liegt allzu nah.

Der Berliner Kongreß giebt den Oesterreichern Bosnien (das Rußland ihnen schon in Reichstadt zugesagt hat); trägt den Franzosen, von Bismarck und D'Israeli, den Rath ein, nach Tunis zu gehen; und entläßt Italien, das durch Corti schlecht vertreten ist, ohne jede Bescherung. Der Athem der Garibaldis bläst den Willen zur Erlösung der Irredenta zu weithin lodernder Flamme auf. Menotti, der älteste Sohn des Führers der „Tausend", die Sizilien erobert haben, wirbt Kämpfer für die Befreiung Triests und des Trento. Und der mit dem Lombardengroll gegen Oesterreich aufgesäugte Ministerpräsident Cairoli scheint dem Irredentismus so hold, daß der wiener Generalstab in Südtirol Truppen sammelt. Das Buch „Italicae Res" (von dem Baron Haymerle, der, als Bruder des Botschafters, Militärbevollmächtigter in Rom gewesen war) ruft den Italern zu, nur ein Oesterreich, das sich selbst dem Tod nah fühle, werde fremder Forderung ein Stück seines Bodens räumen. Die schroffe Absage schürt den Brennstoff. Beim Begräbniß des Generals Avezzana, der dem Irredentistenbund vorgesessen hat, werden die Quasten des Bahrtuches von zwei Ministern, einem Unterstaatssekretär und dem Abgeordneten Imbriani, dem wildesten Feind Oesterreichs, gehalten. Der höchste Fiebergrad ist erreicht; wird aus der Krisis nun Krieg? Nein. Am zwölften Mai 1881 schließt Frankreich (Ministerpräsident: Ferry, Auswärtiges: Barthélemy-Saint-Hilaire) mit dem überrumpelten Bey von Tunis den Vertrag von Kassar-Saïd; am neunten Oktober ziehen seine Truppen in Tunis ein. „Nur, um die unbotmäßigen Stämme in Gehorsam zu zwingen." Nie, höhnt Crispi,

„werden sie freiwillig wieder abziehen; jedes Blatt der Weltgeschichte warnt vor solcher Selbsttäuschung." England stimmt der Dehnung französischen Kolonialbesitzes zu: weil ein Italien, das, außer Sardinien, Sizilien und dem Inselchen Pantellaria, das Kap Bon und Biserta beherrscht, das Ostbecken des Mittelmeeres sperren, mindestens den Handelsverkehr mit dem Orient erschweren könnte; weil Britenvorsicht wünschen muß, daß in Tunis eine andere Macht gebiete als in Palermo. Zornig wendet Italien sich von der Französischen Republik ab. Wohin? Cairoli hat die Verhandlungen mit dem Deutschen Reich lässig geführt und hätte sie, trotz der Mahnung seines Sekretärs Maffei und des Deutschen Botschafters Keudell, am Liebsten ganz aufgegeben, da Bismarck ihm sagen ließ, von Rom müsse er über Wien nach Berlin reisen. „Zuerst Verständigung mit Oesterreich; dann mit uns." Das schmeckt bitter. Doch Italien ist einsam. Und Haymerle, Andrassys Nachfolger am wiener Ballhausplatz, betheuert, daß er weder an Albanien noch an Saloniki denke, den status quo in Südosteuropa erhalten wolle und den Italern Tripolitanien und sogar Kreta gönne (das Zar Alexander für Griechenland fordert). Am zwanzigsten Mai 1882 knotet Italien sich dem deutsch-österreichischen Bund ein, der noch nicht drei Jahre alt ist. Im August wird in Triest eine Verschwörung entdeckt, deren Ziel war, den Kaiser Franz Joseph zu töten. Der Plan wird vor der Ausführung vereitelt und Oberdank, der eine Bombe werfen sollte, hingerichtet. Er ist Oesterreicher, wie die Mörder Franz Ferdinands, ist, wie sie, von den Fanatikern der Stammesheimath in Wuth gehetzt worden. Aus dem Mordplan von 1882 wird aber weder eine Drohnote noch Krieg. Weisheit zügelt militarisirte Köpfe.

Um, als frommer Katholik, das Gefühl des Papstes zu schonen, war Franz Joseph, nach dem Antrittsbesuch des Königs Umberto, nicht nach Rom gekommen. Eine junge Dynastie muß ihr Ansehen ängstlich wahren. Weil auch Kaiser Wilhelm, im sechsundachtzigsten Lebensjahr, nicht bis an den Tiber reisen kann und die Vertretung durch den Kronprinzen nicht genügt, geht Umberto nicht nach Berlin. Der Geheimbund hat die Luft nicht, wie dem Feuer heimlicher Liebe nachgerühmt wird, zu wärmen vermocht. Die Irredentisten wähnen sich verpflichtet, unter jedem Mond von Triest und Trient, von Görz und Ragusa zu reden. Die Folge ist, daß Wien und Budapest (Taaffe und Tisza) sich den Italern kühl zeigen und daß Bismarck des Bundes nicht froh wird. Wenn die Genossen einander mißtrauen, ist Oesterreich im Fall russischen Angriffes nicht des Nachbars in Südwest sicher: und ihm diese Sicherheit zu schaffen und der Gefahr italo-slawischer Verständigung vorzubeugen, war doch der Hauptzweck der Anknüpfung gewesen. Wie sind die Römer den Russen zu entfremden? Wenn England, dessen Einladung, nach Egypten mitzugehen, Mancinis Blindheit abgelehnt hat, sich ihnen wieder inniger befreundet, trennt es sie von dem nordischen Versucher. Robilant möchte, nun als Minister (seit dem Herbst 1885), die Verträge mit Berlin und Wien erneuen und zugleich mit nützlicherem Inhalt füllen. Schutz der italischen Interessen im Mittelmeer? Den kann Bismarck

nicht gewähren; doch vielleicht von England erwirken. Am ersten Februar 1887 besucht er den Botschafter Sir Edward Malet. „Sie wollen, eben so wie wir, den Frieden erhalten. Dafür müssen Sie aber auch Etwas thun; bleiben Sie der Festlandspolitik ganz fern, dann giebts kein dauerndes Gleichgewicht der Kräfte. Wir haben ein ziemlich loses Abkommen mit Italien, ziehen daraus aber keinen rechten Nutzen, wenn des Partners Küsten bedroht sind und er nicht weiß, ob er sein Heer, dessen Vormarsch die befestigten Alpenpässe hindern, in jeder Stunde zu Schiff an den Feind bringen kann. Als möglichen Feind betrachte ich jetzt nur Frankreich, das ja nicht nur an Elsaß-Lothringen, sondern auch an Egypten noch denkt. Diese Sehnsucht könnten wir fördern; auch die russische nach dem Bosporus und den Dardanellen. Solche Wege würde ich aber nur im Nothfall betreten. Lieber wäre mir, wenn Sie dem König von Italien im Mittelmeer seine Rechte verbürgten und dadurch eine Defensivstellung stärkten, die auch Ihnen, gegen unruhige Elemente in Frankreich und Rußland, Vortheil verheißt. Oeffentliche Meinung? Die macht man. Die entsteht aus allerlei Flüßchen, deren breitesten jede geschickte Regirung beherrscht.“ Neunzehn Tage danach wird der Dreibund erneut. Noch im selben Jahr (der Bulgarenwirren) verständigen England, Oesterreich-Ungarn und Italien sich über die Behandlung der nächsten Orientprobleme. Bismarck telegraphirt an den Ministerpräsidenten Crispi: „Die Aehnlichkeit unserer Geschichte, unserer nationalen Wünsche und der Gefahren, die uns drohen können, hat zwischen unseren Ländern eine Interessengemeinschaft geschaffen, die mir die Vorbedingung eines natürlichen und dauerhaften Bündnisses zu sein scheint.“ In Friedrichsruh sagt er zu dem Gast (der eine Militärkonvention und die Zusage milden Verfahrens gegen die österreichischen Italiener heimbringen möchte): „Ueber Orientfragen müssen Sie mit dem Grafen Kalnoky einig werden. Wir sind da nur die Nachhut unserer Verbündeten. Die Hauptsache ist für Sie ein gutes Verhältniß zu England.“ Im Sommer 1889 wird in Rom erzählt, Frankreich, das durch den Zollkrieg, den Kolonialhader und durch Crispis Neigung zu Deutschland verärgert ist, wolle Italien zu Land und, von Toulon und Algier aus, zu See überfallen. Bismarck, dems der Abgeordnete Cucci in Varzin meldet, glaubt dem Gerücht nicht. „Wer heutzutage einen Krieg mit einem räuberischen Ueberfall beginnt, wird von der ganzen civilisirten Welt geächtet. So wahnsinnig sind die Leute in Paris doch nicht. Das wäre: Finis Galliae; und nicht, wie 1870, mit fünf Milliarden abgethan. Fängt Frankreich an, so haben wir England für uns. Ich habe mit besonderer Freude gesehen, wie sorgsam und klug Herr Crispi, einerlei, ob Whig oder Tory regirte, sich um das Wohlwollen Englands bemüht hat. Das brauchen Sie.“ So lange dieses Wohlwollen währt, ist der Dreibund fest. Und lockert sich schnell in der dunklen Keimzeit anglo-deutschen Haders; muß sich lockern.

Manche Schicksalswende war geworden, seit, am Tag von Hastings, der für Preußen der Tag von Hochkirch und von Jena, für England der Todestag Wellingtons werden sollte, unser schon vom Dämmern der kaunitzischen

Koalition bedrohter König Fritz an Karl von Braunschweig über die britischen Diplomaten schrieb: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie sind Narren und von lächerlicher Anmaßung." Friedrich kannte zwar nicht alle Winkel deutscher Geschichte, hatte aber in seinen Archiven einen Theil der Akten, die Ranke, Droysen und Treitschke später benutzten, und wußte wenigstens, was in seinem Jahrhundert geschehen war. Weshalb hatte Deutschland im Rastatter Frieden den Elsaß nicht wiedergewonnen? Weil England nicht wollte; weil Queen Anne, King George und ihr Viscount Stanhope (der schon früh von der spät erst gelungenen Versöhnung Frankreichs träumte) sich mit der utrechter Anerkennung ihrer Rechte auf die Hudsonbai, Neufundland und Neuschottland begnügten und, nur um dem armen deutschen Vetter Freude zu machen, der ihnen so willfährigen Regirung des Sonnenkönigs nicht zumuthen mochten, außer Kehl und Altbreisach auch noch Straßburg herauszugeben. Ueber ein Königswort kamen sie, auch wenns in einer mit dem Reichssiegel versehenen Urkunde stand, leicht hinweg. Seit die Kurfürsten von Hannover auf dem Angelnthron saßen, wurde auch die besondere Antipathie gegen Preußen deutlicher sichtbar; nicht nur unter dem zweiten Georg, in der Zeit des Aachener Friedens, nach dem Krieg um die österreichische Erbfolge, sondern jedesmal, wenn ein Preußenkönig nicht bereit war, seine Macht nach dem londoner Wink gegen Frankreich oder Rußland zu brauchen. Einst sollte Deutschland (Ranke hats für die Epoche des Dreißigjährigen Krieges nachgewiesen), jetzt sollte Preußen geschwächt werden. Deshalb ließ Wellington Ludwig den Achtzehnten durch eine Hecke britischer Bayonnettes in die Tuilerien einziehen und vereitelte so wieder die Rückgabe der alten Reichslande Elsaß und Lothringen, die der Dreibund vor dieser zweiten Restauration fordern, doch nicht dem befreundeten König seiner Wahl abtrotzen konnte, ohne die schwierige Stellung des Bourbon unmöglich zu machen. Deshalb war der Gedanke, Preußen könne in der wichtigen Handelsstadt Leipzig herrschen, dem Lord Castlereagh so unerträglich, daß er Hardenbergs Vorschlag einer provisorisch Preußen anzuvertrauenden Verwaltung Sachsens schroff ablehnte und, als Friedrich Wilhelm sich nicht vom Zaren Alexander trennen wollte, Frankreich und Oesterreich, die Feinde des Preußenstaates, dringend in ein Bündniß überredete, dem England mit Geld und Söldnern Hilfe leisten werde. Der selbe Mann hatte zuvor ein österreichisch-preußisches Bündniß gegen Frankreich erstrebt und in den Tagen des Wiener Kongresses an den Staatskanzler Hardenberg geschrieben, die Gerechtigkeit fordere, daß Sachsen, „das Hauptwerkzeug zur Zerstückung Preußens", der preußischen Krone zufalle. „Der König von Sachsen hat kein Recht auf Wiedereinsetzung oder Entschädigung; und was er zu seiner Vertheidigung anführt, klingt so, daß es den Kommandanten einer Festung, der ähnlich spräche, in die Gefahr bringen könnte, nach Standrechtsspruch erschossen zu werden." Wer weiß, ob ohne Englands zweideutige oder gerade-

zu feindsälige Politik die Kriege von 1866 und 1870 unvermeidlich geworden wären? Der Vertrag vom dritten Januar 1815, der alte Aspirationen Frankreichs, Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten zu neuer Kraft nährte und die heimlich fortwirkende entente cordiale der Westmächte schuf, war ja kein Ereigniß von Eintagsbedeutung. „Nach der Absicht seines eigentlichen Urhebers, Talleyrands", sagt Treitschke, „war der Bund (den Vertrag hatten, außer Talleyrand, Metternich und Castlereagh unterzeichnet) unzweifelhaft dazu bestimmt, mit überlegener Macht das erschöpfte Preußen zu überfallen und von seiner neu errungenen Großmachtstellung wieder herabzustürzen." Der welfische Reichsgraf zu Münster-Ledenburg, dessen schlauem Mühen die Hannoveraner den Königstitel zu danken hatten, rief damals triumphirend: „Wir spielen eine Partie en trois; ist der Feind geschlagen, so gehts gegen den Freund." Das war 1815. Vier Jahrzehnte danach sagte Palmerston, England müsse und werde dafür sorgen, daß Dänemark im Besitz der Herzogthümer bleibe. Im Januar 1864 versuchte John Russel, Palmerstons Nachfolger im Auswärtigen Amt, Frankreich, Rußland und Schweden in eine Koalition zum Schutz Dänemarks zu ziehen. Louis Napoleon weigerte seinen Beitritt, das dänische Flehen fand darum in England taube Ohren, aber noch im Mai jauchzte das Oberhaus dem Lord Grey zu, der ihm vorlog, die dänische habe bei Helgoland die österreichische Flotte geschlagen. Die Kombinationen wechselten: die mißtrauische Feindschaft gegen Deutschland und Preußen blieb. Friedrich Wilhelm der Vierte, der sich, trotz aller Enttäuschung, so tief vor Englands Macht gebückt, nur zum Krieg gegen Rußland das verlangte Kontingent nicht gestellt hatte, mußte sehr harte, oft unverschämt beleidigende Worte hören und in einem Brief an Bunsen schließlich wehklagen, seine Rede sei in London nicht mehr beachtet worden als „das Gebell eines Hündchens". Und doch hatte sein anglophiler Minister Bülow nach Pollocks Sieg über die Afghanen eine Note nach England gesandt, die den heute noch schmerzenden Satz enthielt: „Mit Großbritanien verbunden durch die Bande einer langen Alliance und einer beständigen innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des Britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst wiederfahren." (Im Telegrammstil späterer Zeit hätte der Satz gelautet: Britische Freude ist deutsche Freude.) Dabei wurden über das fatherland, die Biertrinker und struppigen Pfeifenraucher am Hofe Vickys und Alberts die schnödesten Witze gerissen und im Unterhaus die deutschen Legionäre wie hergelaufenes Lumpenpack verhöhnt. Im Krieg von 1870 hat England zwar den Schein der Neutralität gewahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Was der unvorsichtige Kronprinz Friedrich in Briefen an Mitglieder der britischen Königsfamilie und in Lagergesprächen mit englischen Berichterstattern über deutsche Kriegspläne ausplauderte, wurde flink stets nach Paris oder ins französische Hauptquartier gemeldet. Und Lothar Bucher hat an einen Fall erinnert, in dem England auch offen die Völkerrechtsvorschrift verletzt hat, um Frankreich gefällig zu sein. „Ein deutscher Kauffahrer

wurde innerhalb der englischen Hoheitgrenze, dicht unter dem hohen Vorgebirge Beechy Head, auf dem sich eine Küstenwache befindet, aufgebracht. Man hat aber nie gehört, daß die Reklamationen der deutschen Regirung einen Erfolg gehabt hätten, und Thatsache ist, daß die englische Regirung die französische nicht veranlaßt hat, die auf englischem Gebiet gemachte Prise freizugeben." (Welcher Höllenlärm wäre in London noch 1904 entstanden, wenn Frankreich in seinen indochinesischen Gewässern den Russen einen so frechen Uebergriff erlaubt hätte!) Damals saßen die Whigs am Ruder. Lord Granville hat aber verrathen, daß auch D'Israeli ein antideutsches Bündniß mit Rußland plante. Und wer konnte vergessen, wie lange deutsche Menschen in fremden Erdtheilen unter britischer Mißgunst seufzten?

Wer auf dem Rigi neben einem als Lord maskirten Schneider aus Liverpool gesessen, Heines thörichte Schilderungen englischen Lebens gelesen hat oder seine Weisheit aus Witzblättern schöpft (die besten selbst sind in allen Fragen internationaler Politik allzu oft Höflinge der erbärmlichsten Philistertriebe), Der glaubt, England und die Engländer zu kennen. Krämerseelen; tückisch und feig; steif, mürrisch und spleenig; ohne Kultursehnen; nur Sportnarrheit und Gewinnsucht im Schädel. So ungefähr ist das volksthümliche Bild. Daß die kräftigsten neuen Theorien, die uns Natur und Geist erkennen lehrten, in England geboren wurden, daß Shakespeares Heimath auch im neunzehnten Jahrhundert unter allen Völkern die zeugungfähigste Literatur (nicht: Dichtung) hatte, wird übersehen. Daß der Brite den Sport liebt und beim Golf oder Fußball fast so viel Zeit verbringt wie der Deutsche beim Bier, soll ihn lächerlich machen. Ist ers, weil er drauf hält, daß seine Grafschaft im Cricketmatch siege? Dient sein Spiel, das den Körper stählt, nicht dem Vaterland? Ginget Ihr nie in den Hyde Park und sahet Euch die firnen Greise an, die sich, zu Hunderten, da auf schlanken Pferden tummeln? Die jungen Mädchen, die alten Damen im Westend, die Arbeiter mit ihrer proles auf den Massensportplätzen: sehet und vergleichet sie den blutarmen, früh welken, verfetteten und verrunzelten Gestalten, denen man in Festlandsstädten auf Schritt und Tritt noch begegnet. Der Brite schien heiter, gesund und tapfer. Auf seiner vom Wogenprall umdröhnten Insel, die ihm bald, wie Sieglindens Sohn seine Welt, zum engen Tann ward, hat er rasch erkannt, daß nur der Starke die Erde zu erobern vermag, und sich die Hygiene geschaffen, die ein in Fabriken und Kontore gepferchtes Volk braucht, um nicht zu verkümmern. Sein Leben und Handeln ist vernünftig; er kann ohne Demüthigung gehorchen und ohne Tyrannenwillkür Gehorsam erzwingen. In Indien befiehlt ein Commissioner, der nur über ein Häuflein Weißer verfügt, Millionen brauner Menschen, die nicht wagen, vor seinem Blick die Stirn zu furchen. In London vereinen sich, wenn ein Putsch zu fürchten ist, Herzoge mit Kellermiethern zum Konstablerdienst; Jeder, mag er Märchenschätze oder ein paar Pfund zu verlieren haben, leistet den Eid, erhält Stab und Armbinde und marschirt in Reihe und Glied gegen die Feinde der Gesellschaft. Keiner verläßt sich auf die Büttelzunft oder winselt sie gar herbei.

Wie in Schillers Reiterlied fühlt sich der Mann: „Da tritt kein Anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Und weil dieses Bewußtsein immer bereiter Wehrkraft alle Köpfe beherrscht, wird dem Rededrang, der Kritik, der Spottsucht volle Freiheit gewährt; darf man über den König und seine Minister, über Institutionen, Beamte und Volkscharakter unangefochten das Frechste sagen. Nicht von dem höchsten Reichsbeamten ließe der Brite sich knechten. Junge Männer und Mädchen verkehren in unbefangener Intimität, verleben ohne Tantenaufsicht auf dem River ganze Tage mit einander: und kein rohes, kein lüsternes Wort stört die harmlose Fröhlichkeit; wer das Ohr anständiger Frauen mit Zoten belästigte, wäre schon nach dem ersten Versuch in jeder sauberen Gesellschaft unmöglich. Wir loben, was Lobes werth ist. Krämerseelen? Sie dachten nicht an ihren Kram, setzten ihn der ärgsten Lebensgefahr aus und opferten Milliarden, um Bonaparte zu vernichten, dessen suggestiver Willensgewalt nur sie, in ganz Europa sie allein nicht erlagen. „Und wenn dem British Empire eine dunkle Stunde naht, die seine Grundmauern bedroht, werden aus allen Erdtheilen ihm starke angelsächsische Männer zu Hilfe eilen und der Menschheit zeigen, wie unversiegbar die Kraft dieses Volkes ist." Das hat ein Deutscher gesagt.

In der dünnen politischen Satire Arbuthnots, die den Namen John Bull übers Erdrund trug, heißt der Holländer Frog und der Brite Bull. Der Frosch glaubt, ganz wie in Lafontaines Fabel, wenn er sich in seinem Sumpf aufblähe, werde er dem Bullen an Größe und Kraft gleichen. Auch Deutschland schien den Engländern lange nur ein geblähter Frosch, dem bald der Athem ausgehen müsse. Der einwandernde Deutsche bot billigere Arbeit an als der britische Ingenieur, Agent, Clerk oder Kellner, ließ sich schlechter behandeln, beeilte sich, sein nationales Gewand auf dem Markt abzulegen und sich angelsächsischem Wesen anzupassen, trug vielleicht gar Wollhemden und konnte ohne Badewanne leben: Grund genug, ihn zu verachten. Mit diesen Leuten, dachte man, die ihren Körper nicht trainiren, ohne Alkohol nicht lustig sein können und als Dreißiger schon einen Bauch haben, wird Deutschland nicht die Welt erobern. Ein hübsches Land; very nice. Dresden, Nürnberg, Freiburg, Heidelberg, Rothenburg; alte Kirchen und Schloßruinen; und überall Musik, Wurst und Münchener Bier: für eine Lenzreise recht geeignet. Auch eine sehr nette und strebsame Industrie, der man mit gutem Profit vorwärts helfen darf, weil sie uns keine Konkurrenz machen kann. Long ago. Der Deutsche wurde in England noch nicht gern gesehen, aber respektirt und kein Brite denkt daran, Deutschland gering zu schätzen. Unsere Industriellen und Händler sind den Citybeherrschern gefährlich geworden. England hatte manchmal die stärkeren Persönlichkeiten. Deutschland immer die stärkere Organisation. Der preußische Lieutenant, das Kohlensyndikat, die Deutsche Bank, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die Badische Anilinfabrik, die Hamburg-Amerika-Linie und die Sozialdemokratie: diese sichtbarsten Früchte deutscher Zucht reifen in Albions Seeklima nicht. Die Konkurrenz wurde bald um so lästiger, als der deutsche Arbeiter sich mit schlechterem

Lohn beschied, der deutsche Techniker gründlicher vorgebildet, der deutsche Kundenfänger besser geschult und an weiteren Blick gewöhnt war. Dem Wunsch der Staatsmänner, die junge Festlandsmacht unter Druck zu halten, gesellte sich die Wuth der im Wirthschaftkampf Bedrängten. Die Reibungfläche war größer, der politische Verkehr schwieriger geworden.

Dennoch schien die Möglichkeit eines ernsten Konfliktes fern. Bismarck, der leider nie in London akkreditirt gewesen war und sich als Kanzler deshalb allzu oft auf Buchers Emigrantenurtheil verließ, wußte, mit seinem sicheren Augenmaß und majestätischen Menschenverstand, doch immer, was er von England hoffen dürfe und fürchten müsse. Daß hinter dem alten Wilhelm ungeduldig eine englische, englisch fühlende Prinzessin stand, die mit heftigerem Willen den Gatten in die Bahn ihres Wesens zwang, war nicht bequem, mußte aber ertragen werden. Drei Kriege wurden gegen Englands Wunsch zu siegreichem Ende geführt und die deutsche Flagge durfte, in vorsorgend bedachtem Tempo, dem Handel nach Afrika folgen. Der Kanzler sprach mit Beaconsfield freundschaftlich, mit Gladstones Leuten so deutlich, daß er nicht mißverstanden werden konnte, und schickte in eiligen Fällen seinen von Granville und Salisbury hochgeschätzten, mit Rosebery und Rothschild befreundeten Sohn Herbert nach London. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten Briten und Deutsche einander noch lange höflich ertragen. Ein halbes Jahrhundert, meinte er, braucht das Deutsche Reich, um sich innerlich zu festigen, in Ost und West die neuen Grenzen zu sichern, und kann so lange die Rolle des saturirten Staates spielen; nachher wird man weiter sehen. Das Verhältniß war leidlich, weil das Auge Bismarcks, der die Ueberlieferung englischer Politik kannte, nicht von Illusionen geblendet war und weil drüben Whigs und Tories wußten, daß dieser Minister sich niemals in den Dienst britischer Wünsche stellen, nie ihr Büttel sein werde.

Britania lernte schnell wieder hoffen, als Bismarck weggeschickt war. Victorias Sohn, der Enkel des Koburgers Albert, hatte als junger Prinz zwar die Schwester, die sich „eine halbe Engländerin" nannte, ausgezankt und, als er sich in den Finger geschnitten hatte, auf einem Kasernenhof laut gesagt, er hoffe, bei dieser Gelegenheit den letzten Tropfen englischen Blutes loszuwerden. Doch ein junger Herr ändert sich wohl; man macht ihm auch was vor. Nach den unbehaglichen Tagen von Narwa ging der Kaiser nach London; und das Resultat dieser Reise war der Sansibarvertrag, der uns zwar Helgoland brachte, England aber den Hauptschlüssel zu Ostafrika in den Schoß warf. Blood is thicker than water: das alte Wort, das den Germanentrotz einst über das Schwachheitsymbol des Taufwassers hinweg getröstet hatte, wurde nun recht oft in einem neuen, den Briten wolgefälligen Sinn angewandt. Von der deutsch-englischen Waffenbrüderschaft viel geredet. Der greisen Königin zärtlich gehuldigt. Und das junge Haupt des Kaisers von der englischen Presse täglich mit neuen Holzpapierkränzen umwunden. Hatte er nicht die Nationalhelden Wellington und Kipling gefeiert und den hungernden Hindus das gute Geld berliner Bankdirektoren gesandt? War

die Freundschaft mit Rußland nicht schon recht frostig geworden? Die Depesche über Jamesons Raid war noch nicht vergessen. Das würde aber nicht wieder vorkommen. Der Kaiser hatte sich entschuldigt, seinen Dragonern laut frohe Heimkehr gewünscht und an manchem Festtag englische Uniform angezogen. Nie hatte der Union Jack in hellerer Sonne geflattert. In Asien nichts und nichts in Afrika zu fürchten. Sansibar, Witu, Sudan, Vaal- und Orangeland erobert. Blut ist dicker als Wasser. Hoffnung winkt fröhlich. „Dieser Deutsche Kaiser vergißt nicht, daß ihn eine Britin gebar."

Wenn er nur nicht so oft vom Werth der Seeherrschaft spräche! „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser." „Der Dreizack gehört in unsere Faust." „Reichsgewalt ist Seegewalt." „Bitter noth thut uns eine starke Flotte." Wozu ist die denn nöthig? Zum Schutz des Exporthandels? Das glaubt kein Brite. Nur zum Kampf gegen England braucht das Deutsche Reich eine große Schlachtflotte. Wird dieser Kampf etwa geplant? Deshalb in der islamischen Welt so zärtlich um Liebe geworben, ein deutscher Prinz als Küstenwächter nach Holland geschickt, Amerikanern und Franzosen jede erdenkliche Artigkeit erwiesen? „Ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf keine große Entscheidung mehr fallen." Keine? Auch nicht in Asien? Das also war die Absicht des Pachtvertrages? Seit Caprivi entlassen war, wurde auch wieder von der Nothwendigkeit guter Beziehungen zu Rußland geredet; von Jahr zu Jahr lauter. Ohm Paul wurde sacht zum Germanenherrgott. Von der Themse bis zum Tweed fraß das Mißtrauen weiter. Wenn der Kaiser nach London oder Cowes kam, den Tenniscoat oder den Galarock des Flottenadmirals anzog und wie ein guter Kamerad mit den englischen Seeleuten verkehrte, schien Alles wieder in Ordnung. Nur währte die Freude nie lange. Leis erst, dann vernehmlicher wurde die Frage gestellt, ob die Briten warten dürften, bis Deutschland stark genug sei, um sie im Lebensnerv treffen zu können. Das wäre ausbündige Thorheit, antworteten Fachleute wie Lee und Fitzgerald; antwortete mit ihnen das ganze Volk, dessen politischer Instinkt bisher unbeirrbar blieb. Der franko-britische Vertrag wurde geschlossen, wider alle Tradition einer fremden Macht in Marokko ein Vorrecht eingeräumt, das Schwergewicht maritimer Machtentfaltung in die Nordsee verlegt, für neue Marineanlagen eine erste Rate von hundertundzwanzig Millionen Mark gefordert, die französische Flotte zum Küstenbesuch eingeladen, dem verstärkten Kanalgeschwader als Manövrirplatz die Ostsee angewiesen und, endlich, Rußland angeködert. Europens inneres Antlitz ist gewandelt.

Italiens Küstenschützer war unser Feind geworden. Auch, endlich, wieder Frankreichs Freund. „Jeder britische Staatsmann", hatte Stockman einst an Victoriens koburgischen Gatten geschrieben, „muß Italien gegen Frankreich stärken." Wohin schmolz der Schnee solcher Unlustwinter? Er hüllte Westeuropa noch ins Leichenkleid, als Campo Fregoso dem dritten Rom den Erdprimat zusprach. „Vergebens haben England und Frankreich nach dem Römererbe getrachtet und uns in Nordafrika zu ersetzen versucht. In Egypten leben fünfzehntausend, in Tunis und Algerien noch mehr Italer

und ihr Geist waltet überall, als Gestalter und Wegbahner, in Künsten, Gewerbe und Handel. Der ganze Nordrand Afrikas ward uns von der Natur selbst als Siedelstätte zugedacht." Von deren Bändigern aber geraubt. Egypten: englisch; Algerien und Tunesien: französisch. Von solchem Verlust hat Crispi in Abessinien Entschädigung gesucht; doch nur Distel und Dorn gefunden. Megaloman nennt er sich, größensüchtig; spottet seiner selbst und weiß nicht, wie. Durch seine Heimath schleicht Noth, seit er den Franzosen den Handelsvertrag kündigte; im Staatshaushalt fehlt an allen Ecken das Geld und im Süden siehts aus wie im Siechenspital. „Folge der Abkehr von der Lateinerbrüderschaft. Der Knecht Bismarcks dünkelte sich stark: und daß Italiens Dankbarkeit niemals die Zeit seiner Schwachheit überdauern werde, hat, bald nach dem franko-italischen Krieg gegen Oesterreich, Thiers vorausgesagt." Doch der Rachegott reckt schon den Arm. Italien hat seinen nächsten Hauptmarkt verloren und muß, um nicht in Papier zu ersticken, sein Metallgeld theuer aus Frankreich zurückkaufen. Weil Umberto seinem Sohn Victor Emanuel (der jetzt König ist) erlaubt hat, im heiligen Metz eine deutsche Parade zu sehen, straft das französische Kapital ihn durch hastige Auswanderung und durch wilde Sturmläufe gegen die fünfprozentige Rente und die Eisenbahnbonds. Italien verliert eine Milliarde Lire und der Finanzminister Sidney Sonnino muß gestehen, daß im Haushalt hundertsiebenzehn Millionen fehlen. Der Hunger, flüstert der Vertreter der Französischen Republik am Quirinal, wird uns Italien zurückerobern. Aus Deutschland kommt Hilfe. Nach dem Bankenkrach („Panamino") dringt deutsches Kapital und deutscher Unternehmermuth über die Alpen. Als Negus Menilek bei Adua das Heer Baratieris geschlagen hat, ist Crispi von steiler Höhe gestürzt worden; durch das Getos der Volkswuth: trotzdem er in der Kammer auf Monte Citorio eine gefügige Mehrheit hatte. Rudini und Visconti-Venosta sputen sich in die Versöhnung Frankreichs. Sieben Monate nach dem Fall des „Tyrannen" sind sie mit dem Minister Hanotaux einig. Vor dem Ablauf des Jahres 1898 ist auch ein neuer Handelsvertrag fertig. Die Rente steigt, die Valuta kräftigt sich, alles Geschäft blüht auf und Italien kann in kurzer Zeit seine Staatsrente, Bahnobligationen und Industrieaktien (im Kurswerth von anderthalb Milliarden) aus Deutschland zurückkaufen. Der Abgeordnete Fiamingo hat darüber gesagt: „Auch wenn Frankreich nicht unser Recht auf Tripoli anerkannt hätte, wären wir, durch die deutsche Wirthschaftkrisis, genöthigt worden, uns der Republik zu nähern. Der deutsche Geldmarkt war zu schmal; unser junges Reich konnte Gewerbe und Handel nur ins Weite entwickeln, wenn Paris wieder sein Bankier wurde. Kehren wir jemals in die Politik der Nadelstiche gegen die Franzosen zurück (woran freilich nicht zu denken ist), dann kostet sie uns Hunderte von Millionen und unser Wohlstand welkt. Ohne einen Mann mobil zu machen, kann Frankreich uns ungeheuren Schaden thun. Italien könnte den Dreibund lösen und einsam bleiben, eine der Französischen Republik feindliche Politik aber nicht lange überleben." Daran hat in Deutschland

kaum Einer gedacht. Freundschaft? In unseren Tagen, rief Ferry, „gab und giebt es hinter den Alpen keine Franzosenpartei." Immerhin: eine „traditionelle Freundschaft", die man ins Schaufenster legen darf. Und die der Dreibund nicht stört. Minister Prinetti spricht: „Dieser Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwickelung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen." Minister Delcassé antwortet: „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen uns gerichteten Drohung werden." Also: beiden Feinden des Deutschen Reiches innig gesellt. Das war schon vor dreizehn Jahren. Als die Stimme Britaniens uns rauh anpfauchte und die Minister Seiner Huldvollen Majestät fragten, ob Klugheit nicht rathe, den Krieg, dem doch nicht auszubiegen sei, heute lieber als morgen zu führen. Als Rußland geschlagen und in den Concern geködert worden war, dem Japan und Italien schon zugehörten. Mit diesem Genossen gingen wir nach Algesiras. Und staunten, weil er stets gegen uns stimmte. Er konnte nicht anders: denn die Erlaubniß, Tripolitanien zu erraffen, hatte er ja mit dem Versprechen bezahlt, Frankreich in Marokko niemals zu hemmen. Deutschland war der bescheidenste Gsechäftstheilhaber, den die Sonne je sah. Oft habe ich, ohne ein Scheltwort gegen Italien, vor dem Glauben an die Haltbarkeit des Dreibundes gewarnt; zu oft? So Ehrwürdiges, rief Mancher, darfst Du nicht höhnen.

Höret! „Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa-Budapest-Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloqium gebetenen Herrn Pichon) begrüßt hat, heißts in Berlin: ‚Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unfindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen.' Ist dieser Ertrag wirklich unfindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwatzt, verzaudert. Unsere Verhandlungfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilchen zurück. So tief waren wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern mußten. Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Wo ist ein starker Freund, der, ohne selbst gefährdet zu sein, uns beistünde?

Das Instrument des Dreibundes hielt schon Bismarck für ziemlich verbraucht; er rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig ersonnenes Kunst-

stück, nicht als eine fortzeugende Geniethat, in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreis langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambetta und Galliffet gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispis Abschwenkung zu Deutschland und den ‚Usurpatoren' von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ernsten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübte, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gesättigt (schon Crispi hats leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Umbertos Minister Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen Angriff verpflichten. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stieße aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protektor ist Deutschlands Feind: Großbritanien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italer, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol stehe Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zu schlagen: und am Ende ists besser, mit dem Heer der Habsburger einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Wartehalle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegen italischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern. Im Marokkohader und im Balkanstreit. Als der fünfte Kanzler sich dem König vorstellen will, heißts: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, regnet es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von dem Botschafter Barrère herangelotstes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikas Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genäßt hat, blin-

zelnd aufschaut und wimmert: ‚Es scheint zu regnen.' Was soll nun geschehen? Was geschehen muß. Wenn das starke Deutsche Reich, das der Menschheit Genesung verhieß, nicht zum Kinderspott werden soll. Ruhig und artig muß der Kanzler zu dem Herrn der Consulta sprechen. ‚Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britanien, Frankreich, Rußland. Für sich und seine Konsorten wünscht es auf dem Balkan Raum; und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Das Bündniß, das in der Zeit Robilants und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht recht vereinbar findet. Wäre nicht das Beste, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem verständlichsten Grund: weil es für das Bedürfniß unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob mans nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stifte doch keinen Schaden. Halten Sie den Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht für dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Ehre und Gut des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immer noch schöner aussieht als die kahle Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete nicht gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. Seht Ihr: neben mir steht auch Einer! So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenns nicht anders geht, ganz allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Und braucht deshalb nicht papierne Herrlichkeit vorzutäuschen. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheint mirs zur Lösung eines Bundes, der die Enkel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge vors Auge stellt.' Wollen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fetzen über den Brenner wirft? Müssen wir, weils dem bösen Nachbar

so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit in seiner ganzen Wucht auf uns laden?" (Aus der „Zukunft" vom dreißigsten Oktober 1909.)

Fünf Jahre danach mußten wir fürchten, auch dieses einstweilen Letzte bleibe uns nicht erspart. Unter dem fünften Mond stand unsere Mannschaft im Kampf gegen die vier Gefährten Italiens: da prasselt von Monte Citorio das Gewitter ins Thal. Als es ausgelärmt hat, merkt der Durchnäßte, daß der Abgeordnete Giovanni Giolitti sich der vergeßlichen Europa ins Gedächtniß zurückgeschrien hat. Er war nicht mehr Minister, nur selten noch als Parteihaupt sichtbar und manche Italer meinten, mählich erlösche seines Gestirnes Licht. So schäbigen Ruf mag er nicht durch die Zeit großen Römerschicksals schleppen; nicht ins Gewimmel stolzirender Abgeordneten eingerechnet werden, sondern den Zauberlehrlingen zeigen, was er mit zwei dürren Besenstielstücken, er allein, vermag. „Als Geister ruft Euch nur, zu seinem Zwecke, erst hervor der alte Meister." Ministerpräsident Salandra hatte gesprochen. „Da die Bundesgenossen einen Angriffskrieg, nicht einen als Vertheidigungmittel ihnen aufgezwungenen, führen, war Italien nicht in die Bündnißpflicht genöthigt. Doch seine Neutralität darf nicht thatlose Gleichgiltigkeit werden. Wir stehen vor einer ungeheuren Umwälzung, deren Ende kein Sterblicher heute absehen kann, die aber das Machtverhältniß auf dem alten Erdtheil ändern wird, und wir haben Lebensinteressen zu vertheidigen, unsere Großmachtstellung zu wahren, gerechtem Anspruch Erfüllung zu sichern. Italien muß wachsam und stark sein. Wenn das Recht nicht mehr gilt, bürgt nur die Kraft noch für die Zukunft eines Volkes. In so gefährdeter Zeit müssen alle inneren Parteikämpfe enden. Wir haben eine furchtbare Verantwortlichkeit auf uns genommen. Das Land will erlangen, was ihm nothwendig scheint: und wird es erlangen. Heer und Flotte Italiens sind jetzt für jeden Fall bereit." Die Regirung nimmt den Beschluß des Abgeordneten Bettolo an: „Mit vollem Recht und nach reiflicher Ueberlegung hat Italien sich für neutral erklärt. Der Regirung, die, im Vollbewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, mit dem tauglichsten Werkzeug für die Sicherung unserer höchsten Lebensinteressen handeln wird, spricht die Kammer ihr Vertrauen aus." (Mit 413 gegen 49 Stimmen.) Zuvor hat, als Letzter, Herr Giolitti gesprochen. Bleibt irgendwo noch der winzigste Zweifel, ob Italien beim Ausbruch dieses Krieges der Dreibundpflicht ledig war? Dann wirbelt ihn der Zorn Giovannis hinweg. „Die Frage ist beantwortet worden, als, vor sechzehn Monaten, Oesterreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg erklären wollte. Am neunten August 1913 erhielt ich von dem Marchese di San Giuliano die folgende Depesche: ‚Oesterreich zeigt uns und dem Deutschen Reich die Absicht an, gegen Serbien vorzugehen, und behauptet, dieser Vorgang müsse als ein zur Vertheidigung nothwendiger angesehen werden. Deshalb seien die Verbündeten zu Beistand verpflichtet. Nach meiner Ueberzeugung ergäbe solches Handeln nicht den Bündnißfall. Ich möchte im Einvernehmen mit Deutschland die Ausführung des österreichischen Planes hindern, halte aber für nöthig, daß wir unzweideutig

aussprechen, uns scheine solches Handeln nicht ein von Vertheidigungpflicht gebotenes, also auch dadurch nicht der Fall geschaffen, für den uns der Dreibundvertrag zu Beistand zwingt.' Diese unzweideutige Erklärung haben wir der austro-ungarischen Regirung gegeben. Genau so lagen die Dinge wieder im Juli 1914. Wir standen also auf festem Rechtsboden und handelten durchaus ehrlich, als wir unsere Neutralität ankündeten. Diese wachsame und bewaffnete Neutralität, in deren Empfehlung ich mit dem Ministerium übereinstimme, müssen alle Bürger unseres Landes redlich wahren, bis die Stunde schlägt, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft." Beifallssturm. Ein Schwarm umdrängt den alten Hexenmeister; Jeder jauchzt und schüttelt dankbar die Hand des Siebenzigers aus Mondovi. Seit er, am zehnten Dezember 1894, die schlimmen Akten, die Crispis Mitschuld an der unsauberen Sache der Banca Romana erwiesen, der Kammer vorlegte, hat kein Dokument ihm je solchen Jubels Widerhall eingebracht.

Unserem Strafgesetzparagraphen 353[a] (der, seit Arnims Rebellion, die ins Geheimniß des internationalen Dienstes Zugelassenen in Verschwiegenheit schreckt) irgendwie Aehnliches steht wohl auch in Italiens Poenbüchern. Und stünde es nicht drin: Herr Giolitti, der selbst ein Staatsanwalt war, würde sich hüten, wider den Willen seines Schützlings Salandra eine bisher verheimlichte Diplomatendepesche ins Licht zu legen und als Abgeordneter einen wichtigen Vorgang zu entschleiern, der ihm als Ministerpräsident gemeldet worden war. Der Widerhall kam auch, aus Frankreich, England, Rußland, so rasch und laut, daß man vermuthen darf, das Stichwort sei schon vor dem Gewittertag von Monte Citorio bekannt gewesen. Zweck: zu erweisen, daß nach dem Doppelmord von Sarajewo (der Hauptschuldige hat noch im Schlußwort an die Geschworenen betheuert, er habe aus freiem Willen, nicht als ein Werkzeug, nicht unter fremder Einwirkung, gehandelt) ein wiener Plan wieder auflebte, den zuvor, zweimal, Römerhände gewürgt hatten; und dem neuen Herrn der Deutschen Botschaft zuzurufen: „Mit den alten Mären vom Ursprung des Krieges, von jäher Empörung durch den Prinzenmord und vom Ueberfall friedlicher, für solchen Kampf nicht bereiter Mächte, angelst Du hier kein Tiberfischlein; unsere Akten erweisen, daß Ihr, was jetzt ward, schon 1913 wolltet und, da Ihr unseren Willen zur Beistandsleistung erforschtet, auch den Eingriff Rußlands und Frankreichs, also die Weitung des Kriegsschauplatzes über austro-serbisches Gebiet hinaus, für gewiß hieltet. Du kommst zu spät. Wir haben gewählt." Das soll Europa glauben. Wohin ruft die Glocke den Gewaffneten aus dem Lager? Aufs Schlachtfeld. Abgeordneter Barzilai: „Ich stimme für die Regirung, weil sie die Einheit aller Italiener verheißt." Ferri: „Nur, wenn unvermeidliche Nothwendigkeit dazu zwingt, müssen wir für unseren gerechten Anspruch mit der Waffe eintreten." Sacchi: „Der Erfolg der Regirung ist der Erfolg des Vaterlandes, das seinem gerechten Anspruch endlich Erfüllung schaffen will und in Eintracht das ersehnte Schicksal heranreifen sieht." Bissolati: „Italien kann einem Kampf nicht fern bleiben, der über sein

Lebensinteresse entscheidet und dessen Ende den Sieg des Imperialismus oder der Demokratie bringen muß." Torre: „Aus diesem Kampfe wird Italien stärker und größer hervorgehen." Labriola: „Nicht die Wiederherstellung des Balkanbundes, sondern die Stärkung deutscher und österreichischer Macht wäre für uns eine Gefahr. Die Kammer hat ihren Willen heute klar ausgesprochen; ist der Krieg nöthig, dann wird die Regirung ihn führen." Chiesa: „Alle Republikaner werden die Regirung stützen, wenn sie, um unser Recht zu erkämpfen, in den ungeheuren Europäerstreit eingreift." In der Kammer wird ein Aufruf aus Triest vertheilt, der stöhnt: „Unmöglich wäre, Tollheit, die Fortsetzung unseres Kampfes, wenn diese Stunde ungenützt verstriche. Sorget, Abgeordnete, dafür, daß italischer Boden von fremder Herrschaft, fremdem Gesetz frei, die Einheit und Unabhängigkeit unseres Volkes überall gesichert werde und jeder Italermund, ohne des Feindes Rache fürchten zu müssen, für das Vaterland zeugen dürfe."

San Giuliano hatte die Depesche an Giolitti in den Tagen der bukarester Verhandlungen über den Balkanfrieden, am neunten August 1913, geschrieben. Ein paar Wochen zuvor hatte er den König Victor Emanuel und dessen Frau, die Tochter Nikolas von Montenegro, nach Kiel begleitet (wo sie, auf der Reise nach Schweden, zu kurzer Stundenrast einkehrten) und mit den Leitern unseres Reichsgeschäftes geplaudert. Wir lasen: „Eine weithin wirkende Kundgebung des Dreibundgedankens, die gerade in dieser ernsten Zeit tiefen Eindruck machen muß. Italien ist von den ‚Extratouren' mit den Westmächten reuig ins alte Glück des Dreibundes zurückgekehrt und inniger nun als je an Deutschlands, an Oesterreichs Busen geschmiegt. Denn es langt nach der Vorherrschaft im Mittelmeer und hat eingesehen, daß nur die Bundesfreundschaft es an dieses Ziel bringen kann." Das dünkte mich gefährlicher Aberglaube; deshalb sagte ich am zwölften Juli 1913: „Giolitti und San Giuliano sind nicht grün genug, um aus Knabenübermuth in den Wahn zu schlittern, einer Lateinermacht sei im Mittelmeer die Vorherrschaft erlangbar, ehe dem Britenleun im Inselkäfig die Zähne stumpf geworden sind. Seit Italien am Syrtenmeer herrscht, von Malta und Kypros, von Frankreichs tunesischer Provinz und vom englischen Sudan aus schnell zu verwunden ist, muß es sorgsamer noch als vor dem Uebergriff nach Nordafrika das Verhältniß zu England, dem Schreckgespenst langer und offener Küsten, pflegen. Die Westmächte flüstern ihm die Lockweise zu: ‚Wir helfen Dir auf die Balkanmärkte und in wichtige Levantehäfen.' Die Dreibundesgenossen zwingen es in Rüstung, die nichts einbringt, und in den Schein einer Duldsamkeit, die ein gekräftigtes Oesterreich in Albanien nützen könnte. Deutschland muß mit der Möglichkeit eines Krieges rechnen, in dem es sich gegen die Heere und Flotten des feindlichen Dreibundes und seiner Vorposten in Südwest und Südost zu wehren hat." Am siebenzehnten Juli hatte Herr Schebeko, Rußlands Gesandter, den rumänischen Ministerpräsidenten Majoresku ersucht, den Vormarsch der Truppen auf Sofia zu hemmen; die Regirung des Zaren bürge den Rumänen schon jetzt für die Gebietsabrundung

bis an die Grenzlinie Turtukaja-Dobritsch-Baltschik. (Grünbuch der rumänischen Regirung: Les événements de la péninsule balcanique; l'action de la Roumanie.) Italien giebt in Sofia „den dringenden Rath", diese Grenzlinie zu gewähren; den selben Rath hat, so meldet Oesterreich-Ungarns Gesandter, Franz Joseph dem König der Bulgaren gegeben. Am letzten Julitag rühmt Herr Pichon die weise Mäßigung und die Geschicklichkeit der rumänischen Regirung; und warnt, in den ersten Augusttagen, die Bulgaren vor dem Trugwahn, der Friedensvertrag, über den in Bukarest verhandelt werde, sei vom Eingriff irgendeiner Großmacht bedroht. Am sechsten August sagt er zu dem Gesandten Lahovary: „Frankreich ist gegen jede Revision des Vertrages." Die wünscht Österreich-Ungarn; läßt den Wunsch aber fallen, weil er ohne Krieg nicht erfüllbar scheint und Rom die Heeresfolge weigert. Vier Tage nach San Giulianos schroffer Ablehnung empfängt Herr Majoresku den Glückwunsch des Grafen Berchtold, der „besonders darüber sich freut, daß Rumänien den Balkanhader zu enden vermocht hat." Ihn besucht, als wieder Frühling wird, Marchese di San Giuliano in Abbazia. Offiziöse Nachschrift: „Wieder ist völlige Uebereinstimmung in den Ansichten der beiden Staatsmänner zu Tage getreten." Aus dem Achilleion telegraphirt der Kanzler des Deutschen Reiches an die zween Bundesgenossen: „Indem ich Sie aufs Wärmste zu dem glücklichen Ergebniß beglückwünsche, das Ihre Unterredungen in Abbazia gehabt haben, lege ich Werth darauf, mich dem Gefühl der Befriedigung anzuschließen, das Sie darüber empfinden." Vier Wochen danach sagt der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag, er hoffe, Rumäniens „Anlehnung an alte Freunde" werde dauern. Pflicht zwingt mich, auf die Thatsachen gemeiner Wirklichkeit hinzuweisen.

Giolittis Eingriff schien die unfreundlichste Handlung, die von Bosheit zu erdenken war. Der noch Verbündete wurde nicht nur in Sturm und Kälte allein gelassen, sondern auch grober Tücke geziehen. Aus West und Ost gröhlten unsere Feinde dem greisen Redner kanibalisch frohen Dank. So weit, mußte man denken, wirkt Englands Haß. Das sieht seine Hoffnung auf den Sohn der Britin, den Liebling von Cowes enttäuscht, fürchtet deutschen Vordrang ins Mittelmeer (wo es selbst nicht beliebt ist) und an den Persergolf und hat, um sein altes Indien sammt dem neuen, Egypten, zu sichern, den Italern noch reicheren Märchenschatz zugesagt als an dem Tag, da es sie am Nil gegen Frankreich als Prellbock aufstellen wollte. Nun, dachten wir weiter, rächt sich die Taubheit, die Bismarcks ernstes Warnerwort nicht vernahm: den Kaiserreichen könne der Bund mit Italien nur nützen, so lange die Drei den Briten befreundet seien. Der alte Schlaukopf Giovanni-Odysseus läßt sich nicht übers Ohr hauen noch wie ein Hündchen in den Korb prügeln. Der hat sich in die Zeiten zurückgeträumt, da der Römer das Mittelmeer Mare nostrum, der Venezianer die Adria den Golf von Venedig hieß, der Große Rath über Dalmatien herrschte, die Mannschaft des Dogen Enrico Dandolo in Konstantinopel einzog. Kann aus solchem Traum nicht Wirklichkeit werden? Italien rühmt sich seines „heiligen Egoismus", spricht

lächelnd von seinem „proletarischen Imperialismus“ (der Pflicht, dem Auswanderergewimmel in einer Heimath, auf Römerboden Raum- und Gewinnmöglichkeit zu bereiten) und hat Macchiavells Lehre nie vergessen: „Jeder nothwendige Krieg ist gerecht und heilig jede Waffe, nach der Einer griff, weil ihm andere Hoffnung nicht blieb.“ Tripolitanien und die Kyrenaika, Triest und Valona, Dalmatien und Albanien, Gorizia und Spalato, alles Welschland bis an den Brenner, Kleinasiens Flanke breit offen: die Vormacht aller Lateiner; kräftig derber als Frankreich, Spaniern und Rumänen beinahe ein Weltenrichter. „Bald schlägt die Stunde, die uns zum Schutz unserer wichtigsten Interessen aus dem Lager ruft.“ Aus bewaffneter Neutralität aufs Schlachtfeld. Ob Baron Sidney Sonnino so schrillen Ruf gern hört? Der hat, als der kranke Kronprinz Friedrich in San Remo war, den Dulder und dessen Vaterland in prächtig tönender Rede gefeiert. Der war ein Gehilfe Crispis und in Paris drum nie hoch eingeschätzt. Einen zum Engländer erzogenen, in den Protestantismus zugelassenen Juden hat ihn Herr Tardieu, in seinem Buch über Algesiras, spöttelnd genannt. Albanien, das San Giuliano wie den blanken Leib einer Braut ersehnte, hat sein Erbe ja schon; keinen Grund also noch zu schnaubendem Zorn gegen den Nebenbuhler am Busen des „unsäglich geliebten Meeres“. Da wandelt sich, wie nach einem Donnerschlag im Feenmärchenspiel, das Bild. Von der Lippe Giolittis tönt kühle Mahnung: zu nehmen, was ohne Schwertstreich, ohne Ansaldos Mörser erlangbar ist: das Trentino, Gradiska, für Triest italische Selbstverwaltung; „nicht Alles, doch Mancherlei.“ Flüche umprasseln sein weißes Haupt. Den anglisirten Baron aber umjubelt der Erlöserwille der Garibaldiner und Imbrianer. Der Citrus blüht vom Lenz in den Herbst. Dem Dreibund reift der dreiunddreißigste Geburtstag. Und der Kanzler des Deutschen Reiches zählt die „weitgehenden Konzessionen auch territorialer Natur“ auf, durch deren Gewährung „die ständige Freundschaft zwischen der Doppelmonarchie und Italien gesichert werden soll“, und betheuert feierlich, daß „im deutschen Volk das Bundesverhältniß feste Wurzeln gefaßt hat“.

Vergebens. Das Werk der Unwahrhaftigkeit währt nicht. Italien löst sich aus dem Bund; taumelt in den Krieg. Victor: Der Sieger. Emanuel: Gott ist mit uns. Italien taumelt in den Krieg gegen Deutschland.

Der war, im entsetzenden Sinn des Wortes, nicht, seit auf dem Karmeliterplatz in Neapel das junge Haupt Konradins unter Freiknechtsbeil auf das Schaffot fiel. Ein Stamm lockert sich; sinkt. Konradins Vater war in Apulien gestorben, der schöne Sardinerkönig Heinz (Enzio), der neben der Ehe gezeugte Sohn und Liebling Kaiser Friedrichs des Zweiten, in einer Falle der Bologner gefangen, Manfred, ein anderer Bastard Friedrichs, nach kurzer, musisch prangender Herrschaft in Palermo, von dem wilden Anjou, dem Degen des Papstes, auf dem Rosengefild bei Benevent besiegt und erschlagen worden. Kein Staufer reckt sich noch in die Krone. Das niederrheinische Land, von je her (und in gewandeltem Sinn bis in unsere Tage) zur Kürung von Gegenkönigen gestimmt, hat dem jungen, ernsten und tüchtigen Grafen

Wilhelm von Holland das Reichsschwert gegürtet, um das, da es seiner Hand früh entsunken ist, der zehnte Alfonso von Kastilien und der Engländer Richard von Cornwallis streiten. Dessen Bruder, Englands dritter Heinrich, hat den reicheren Goldhort, kann nach Rom, nach Bayern, Braunschweig, Köln, Mainz große Summen spenden und dadurch erwirken, daß sein Richard aus der aachener Pfalz die Krone des Deutschen Königs empfängt. Ueber die Alpen zu ziehen, war dem Weichling zu unbequem; Kaiser hieß der Spanier, der nie ins Reich kam, König der Brite, der den höchsten Titel nicht beschwerlicher Reise werth fand. In zwei Gestalten verkörpert sich die dem Inbegriff des Zeitgedankens entsprossene Nothwendigkeit der Trennung deutscher von italischer Politik. Das Gestirn der Universalmacht, das allzu lange vor dem Blick aller in Deutschland Herrschenden flimmerte, verblaßt; die plump imperiale Sucht, fremden Völkern ein Joch aufzuzwingen, das sie knirschend tragen und in jeder Noth des Zwingherrn abzuschütteln trachten, weicht dem Wunsch, in der Heimath ein festes Haus zu bauen. Das Papstthum war, wie einst durch den ersten Kreuzzug, durch eine gewaltige Aufbrunst des Christenwillens aus der Fährniß gerettet worden, in die der stete Zank mit den Kaisern es verstrickt hatte. Seit Temudschin, der Dschengis-Khan (Allmächtige), sein Mongolengewimmel aus China nach Europa geworfen, Moskau und Kiew besetzt, die Magyaren zermalmt, Krakau verbrannt, bei Liegnitz, also nicht sehr weitab von dem Wendendörfchen Berlin, die Schlesier geschlagen hat, bebt der Erdwesten vor möglicher Einnistung asiatischer Horden und rüstet sich mit dem Harnisch neuer Frommheit. Trotz Friedrichs ungestümer Wehr gewinnt das Papstthum wieder Ansehen. Wenn es auf weltlichen Dünkel und rauhen Eingriff in das Reichsgeschäft verzichtet, ist ihm die Leitung der Geister noch lange sicher. Und der Verzicht wird ihm durch die Gewißheit erleichtert, daß des Reiches Haupt vom Süden, von dem Traum der Weltkaiserei, sein Antlitz dem gefährdeten, in Elend hinsiechenden Osten zuwenden muß. Graf Rudolf von Habsburg wird zum Kaiser erwählt. Ein schlichter Ritter aus deutschem Haus.

Als seinen Urenkeln die Herrschaft über die kräftigsten Reichsglieder zu entgleiten beginnt, wird die Frage streitig, ob das vom Bundestag vertretene Deutschland gegen Italien Krieg führen solle. Wieder ist eine Ostkrisis Europas, der Krimkrieg, vorhergegangen; wieder kommt der Vorstoß aus Frankreich. Das will Savoyen und Nizza haben und dem König Victor Emanuel zu seinem Sardinien noch Lombardo-Venetien, Parma, Modena (und den Prinzen Jerome als Eidam) gönnen. In Plombières hats Napoleon der Dritte mit dem Minister Grafen Cavour vereinbart; auch, daß nach Oesterreichs Vertreibung aus Italien ein Staatenbund unter dem Ehrenvorsitz des Papstes die gemeinsamen Angelegenheiten leiten solle. Sardinien hat eine Verfassung, die längst in den unter österreichischem Absolutismus lebenden Lombarden und Venetern bitteren Neid genährt hat und den Wienern drum unerträglich scheint. Wie Metternich einst gegen die „Verruchtheit" des deutschen Einheitsehnens, später Fürst Schwarzenberg gegen die preußische

Verfassung wetterte, so, mit der selben unklugen Schroffheit, wenden die Knirpse sich jetzt gegen das Italerstreben nach Staatseinheit und verbrieften Volksrechten: und schüren dadurch den Zorn über die Fremdherrschaft. Günstigere Massenstimmung konnte Louis Napoleon sich nicht wünschen. Am ersten Januar 1859 sagt er zu dem österreichischen Gesandten, der ihm zum neuen Jahr den Glückwunsch Franz Josephs bringt: „Versichern Sie Ihren Kaiser meiner unverminderten Hochschätzung; daß unsere Regirungen nicht mehr so gut mit einander stehen wie früher, kann ich nur bedauern." Schrill, wie Sturmgeläut, klingt das Wort; scheucht Europa auf und stürzt die Börsenkurse in gestern unahnbare Tiefe. Hastig stärkt Oesterreich seine Wehrmacht in der Lombardei. Frankreich bleibt still. Sardinien ruft, seine Grenzen zu schützen, aus allen italischen Provinzen Freiwillige herbei und weist sie unter den Befehl des großen Rebellen Garibaldi. Wird Deutschland für Oesterreichs Sache fechten? Das fordert der vom wiener Preßbureau angefeuerte Süden; der Norden ist kühl. Zwei Jahre zuvor hat Napoleon zu dem Herrn von Bismarck gesagt, er strebe nicht nach der Rheingrenze, deren Besitz Frankreich in rauhe oder sanfte Annexion Belgiens, Hollands, Luxemburgs verleiten und dadurch eine feindsälige Koalition aller Großmächte bewirken müßte, sondern wolle in Italien Ordnung schaffen und hoffe für die Zeit dieser Auseinandersetzung mit Oesterreich auf die Neutralität Preußens, das dann ja Hannover, Schleswig und Holstein erwerben und sich dadurch die Möglichkeit sichern könne, eine Seemacht zu werden, die, im Bund mit Frankreich, die „Freiheit der Meere" (das napoleonische Schlagwort aus dem Jahr 1857 scheint heute Manchem neu) gegen Englands Willkür zu schirmen vermöge. Nun schlug die Stunde zur Ausführung des Planes, den der Preuße nur als Privatmann, nicht als Diplomat, kennen gelernt haben wollte. König Friedrich Wilhelm ist krank; Prinz Wilhelm, sein Bruder, Regent. „Ich glaube nicht, daß er schon 1859 geneigt gewesen sein würde, in plötzlicher Entschließung den Abstand zu überschreiten, der seine damalige Politik von derjenigen trennte, welche später zur Herstellung des Deutschen Reiches geführt hat. Die Situation wurde nicht unter dem Gesichtspunkt einer vorwärts strebenden preußischen Politik betrachtet, sondern in dem gewohnheitmäßigen Bestreben, sich den Beifall der deutschen Fürsten, des Kaisers von Oesterreich und zugleich der deutschen Presse zu erwerben, in dem unklaren Bemühen um einen idealen Tugendpreis für Hingebung an Deutschland, ohne irgendeine klare Ansicht über die Gestalt des Zieles, die Richtung, in der, und die Mittel, durch die es zu suchen wäre. Unter dem Einfluß seiner Gemahlin und der Wochenblattspartei war der Regent 1859 nah daran, sich an dem italienischen Krieg zu betheiligen. Wäre Das geschehen, so wurde der Krieg von einem österreichisch-französischen in der Hauptsache zu einem preußisch-französischen am Rhein. Rußland, in dem damals noch sehr lebendigen Haß gegen Oesterreich, würde mindestens gegen uns demonstrirt und Oesterreich, sobald wir in Krieg mit Frankreich verwikkelt waren, würde, am längeren Ende des politischen Hebels stehend, er-

wogen haben, wie weit wir siegen durften. Mein Gedanke war, immerhin zu rüsten, aber zugleich Oesterreich ein Ultimatum zu stellen, entweder unsere Bedingungen in der deutschen Frage anzunehmen oder unseren Angriff zu gewärtigen. Aber die Fiktion einer fortdauernden und aufopfernden Hingebung für ‚Deutschland', nur in Worten, nie in Thaten, der Einfluß der Prinzessin und ihres den österreichischen Interessen ergebenen Ministers Von Schleinitz, dazu die damals gang und gäbe Phraseologie der Parlamente, der Vereine und der Presse erschwerten es dem Regenten, die Lage nach seinem eigenen klaren und hausbackenen Verstand zu prüfen, während sich in seiner politischen und persönlichen Umgebung Niemand befand, der ihm die Nichtigkeit des ganzen Phrasenschwindels klar gemacht und ihm gegenüber die Sache des gesunden deutschen Interesses vertreten hätte." (Bismarck.) Dennoch bleibt, trotz der Revolution in Parma, die Wilhelms Sinn für gesetzliche Ordnung wie Frevel empfindet, Preußen, bleibt Deutschland dem Krieg fern: und wird von Oesterreich deshalb der Verletzung einer beschworenen Bundespflicht beschuldigt. Wir mußten, so schallts aus der Hofburg, die Lombardei aufgeben, weil der nächste Bundesgenosse uns treulos im Stich ließ. Schon heißt es, dem Frieden von Villafranca werde rasch ein franko-österreichischer Krieg gegen Preußen folgen. Qualm, der Brand oder Glimmen verräth. Sieben Jahre danach wird Habsburg zugleich aus Deutschland und aus Italien gedrängt. Die Sache des gesunden deutschen Interesses hat in Berlin gesiegt. Und dem Entenjäger wird Italien zur Bülte.

Nach einem Blick auf Oesterreichs Gebirgsrüstung gegen Italien hätte Bismarck die Unhaltbarkeit des Bandes erkannt, in das er die Feinde von 1859 und 66 überredet hatte. Statt Moral zu predigen und Strafe anzudrohen, hätte er gesagt: „Wer sich für den Streitfall so ungeheuren Vortheil sichert, treibt den dadurch gefährdeten Partner in die Sehnsucht nach neuer Genossenschaft." Italien kennt die Denkschrift, in der Feldmarschall Graf Radetzky ausspricht: „Der Besitz von Istrien und Dalmatien muß Oesterreich wünschenswerth machen, daß es in den Besitz von Bosnien und von Belgrad gelange, um von da sich an den Balkan mit dem rechten Flügel anschließen zu können. In dieser Stellung ist der österreichische rechte Flügel Herr von den Fürstenthümern (Moldau und Walachei, der zum Königreich Rumänien vereinten), um wenigstens drohend zu bleiben, so wie vom ganzen Orient." Ungern nimmt Rom, das Istrien und Dalmatien zu den auf Erlösung harrenden Italerprovinzen zählt, schon die Annexion Bosniens hin; und zeiht Oesterreich, als es den Arm nach Belgrad reckt, der Gleichgewichtstörung und des Vertragsbruches. Den könnte es ohne Helfer nicht rächen. Da nun aber drei große, drei kleine Europäermächte wider Deutschland und Oesterreich-Ungarn ins Feld gerückt sind, hofft es, mit einem Sprung an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Radetzky rechnete mit dem kleinen Piemont, nicht mit dem in Einheit erwachsenen Reich, das alle italisch fühlenden und sprechenden Menschen umfassen, die Adria, beide Ufer, beherrschen, zur Gestaltung des Orientschicksals mitwirken will. Der italo-österreichische

Krieg war Nothwendigkeit (wenn Krieg je eine ist). Der dem Deutschen Reich erklärte nur Folge. Doch wozu hilft solche Unterscheidung? Klirrend fiel ein Ring, den unser Herz, nicht das Auge nur, geliebt hat. Wird der heute alternde Deutsche die Kirchen des Heiligen Petrus und des Heiligen Markus, Fiesole und den Lido, Ravenna und Siena, Michelagniolos Arbeitzelle und die Gruft von Pompeji noch einmal betreten? Er kennt, gründlicher als der Dichter des deutschen Tasso, als Winckelmann, Mommsen, Hillebrand und der Schwarm unserer Danteforscher, nun das Land, wo die Citronen blühen. Zeiht ers nicht auf unbrechbarem Rechtsgrund der Totsünde wider das Grundgesetz politischer Sittsamkeit? Oder lebt solches Gesetz noch nicht?

Herzog Friedrich von Schwaben, der den Welfen verwandte Salierenkel, hat das Jahr, das seiner Kürung zum Deutschen König und seiner Krönung in Aachen (am neunten März 1152) folgte, mit klugem Ehrgeiz zu rascher Festigung der Staufermacht genützt. Seinem rothenburger Vetter Friedrich, dem Sohn des dritten Königs Konrad, unter dem die Macht vom Reich an die Kirche gefallen war, verlieh er das Herzogthum Schwaben; dem wichtigeren Vetter Heinrich, dem Löwen, das Herzogthum Bayern, das bisher zur Markgrafschaft Oesterreich gehört hatte. Mit der Römerkurie schloß er in Konstanz einen Vertrag, der beide Parteien zum Kampf gegen Normannen und Byzantiner verpflichtete und dem König für den Tag, der den Papst wieder zum Herrn der Stadt Rom gemacht habe, die Kaiserkrone verhieß. Im nächsten Herbst sammelt Friedrich bei Augsburg ein Heer von vierzehnhundert Rittern. Den Dünkel des sizilischen Königs Wilhelm brechen, Rom dem Papst zurückgeben, die Lombardei aus der Gewalt der Großstädte lösen: so sieht er im Süden sein Ziel. Er stellt die lombardische Lehnsverfassung wieder her und wird von dem vierten Hadrian, dem kühlen Briten, gekrönt; doch der Römeraufstand und der Widerwille seines Heerhäufleins gegen das Wagniß neuen Normannenkrieges treibt ihn nach Ankona und der Rückweg in die Heimath wäre ihm an der Etsch von den Veronesen abgeschnitten worden, wenn Otto von Wittelsbach ihm und seinem Gefolge nicht aus der Klemme geholfen hätte. Hadrian muß sich vor dem Sizilierkönig beugen und wird drum von dem Kaiser des Treubruches geziehen: von dem Heinrich, der selbst das im Konstanzer Vertrag Zugesagte nicht zu leisten vermochte, also ein Recht auf die Gegenleistung nicht erlangt hat. Der Papst muß mit den Normannen, der Kaiser mit den Byzantinern Verständigung suchen: nur das Pergament überdauert das zweite Lebensjahr des Vertrages. In der Heimath kündet Friedrichs Mund den Reichsfrieden; wandelt sein Wille die um das Bayernland gekürzte Markgrafschaft Oesterreich in ein untheilbares, auch im Frauenstamm vererbliches Herzogthum; mehrt sein Bedürfniß, die Kaisergewalt auf Landbesitz zu stützen, bis an den Wasgenwald die staufische Hausmacht. Auf dem Fürstentag in Besançon flackert aus den glimmenden Funken des Römerstreites neuer Brand. Ein Sendschreiben des Papstes scheint den Kaiser zum Lehnsmann und Gnadensöldling der Kurie zu erniedern. Ueber das finstere Gemurr der Fürsten fegt

die pfäffisch plumpe Frage des Kardinals Roland von Siena hin, wessen Gnade sonst, wenn nicht des Papstes, dem Kaiser die Reichsgewalt verliehen habe. Wieder regt sich zuerst der wilde Muth des Wittelsbachers; mit dem Schwert will er dem Italer die Antwort in die Fratze kerben. Der Kaiser verbietets; läßt in einem Rundschreiben aber die Häupter des Reiches wissen, daß er seine Krone von Gott, dessen Stimme in der Wahlhandlung der Fürsten spricht, habe und Jeden, der ihn Roms Lehnsmann heiße, als Widerchristen und Lügner ächten müsse. Auf dem Lechfeld empfängt er den Brief, in dem der Papst auf ungebührlichen Anspruch verzichtet, den nur Mißverstand ihm zutrauen konnte. Und zieht nun, auf fünf Paßstraßen, über die Alpen. Belagert, besetzt Mailand und erzwingt die Anerkennung schrankenloser Herrschaft über die Lombardei. Alles Recht, spricht zu ihm der Erzbischof, „kommt fortan aus Deinem Willen und das Land beugt sich dem Wort: Was dem Herrscher beliebt, hat die Kraft des Gesetzes". Obendrein muß das Land dem Kaiser in jedem Jahr fünfzehn Millionen Mark steuern. Mißgriffe der Beamten schüren den Zorn der Städte. Genua, Crema, Piacenza empören sich gegen den fremden Eroberer; und ihnen folgt Mailand. Hadrian stirbt, ehe er den Entschluß, Friedrich zu bannen, ausgeführt hat, und die Mehrheit der Kardinale wählt Roland von Siena, den Feind des Kaisers, zum Papst. Dieser Alexander, der dritte auf Petri Stuhl, wird von Victor, dem Erkürten der Minderheit, gebannt, ächtet selbst aber, im August 1160, den Kaiser, der inzwischen Crema zerstört und Mailand zum zweiten Mal erobert hat, und verbündet sich Engländern und Franzosen, die der Ruf Johanns von Salisbury eint: „Wer gab den Deutschen das Amt des Völkerrichters?" Um diesen Dreibund zu lösen, greift Reinald von Dassel, des Kaisers Kanzler, bis in den Wipfel der Herrengewalt: nach Victors Tod setzt er die Wahl eines neuen Gegenpapstes durch, dem (Paschalis dem Dritten) er die Zustimmung Heinrichs von England wirbt, und überredet den Kaiser in den Schwur, nur diesen Papst und dessen Nachfolger anzuerkennen. Alle weltlichen und geistlichen Fürsten müssen den selben Eid leisten und, unter Androhung des Verlustes von Amt, Lehen, Dienst, von jedem Untergebenen heischen. Noch aber athmet Alexander. Aus Frankreich, das der Brite ihm entfremdet hat, eilt er nach Rom. Friedrich will ihn vom Priesterthron stoßen und zieht zum vierten Mal über die Alpen. Seine klügsten und tapfersten Helfer, Reinald und der mainzer Erzbischof Christian, schlagen die Römer, zwingen Alexander in hastige Flucht und recken die Gebieterhand über das Grab der Apostel. Da würgt Seuche das Heer der Deutschen. Tausende tötet der Gifthauch der Campagna. Reinald selbst sinkt ins Grab. Die Kunde von diesem Unheil, das die Papsttreuen Himmelsstrafe dünkt, bündelt die lombardischen Städte zu offenem Aufruhr. Byzantion, Sizilien, Venedig, die bang auf die Vorschiebung deutscher Macht blickten, schirmen das neue Trutzgebild. Friedrich muß fliehen. Kehrt noch einmal zurück. Will die Entscheidung über das Römerschicksal des Reiches erzwingen, wird von Heinrich dem Löwen aber, dem stärksten Laienfürsten, im Stich ge-

lassen und bei Legnano geschlagen. Am neunundzwanzigsten Mai 1176. Er ist in Verhandlung mit Alexander genöthigt, den nie anzuerkennen er geschworen hat. Auf den Stufen der Markuskirche küßt er in Demuth den Fuß des Papstes. Dessen Arm hebt ihn in neues Fürstenrecht. Dessen Mund löst ihn aus dem Bann. Vier Jahre danach kniet Heinrich, der Welfenlöwe, vor Friedrich. Der hat ihm, dem Haupt der Laienfürsten, am Harz, an der Elbe und Ostsee den Besitz genommen. In Erfurt umarmt er den Reuigen; verpflichtet ihn, aus dem Reich zu scheiden, läßt seinem Geschlecht aber die braunschweigischen und lüneburgischen Lande. In Konstanz, wo er einst versprach, das Schwert des Kaisers zu werden, schließt er den Reichsfrieden mit den Lombarden. Der für die Kurie Normannen und Sizilier bekämpfen wollte, freit seinem ältesten Sohn, Heinrich, die normannische Erbtochter von Sizilien und Apulien. Wie viele Schwüre, Gelübde, Verträge hat Kaiser Friedrich gebrochen, da er, ein Siebenziger, auf dem Kreuzzug ins Heilige, vom Sultan Saladin geschändete Land, in der kalten Strömung des Salef ertrank? Und war dennoch ein deutscher Mann; des Cheruskers nicht unwerth.

„In Wien kennt man keinen Unterschied zwischen Krieg führenden und Hilfe leistenden Mächten. Der wiener Brauch kann mit gleichem Recht in Berlin geübt werden und der König hätte, in gerechter Vergeltung, gegen die Sachsen als Verbündete der Königin von Ungarn die selben Maßregeln beschließen können, zu denen die Königin sich gegen die Preußen, Pfälzer und Hessen als Verbündete des verstorbenen Kaisers berechtigt glaubte. Doch solchen gewaltsamen Maßregeln widerstrebte der König aufs Aeußerste. Er wollte sich nicht zum Mitschuldigen der Ungesetzlichkeiten des wiener Hofes machen; denn er meinte, wenn die Gerechtigkeit auch aus der Welt verbannt sei, so müßte sie doch bei den großen Fürsten eine Zufluchtstätte finden. Statt Groll und gehässige Bitterkeit zu zeigen, ließ der König nach dem Tode des letzten Kaisers dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen freundliche Vorschläge machen, um einen Weg zur Versöhnung zu ebnen. Diese Vorschläge bewiesen die völlige Selbstlosigkeit Preußens und boten beträchtliche Vortheile und Gebietserweiterungen für das Haus Sachsen. Diese friedlichen Schritte waren nutzlos. Der Stolz des dresdener Hofes war geschwellt durch den kindlichen Gedanken, die sächsischen Truppen hätten viel zu dem Rückzug beigetragen, den die Preußen am Ende des vorigen Jahres antraten, um sich an der schlesischen Grenze aufzustellen. Die Wahnhoffnung auf große Eroberungen, die Eifersucht auf einen Nachbar, dessen Machtzuwachs es mit Grimm und Neid gesehen hat, das Aufschäumen der Leidenschaft (und wohl auch persönliches Interesse der Minister) macht den Hof blind gegen die wahren Bedürfnisse Sachsens und taub gegen die Stimme billiger Gerechtigkeit. Mit den Oesterreichern drangen die Sachsen in Schlesien ein und rückten bis Hohenfriedberg vor. Dort errangen die preußischen Truppen unsterblichen Ruhm; und die Folgen dieses Sieges zerstörten vollends die Pläne, die der Feind gegen die Macht des Königs geschmiedet hatte. Die ganze Welt weiß, welcher unerhörten Grausamkeiten

die Feinde in Schlesien schuldig wurden; auf ihrem Andenken liegt Fluch und Schande und selbst Barbaren müßten sich einer Kriegführung schämen, wie sie hier von gesitteten und christlichen Völkern unternommen wurde. Während in Schlesien solche Gräuel geschahen und dem Himmel, dem gerechten Sühner aller Verbrechen, gefiel, sie vor Aller Augen furchtbar streng zu strafen, behauptete man in Dresden kaltblütig, Sachsen stehe nicht im Kriege gegen Preußen und der Führer der sächsischen Truppen habe nicht die Erbländer, sondern nur das neu erworbene Gebiet des Königs angegriffen. In solchen Sophistereien gefiel sich das dresdener Ministerium: als könnten kleine scholastische Spitzfindigkeiten, Haarspaltungen und kindische Wortklaubereien sein rechtwidriges Handeln in Rechtskraft heben. Schlesien war seit dem Breslauer Frieden von ganz Europa als preußisch angesehen worden; es war ein Erbe seiner Väter, das der König zurückgefordert und erobert hatte. Von dem Augenblick an, wo der König von Polen den König von Preußen, in Schlesien oder anderswo, angreift, führt er einen offenen Angriffskrieg gegen ihn. Wer ist so blöd, sich nicht zur Nothwehr berechtigt zu glauben, wenn eins seiner Glieder von einem Degenstich getroffen ward? Und wer so stumpfsinnig, mit der albernen Ausrede sich zu begnügen, nicht auf seinen Leib, sondern nur auf seinen Arm habe es der Feind abgesehen? Die Geduld und Mäßigung des Königs scheint nun an ihre Grenze gelangt zu sein. Die vortheilhaftesten Anerbietungen und die allerbeweglichsten Vorstellungen sind umsonst verschwendet worden. Das Maß ist voll. Nachdem alle Wege ans Ziel der Aussöhnung vergebens beschritten wurden, bleibt Seiner Majestät kein anderer Entschluß als der: den verderblichen Absichten des unversöhnlich starrsinnigen Fürsten zuvorzukommen und die sächsischen Unterthanen das selbe Leid fühlen zu lassen, das die Staaten des Königs von Preußen erlebt haben. Welcher Erfolg Seiner Majestät bei den bevorstehenden Operationen in Sachsen auch beschieden sein mag: er wird stets bereit sein, billige, mit seinem Ruhm vereinbare Vorschläge entgegenzunehmen, Festigkeit und Energie, aber auch Seelengröße und Mäßigung zu zeigen." (König Fritz im August 1746.)

Im Namen Rußlands, Oesterreichs, Frankreichs hatte der Botschafter Fürst Galizyn in London eine Note überreicht, die empfahl, einen Friedenskongreß in Augsburg einzusetzen. Fritz zweifelte an der Aufrichtigkeit des wiener Hofes und gab diesem Zweifel in einer Satire Ausdruck, die er in die Form eines von einem österreichischen Offizier an einen schweizer Freund gerichteten Briefes faßte. „Sie fragen mich, lieber Freund, was es bei uns Neues giebt, und sehnen den Frieden herbei. Wie es scheint, fangen auch unsere Herrscher an, des Mordens, der Räuberei und Grausamkeit müde zu werden, die der Krieg mit sich bringt. Fühlt man Europa an den Puls, merkt man, daß die Tobsucht nachläßt; vielleicht bedarf es noch eines Aderlasses, damit die Vernunft wieder die Uebermacht erhält. Wie ich höre, wird, während die Verbündeten kräftig gegen den König von Preußen vorgehen, über Friedenspräliminarien verhandelt. Ich schicke Ihnen das Ganze so,

wie ich es erhielt. ‚Präliminarartikel des allgemeinen Friedensschlusses zwischen den Hohen Verbündeten und Ihren Majestäten den Königen von Preußen und von Großbritanien. Artikel Eins: Zwischen den diesen Vertrag schließenden Mächten soll ewiger Friede herrschen. Mit ruchloser Falschheit werden sie einander Freundschaft schwören und stets bemüht bleiben, einander zu schaden, bis Neid, Eifersucht, Ehrgeiz neue Mittel zum Ausbruch finden. Artikel Zwei: Die Mächte verpflichten sich, die Minister, die den Krieg herbeigeführt haben, henken zu lassen; nämlich . . . (diese Stelle ist mit so schlechter Tinte geschrieben, daß ich sie nicht entziffern konnte). Artikel Drei: Keine Macht ist zu Einspruch berechtigt, wenn eine andere dabei über die Thorheit, Tölpelei, dummen Streiche der Nachbarn laut zu lachen anfängt. Vier: Die Mächte verbieten ihren Schreibern, in Friedenszeit über Monarchen im Ton der Marktweiber zu reden. Fünf: Alle Kanonen, die an der ungeheuren Schlächterei des Krieges mitschuldig waren, werden sorgsam in die Zeughäuser gesperrt. Sechs: Da im Verlaufe von sechs Jahrtausenden reifliches Nachdenken an die Schwelle der Erkenntniß geführt hat, daß Hochmuth und Frechheit der Höfe oft blutigen Krieg erwirkte, verpflichten die Mächte sich, den hochtrabenden Stil und die eitle Anmaßung, die den Herrscher schlecht kleiden und der öffentlichen Ruhe Gefahr drohen, hinfüro fahren zu lassen. Sieben: Alle Mächte verzichten auf phantastische Pläne und beschließen, vernünftig zu werden. (Ueber diesen Artikel wird am Meisten hin und her geredet.) Gelingt hier gütliche Verständigung, dann können wir auf dauernden Frieden hoffen.‘ Möge der Himmel uns einen dauerhaften, nicht einen brüchigen bescheren!“ (König Fritz im Frühling 1761.)

„Die Politik ist zum Chaos geworden. Die Schuld liegt in der Unruhe und Oberflächlichkeit, womit der Kaiser seit dem Tod seiner Mutter (Maria Theresia) die auswärtige Politik und seine persönlichen Geschäfte betreibt. In der Ueberzeugung, der König von Preußen sei der schlimmste Feind seiner ehrgeizigen Pläne, hat der Kaiser sich vorgenommen, ihm Rußland abspenstig zu machen, ihm also den wichtigsten Bundesgenossen zu rauben und ihn so zu isoliren, daß er der österreichischen Monarchie nicht mehr gefährlich werden könne. Zu diesem Zweck ist Kaiser Joseph nach Rußland gereist. Dort hat er die phantastischen Pläne Katharinas erfahren, die ihren jüngsten Enkel auf den Thron von Konstantinopel setzen wollte; hat sich bei der Zarin dadurch lieb Kind gemacht, daß er ihrer Eitelkeit schmeichelte und versprach, ihr mit allen Kräften gegen die Türken beizustehen. Er hat ein Bündniß mit ihr abzuschließen vermocht, aber die Rechnung ohne Frankreich gemacht, das die Vernichtung der ihm verbündeten Türkei nicht zulassen kann. Der Kaiser wollte Rußland von Preußen trennen und mit Rußlands Hilfe dann Preußen zu Boden schlagen. Zunächst wollte er die Stadt Danzig in einen Gewaltschritt gegen den König verleiten und die Danziger erfüllten den Wunsch des Kaisers. Aber die Mäßigung des Königs schlichtete den Zwist in Güte, die Zarin vermittelte und die strittigen Handelsfragen wurden so beantwortet, daß nicht leicht neuer Hader entstehen kann.

Seit dem Tod ihres Günstlings Lanskoi ist die Zarin in tiefe Schwermuth versunken und läßt alle Geschäfte ruhen. Schwindet ihr der Gedanke an die Eroberung Konstantinopels, dann lockert sich ihr Bündniß mit dem Kaiser; und der Großfürst (Paul Petrowitsch) hält unerschütterlich zu Preußen. Man würde sich also übereilen, wenn man ein so nützliches Bündniß löste, um mit Frankreich, einer heruntergekommenen Macht, ein neues zu knüpfen. Der Einfluß der Königin (Marie Antoinette), der Schwester des Kaisers Joseph, würde auch die festesten Vereinbarungen über den Krieg lockern. Das Staatswohl und die bleibenden Interessen Preußens würden den Ränken der Höflinge und Weiber von Versailles ausgeliefert. Solches Bündniß wäre nur ein übler Nothbehelf und höchstens Dem zu empfehlen, der anderswo keinen Genossen mehr fände. O Richelieu, Mazarin, Ludwig der Vierzehnte: was würdet Ihr sagen, wenn Ihr die Schande Eurer Nachfolger sähet!" (König Fritz im November 1784: „Ueber die Politik.")

„Noch ein Sieg über die Oesterreicher: und Italien ist unser. Wir hoffen, daß Sie ihnen die Verbindung mit Mailand und dem wiener Hof abgeschnitten haben. Eilen Sie! Ruhe wäre gefährlich. Noch ist Lorber zu pflücken. Ihr Marsch muß uns die treulosen Engländer vom Hals schaffen, die zu lange schon Herren des Mittelländischen Meeres sind, und muß den Weg bahnen, auf dem Korsika dem ehrgeizigen Haus Braunschweig-Lüneburg zu entreißen ist. Der Herzog von Parma muß für sein zähes Verharren in der Bündnißpflicht büßen; was sein Land zu leisten vermag, muß es uns liefern. In Rom ist zu fordern, daß der Papst für das Heil der Republik öffentliche Gebete anordne. Um uns von dem Besuch, den Sie ihm machen, zu entschädigen, werden Sie ihm einige seiner schönsten Gemälde, Statuen, silbernen Madonnen, Medaillen, sogar Glocken wegnehmen. Neapel muß alle Schiffe und alles Eigenthum der gegen uns kämpfenden Völker ausliefern und während der Kriegszeit kein Schiff aus feindlichen Staaten, insbesondere kein englisches, in seine Häfen einlassen; auch, wie wir kaum zu sagen brauchen, nicht unter neutraler Flagge ... Unsterblicher Ruhm den Siegern von Lodi! Ihr rettet Euer Vaterland und zerstöret die Koalition, dieses Ungethüm, das uns verschlingen wollte. Eure Schläge zwingen die thörichten Oesterreicher, unsere Friedensbedingungen anzunehmen, gegen die ihr blinder Starrsinn sich bis jetzt gewehrt hat. Nachdem Sie die Lombardei von den Trümmern der österreichischen Armee gesäubert haben, werden Sie die Grenzen dieses Landes so wachsam schützen, daß neuer Einbruch nicht zu fürchten ist." (Das Direktorium der Französischen Republik an Bonaparte.)

Oesterreich und Preußen sind Glieder des Deutschen Bundes. Artikel Elf der Bundesakte bestimmt: „Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser Versuch fehlschlagen und demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu

bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben." Im Januar 1866 schreibt Bismarck an die wiener Regirung, er werde das Bündniß lösen, wenn Oesterreich nicht seine Politik in Holstein ändere. Das, antwortet Graf Mensdorff vom Ballhausplatz, werde es unter keinen Umständen thun. Preußen ruft vierzigtausend Landwehrmänner früher als sonst unter die Fahne; schließt plötzlich den Landtag; läßt melden, König Wilhelm habe lange Besprechungen mit Moltke und Roon gehabt; verhandelt mit dem italischen General Govone über ein Bündniß gegen Oesterreich. Im Auftrag der wiener Regirung fragt der Gesandte Graf Karolyi in Berlin, ob Preußen die Gasteiner Konvention gewaltsam zerreißen und den durch das Grundgesetz zwischen deutschen Bundesstaaten verbürgten Frieden brechen wolle. Bismarcks Antwort scheint nicht ganz klar; klingt aber wie Nein. Elf Tage danach befiehlt der König die Mobilmachung des Heeres. Nichts, schreibt Bismarck am sechsten April, „liegt den Absichten des Königs ferner als ein Angriffskrieg gegen Osterreich." Das will, um einen unzweideutigen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, zuerst abrüsten, wenn Preußen spätestens am nächsten Tag folge. Preußen weicht aus; und fordert am letzten Apriltag als Vorbedingung Oesterreichs Abrüstung gegen Italien. Neun Bundesstaaten („die Bamberger") fordern, daß der Bund allen Gliedern die Abrüstung befehle. Der Antrag (vom neunzehnten Mai) wird einstimmig angenommen. Cirkulardepesche Bismarcks vom vierten Juni: „Alle Erkundigungen gestehen zu, daß der Entschluß, gegen Preußen Krieg zu führen, in Wien fest gefaßt ist. Das Eingehen in Verhandlungen soll Oesterreich nur Zeit für seine eigenen, noch nicht gänzlich vollendeten Anordnungen, besonders aber für die seiner Verbündeten sichern. Vielleicht wird man uns zuletzt glauben, wenn wir feierlich gegen jeden Gedanken an den Wunsch, unsere Ansprüche an die Herzogthümer durch Gewalt und mit Mißachtung der Rechte des Mitbesitzers geltend zu machen, protestiren. Wir vermögen mit ruhigem Gewissen an das Urtheil aller unparteiischen Staatsmänner zu appelliren, welcher Theil bis zum letzten Augenblick Versöhnung gewollt und Friedensliebe gezeigt hat." Preußische Truppen rücken in Holstein ein. Preußens Antrag, einem nach allgemeinem und gleichem Stimmrecht zu wählenden Parlament die Bundesreform zu überweisen, ist verschleppt worden. Am fünfzehnten Juni schlägt Bismarck vor, Oesterreich aus dem Bund zu stoßen. Das heischt gegen Preußens Willen zur Selbsthilfe den Beistand der Bundesmacht. Die Mehrheit sagt ihn zu. Preußens Vertreter ruft, durch diesen Beschluß sei das Bundesrecht gebrochen, der Vertrag unverbindlich geworden. Oesterreich antwortet: „Der Bund ist ein unauflöslicher Verein und kein Glied kann aus ihm nach freiem Belieben scheiden." Preußen bleibt auf der Meinung, der Beschluß vom vierzehnten Juni habe das Leben des Deutschen Bundes geendet und ein neuer Staatenverein könne werden.

„Wir hatten vorausgesehen, daß die unvermutheten und nicht zu rechtfertigenden Rüstungen Oesterreichs eine verhängnißvolle Krisis herbeiführen würden. Diese Krisis ist jetzt ausgebrochen. Die drei neutralen Mächte haben

die Gefahren der Situation zu beschwören gesucht, indem sie die Fragen, welche den Frieden Europas bedrohten, gemeinschaftlichen Berathungen empfahlen; aber ihre Bemühungen sind an dem Widerstreben Oesterreichs gescheitert. Die Lösung der Elbherzogthümerfrage war durch die Verträge einer gemeinsamen Verständigung zwischen den beiden souverainen Mächten vorbehalten worden. Da Oesterreich sich von seinen Verpflichtungen lossagte, um jene Lösung außerhalb der von ihm unterzeichneten Verträge zu suchen, hat der König, unser erhabener Herr, sich genöthigt gesehen, seine Truppen in Holstein einrücken zu lassen, ohne indessen damit Oesterreich das Recht streitig zu machen, seine Truppen nach Schleswig rücken zu lassen. Der Bruch des Gasteiner Vertrages berechtigte Seine Majestät zu dieser Maßregel; die Pflicht, seine Rechte zu vertheidigen, gebot sie ihm. Oesterreich hat es vorgezogen, seine Truppen aus dem Herzogthum abziehen zu lassen, und indem es beim Deutschen Bunde eine willkürliche Klage auf Friedensbruch erhob, machte es dem Bundestage in Frankfurt eine Vorlage, deren bloße Zulassung zur Berathung schon einen offenkundigen Bruch des Bundesvertrages bildete. Der von Oesterreich in der Sitzung des elften Mai gestellte Antrag bezweckte nichts weniger als die Dekretirung des Bundeskrieges gegen eins der Bundesglieder, eine mit dem Buchstaben und Geiste der Verträge und mit deren Grundzweck durchaus unvereinbare Maßnahme. Dieser Antrag wurde, statt ohne Weiteres beseitigt zu werden, in der Sitzung vom Vierzehnten mit Stimmenmehrheit angenommen. Diese Verletzung des Bundesvertrages schließt nothwendig die Zerreißung des Bandes, welche die Mitglieder des Deutschen Bundes vereinte, in sich. Der Gesandte des Königs war beauftragt, Dies am Bundestage in eben der selben Sitzung zu erklären. Diese Vorgänge haben die Regirung Seiner Majestät von allen Verpflichtungen befreit, welche das Bundesverhältniß ihr bisher auferlegte, und zwar so, daß die bisherigen Bundesmitglieder keinen Anspruch mehr haben, Gerechtsame auszuüben, die ihnen nur in Gemeinschaft mit Preußen zustanden, oder sich ohne Preußen noch als Vertreter des Bundes zu benehmen. So sehen wir Bande zerrissen, welche Preußen während der Dauer zweier Generationen um den Preis mancher Opfer aufrecht zu erhalten bestrebt war, wenngleich es anerkennen mußte, daß sie nur sehr unvollkommen den Anforderungen der Zeit entsprachen. Aber im Angesicht der offenen Feindsäligkeit, welche der Bundesbeschluß, die Bundesmacht gegen Preußen zu mobilisiren, offen bekundete, sah sich Seine Majestät in die Nothwendigkeit versetzt, auch jene Maßregeln zu treffen, welche die Sorge für die eigene Vertheidigung und die Pflichten gegen sein Volk gebieterisch von ihm forderten. Die Regirung des Königs hat zu dem Ende den norddeutschen Staaten, die an Preußen angrenzen, ein neues Bündniß angetragen, dessen Annahme die Gefahren beseitigen würde, die wir von der geographischen Lage dieser Staaten mitten zwischen Theilen des preußischen Gebietes zu fürchten hatten. Sie hat sich bereit erklärt, mit diesen Regirungen und mit einem deutschen Parlament in Verhandlungen zu treten, um die Hauptpunkte dieses Bündnisses

festzustellen. Aber in Erwägung des Standes der Krise, in welcher wir uns befinden, hat sie diese Regirungen ersuchen müssen, vor Allem ihre Truppen auf den Friedensfuß zurückzuversetzen oder auch sie mit den unsrigen zur Bekämpfung der gemeinsamen Gefahr zu vereinigen und ihre Zustimmung zur Berufung eines deutschen Parlamentes zu erklären. Die Regirung des Königs ist sich bewußt, bei Formulirung dieser Forderungen sich in so enge Grenzen geschlossen zu haben, wie die Sorge für ihre eigene Vertheidigung es ihr gestattete. Wenn so mäßige Vorstellungen nicht angenommen werden, so wird sie sich genöthigt sehen, sich auf ihre eigene Macht zu stützen und gegen die Regirungen, die sich als ihre entschiedenen Gegner kenntlich machen, alle Mittel, über die sie zu verfügen hat, zur Anwendung zu bringen. Die Verantwortlichkeit für die daraus entstehenden Folgen wird ganz und gar auf Die zurückfallen, die durch ihre feindlichen Umtriebe diese Situation geschaffen und im letzten Augenblicke die Hand, die Preußen ihnen geboten, zurückgestoßen haben werden." (Depesche Bismarcks an Preußens Vertreter im Ausland; vom sechzehnten Juni.)

„An meine treuen Sachsen! Ein ungerechtfertigter Angriff nöthigt mich, die Waffen zu ergreifen! Sachsen! Weil wir treu zur Sache des Rechtes eines Bruderstammes standen, weil wir festhielten an dem Band, welches das große deutsche Vaterland umschlingt, weil wir bundeswidrigen Forderungen uns nicht fügten, werden wir feindlich behandelt. Wie schmerzlich auch die Opfer sein mögen, die das Schicksal uns auflegen wird: lasset uns muthig zum Kampfe gehen für die heilige Sache! Zwar sind wir gering an Zahl, aber Gott ist in den Schwachen mächtig, die auf ihn trauen, und der Beistand des ganzen bundestreuen Deutschlands wird uns nicht ausbleiben. Bin ich auch für den Augenblick genöthigt, der Uebermacht zu weichen und mich von Euch zu trennen, so bleibe ich doch in der Mitte meines tapferen Heeres, wo ich mich immer noch in Sachsen fühlen werde, und hoffe, wenn der Himmel unsere Waffen segnet, bald zu Euch zurückzukehren. Fest vertraue ich auf Eure Treue und Liebe. Wie wir in guten Stunden zusammengehalten haben, so werden wir auch in den Stunden der Prüfung zusammenstehen; vertrauet auch Ihr auf mich, deren Wohl das Ziel meines Strebens war und bleibt. Mit Gott für das Recht! Das sei unser Wahlspruch!" (Erlaß des Königs von Sachsen.)

„An mein Volk! In dem Augenblick, wo das preußische Heer zum entscheidenden Kampf auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter, zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater die unvergessenen Worte sprach: ‚Das Vaterland ist in Gefahr!' Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen uns in Waffen. Nur wenige Jahre ist es her, seit ich, aus freiem Entschluß und ohne früherer Unbill zu gedenken, dem Kaiser Oesterreichs die Bundeshand reichte, um deutsches Land von der Fremdherrschaft zu befreien. Aus gemeinschaftlich vergossenem Blute hoffte ich auf das Erblühen der Waffenbrüderschaft, die zu einer festen, auf gegenseitiger Anerkennung beruhenden Bundesgenossenschaft und damit zu all dem gemein-

samen Wirken führen würde, woraus Deutschlands innere Wohlfahrt und äußere Bedeutung als Frucht hervorgehen sollte. Doch diese Hoffnung wurde getäuscht. Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will im jüngeren Preußen keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, ist in allen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte, unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert. Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht blos aufgerufen, sondern selbst zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben; und deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird eine Fußbreite Preußenbodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint sind und an dessen Ehre Gut und Blut zu setzen als die höchste und heiligste Aufgabe halten! Bei sorglicher Voraussicht Dessen, was nun eingetreten ist, habe ich es seit Jahren als die erste Pflicht meines königlichen Amtes erkennen müssen, ein streitbares Preußenvolk für starke Machtentwickelung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich blickt mit mir jeder Preuße auf die Waffenmacht, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem König an der Spitze wird das Preußenvolk sich als ein wahres Volk in den Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie Preußen durch innere Streitigkeiten gelähmt wähnen. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark, da dem Feinde gegenüber sich ausgleicht, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück oder Unglück vereint zu bleiben. Ich habe Alles gethan, Preußen die Lasten und Opfer des Krieges zu ersparen; Das weiß mein Volk, weiß unser Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblick habe ich gemeinschaftlich mit Frankreich, England und Rußland die Wege gütlicher Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich wollte nicht; und andere deutsche Staaten stellten sich offen auf seine Seite. So ist es denn nicht meine Schuld, wenn mein Volk einen schweren Kampf zu kämpfen und harte Bedrängniß zu erdulden hat. Aber es ist keine Wahl mehr geblieben. Wir müssen fechten um unsere Existenz, müssen in den Kampf auf Leben und Tod gehen gegen Diejenigen, die das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitkriegen hervorgegangen, von der Stufe herabstoßen wollen, worauf seiner Fürsten Geist und Kraft und seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. Flehen wir zum Allmächtigen, daß er unsere Waffen segne. Verleiht Gott uns Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch Diejenigen zerrissen ist, welche die Rechtsmacht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuen. Gott mit uns!" (König Wilhelm am achtzehnten Juni.)

„Als die Befreiung unseres Landes von dänischer Herrschaft begann, durften wir hoffen, daß der Beseitigung fremder Usurpation bald die thatsächliche Anerkennung unseres Rechtes auf staatliche Selbständigkeit folgen werde. Die verbündeten Truppen kamen mit der Erklärung, die Rechte unseres Landes und die Rechte des Bundes in Bezug auf Schleswig schützen zu wollen. Welche die Rechte seien, haben Oesterreich, Preußen und der Bund gemeinsam vor Europa erklärt, als sie in London mein Recht anerkannten und die Vereinigung der Herzogthümer Schleswig-Holstein unter meiner Regirung forderten. Statt der gehofften baldigen Einigung droht ein blutiger Kampf ganz Deutschland zu entzweien, weil Preußen von der bereits allseitig angenommenen Anerkennung unseres Rechtes zurückgetreten ist, weil gegen ein deutsches Land, dessen Schutz und Befreiung verheißen war, das Recht des Eroberers geltend gemacht werden soll. Wir beklagen es tief, daß unsere schleswig-holsteinische Sache, welche Deutschland einigen und kräftigen konnte, als Anlaß eines Kampfes dienen soll, der zur Zerreißung im Inneren, zur Erniedrigung vor Europa führen kann. Die Verantwortung tragen Diejenigen, welche das einzige Mittel zur Erhaltung des Friedens, durch die Anerkennung und Verwirklichung meines und Eures Rechtes die widerstreitenden Interessen auszugleichen, von sich gestoßen haben. Wir können dem bevorstehenden Kampf mit ruhigem Bewußtsein entgegengehen. Obwohl jeder Vertretung beraubt, welche die Stimme des Landes hätte zur Geltung bringen können, habt Ihr doch Niemand im Zweifel darüber gelassen, daß Ihr bereit waret, so viel an Euch lag, dem Frieden jedes mögliche Zugeständniß zu machen. Ich selbst habe mich zu jedem mit den Gesammtinteressen Deutschlands irgend verträglichen Opfer bereit erklärt, um das Recht unseres Landes mit den Wünschen Preußens in Einklang zu bringen. Mein ernstliches Bemühen ist daran gescheitert, daß die preußische Regirung keine Verständigung wollte. So stehen wir vor einem deutschen Bruderkriege, welchen abzuwenden wir nicht vermögen. Die Zukunft der Herzogthümer ist zwar der Anlaß, aber nicht der Gegenstand des Kampfes. Es handelt sich jetzt um die Frage, ob Recht und Gesetz ferner in Deutschland gelten sollen. Schleswig-Holsteiner! Euch stehen zunächst schwere Tage der Prüfung bevor. Aber Ihr werdet muthig und treu am Recht festhalten. Ihr wißt aus einer früheren trüben Zeit, daß die Gewissen nicht durch Bayonnettes bezwungen werden können und daß nur Der verloren ist, der sich selbst verloren giebt. So werdet auch Ihr jetzt den Druck der Gewalt ungebeugt ertragen, bis die Stunde der Befreiung schlägt. Eure Beamten werden, um im Interesse des Landes ihr Amt fortführen zu können, der faktischen Gewalt sich fügen müssen. Aber sie werden nichts thun, welches der ohne meine Zustimmung nicht möglichen Feststellung des Landesrechtes Nachtheil bringen würde. Ich habe für jetzt mich von Euch entfernen müssen. Nicht, um unser Recht aufzugeben, bin ich gegangen, sondern, um den Kampf für dieses Recht fortzusetzen. Ihr werdet mich immer da finden, wo die Selbständigkeit der Herzogthümer, wo ihre Untheilbarkeit

und ihre Zugehörigkeit zu Deutschland vertheidigt wird. Ich danke Euch für die Liebe und Treue, welche Ihr von Anfang an mir entgegengebracht und durch alle Wechsel des Schicksals mir bewahrt habt. Die Bande, welche diese Jahre zwischen Fürst und Volk geknüpft haben, sind unlösbar. Niemand außer mir hat das Recht, Euch zu den Waffen zu rufen. Wenn aber der Tag kommt, wo ich zur Vertheidigung des Landes Euch um mich versammeln kann, werdet Ihr zu mir stehen, wie ich zu Euch. Haltet fest im Vertrauen auf Gott. Er wird Deutschland und Schleswig-Holstein nicht verlassen." (Herzog Friedrich an die Bewohner von Schleswig-Holstein.)

„An meine Völker! Mitten in dem Werk des Friedens, das ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungreform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesammtreiches festigen, den einzelnen Ländern und Völkern aber ihre freie innere Entwickelung sichern soll, hat meine Regentenpflicht mir geboten, mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen. An den Grenzen des Reiches, im Süden und Norden, stehen die Armeen zweier verbündeten Feinde, in der Absicht, Oesterreich in seinem europäischen Machtbestand zu erschüttern. Keinem von Beiden ist von meiner Seite ein Anlaß zum Kriege gegeben worden. Die Segnungen des Friedens meinen Völkern zu erhalten, habe ich, Dessen ist Gott, der Allwissende, mein Zeuge, immer für eine meiner ersten und heiligsten Regentenpflichten angesehen und getreu sie zu erfüllen getrachtet. Allein die eine der beiden feindlichen Mächte bedarf keines Vorwandes; lüstern auf den Raub von Theilen meines Reiches, ist der günstige Zeitpunkt für sie der Anlaß zum Krieg. Verbündet mit den preußischen Truppen, die uns als Feinde nun gegenüberstehen, zog vor zwei Jahren ein Theil meines treuen und tapferen Heeres an die Gestade der Nordsee. Ich bin diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krieges auf seine engsten Grenzen einzuschränken und in der innigen Verbindung der zwei mitteleuropäischen Großmächte, denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens zu Theil geworden, zum Wohl meines Reiches, Deutschlands und Europas eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen. Eroberungen habe ich nicht gesucht; uneigennützig beim Abschluß des Bündnisses mit Preußen, habe ich auch im Wiener Friedensvertrag keine Vortheile für mich angestrebt. Oesterreich trägt keine Schuld an der trüben Reihe unseliger Verwickelungen, welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätten entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen waren. Sie wurden zur Verwirklichung selbstsüchtiger Zwecke hervorgerufen und waren deshalb für meine Regirung auf friedlichem Wege unlösbar. So steigerte sich immer mehr der Ernst der Lage. Selbst dann aber noch, als offenkundig in den beiden feindlichen Staaten kriegerische Vorbereitungen getroffen wurden und ein Einverständniß unter ihnen, dem nur die Absicht eines gemeinsamen feindlichen Angriffes auf mein Reich zu Grunde liegen konnte, immer

klarer zu Tage trat, verharrte ich, im Bewußtsein meiner Regentenpflicht, bereit zu jedem mit der Ehre und Wohlfahrt meiner Völker vereinbaren Zugeständniß, im tiefsten Frieden. Als ich jedoch wahrnahm, daß ein weiteres Zögern die wirksame Abwehr feindlicher Angriffe und hierdurch die Sicherheit der Monarchie gefährde, mußte ich mich zu den schweren Opfern entschließen, die mit Kriegsrüstungen unzertrennlich verbunden sind. Die durch meine Regirung gegebenen Versicherungen meiner Friedensliebe, die wiederholt abgegebenen Erklärungen meiner Bereitwilligkeit zu gleichzeitiger gegenseitiger Abrüstung erwiderte Preußen mit Gegenansinnen, deren Annahme eine Preisgebung der Ehre und Sicherheit meines Reiches gewesen wäre. Preußen verlangte die volle vorausgehende Abrüstung nicht nur gegen sich, sondern auch gegen die an der Grenze meines Reiches in Italien stehende feindliche Macht, für deren Friedensliebe keine Bürgschaft geboten wurde und keine geboten werden konnte. Alle Verhandlungen mit Preußen in der Herzogthümerfrage haben immer mehr Belege zu der Thatsache geliefert, daß eine Lösung dieser Frage, wie sie der Würde Oesterreichs, dem Recht und den Interessen Deutschlands und der Herzogthümer entspricht, durch ein Einverständniß mit Preußen bei seiner offen zu Tage liegenden Gewalt- und Eroberungpolitik nicht zu erzielen ist. Die Verhandlungen wurden abgebrochen, die ganze Angelegenheit den Entschließungen des Bundes anheimgestellt und zugleich die legalen Vertreter Holsteins einberufen. Die drohenden Kriegsaussichten veranlaßten die drei Mächte Frankreich, England und Rußland, auch an meine Regirung die Einladung zur Theilnahme an gemeinsamen Berathungen ergehen zu lassen, deren Zweck die Erhaltung des Friedens sein sollte. Meine Regirung, entsprechend meiner Absicht, wenn immer möglich, den Frieden für meine Völker zu erhalten, hat die Theilnahme nicht abgelehnt, wohl aber ihre Zusage an die bestimmte Voraussetzung geknüpft, daß das öffentliche europäische Recht und die bestehenden Verträge den Ausgangspunkt dieser Vermittelungversuche zu bilden haben und die theilnehmenden Mächte kein Sonderinteresse zum Nachtheil des europäischen Gleichgewichtes und der Rechte Oesterreichs verfolgen. Wenn schon der Versuch von Friedensberathungen an diesen natürlichen Voraussetzungen scheiterte, so liegt darin der Beweis, daß die Berathungen selbst nie zur Erhaltung und Festigung des Friedens hätten führen können. Die neusten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offen Gewalt an die Stelle des Rechtes setzt. In dem Recht und der Ehre Oesterreichs, in dem Recht und der Ehre der gesammten deutschen Nation erblickte Preußen nicht länger eine Schranke für seinen verhängnißvoll gesteigerten Ehrgeiz. Preußische Truppen rückten in Holstein ein, die von dem Kaiserlichen Statthalter einberufene Ständeversammlung wurde gewaltsam gesprengt, die Regirungsgewalt in Holstein, welche der Wiener Friedensvertrag gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen hatte, ausschließlich für Preußen in Anspruch genommen und die österreichische Besatzung genöthigt, zehnfacher Uebermacht zu weichen. Als der Deutsche Bund, vertragwidrige

Eigenmacht hierin erkennend, auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung des Bundestruppen beschloß, da vollendete Preußen, das sich so gern als Träger deutscher Interessen rühmen läßt, den eingeschlagenen verderblichen Weg. Das Nationalband der Deutschen zerreißend, erklärte es seinen Austritt aus dem Bunde, verlangte von den deutschen Regirungen die Annahme eines sogenannten Reformplanes, welcher die Theilung Deutschlands verwirklicht, und schritt mit militärischer Gewalt gegen die bundestreuen Souveraine vor. So ist der unheilvollste Krieg, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche, unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich Diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes. Ich schreite zum Kampf mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache giebt, im Gefühl der Macht, die in einem großen Reich liegt, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Recht Oesterreichs, durchdrungen sind, mit frischem vollem Muth beim Anblick meines tapferen, kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen wird, im Hinblick auf meine treuen Völker, die einig, entschlossen, opferwillig zu mir emporschauen. Die reine Flamme patriotischer Begeisterung lodert gleichmäßig in den Gebieten meines Reiches empor; freudig eilten die einberufenen Krieger in die Reihen des Heeres; Freiwillige drängen sich zum Kriegsdienst; die ganze waffenfähige Bevölkerung einiger zumeist bedrohten Länder rüstet sich zum Kampf und die edelste Opferwilligkeit eilt zur Linderung des Unglücks und zur Unterstützung der Bedürfnisse des Heeres herbei. Nur ein Gefühl durchdringt die Bewohner meiner Königreiche und Länder: das Gefühl der Zusam.. ..gehörigkeit, das Gefühl der Macht in ihrer Einigkeit, das Gefühl des Unmuths über eine so unerhörte Rechtsverletzung. Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der Verständigung über die inneren Verfassungfragen noch nicht so weit gediehen ist, um in diesem ernsten, zugleich aber erhebenden Augenblick die Vertreter aller meiner Völker um meinen Thron versammeln zu können. Dieser Stütze für jetzt entbehrend, ist mir jedoch meine Regentenpflicht um so klarer, mein Entschluß um so fester, sie meinem Reich für alle Zukunft zu sichern. Wir werden in diesem Kampfe nicht allein stehen. Deutschlands Fürsten und Völker kennen die Gefahr, welche ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht droht, deren Handlungweise durch selbstsüchtige Pläne einer rücksichtlosen Vergrößerungsucht allein geleitet wird; sie wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des gesammten deutschen Vaterlandes sie an Oesterreich finden. Wie wir für die heiligsten Güter, welche Völker zu vertheidigen haben, in Waffen stehen, so auch unsere deutschen Bundesbrüder. Man hat die Waffen uns in die Hand gezwungen. Wohlan! Jetzt, wo wir sie ergriffen, dürfen und wollen wir sie nicht früher niederlegen, als bis meinem Reich sowie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwickelung gesichert und deren Machtstellung in Europa

neuerdings befestigt ist. Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung. Ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem mein Haus von seinem Ursprung an gedient hat und der Die nicht verläßt, welche in Gerechtigkeit auf ihn vertrauen. Zu ihm will ich um Beistand und Sieg flehen und fordere meine Völker auf, es mit mir zu thun." (Erlaß des Kaisers Franz Joseph; vom zwanzigsten Juni.)

„Sieben Jahre sind vergangen, seit Oesterreich meine Staaten angriff. Ich zog das Schwert, um meinen Thron, die Freiheit meiner Völker und die Ehre des italischen Namens zu vertheidigen und für das Recht der Nation zu kämpfen. Der Sieg krönte das Recht. Gewichtige Gründe, die wir achten mußten, hinderten damals die völlige Durchführung des ruhmvollen Unternehmens. Eine der edelsten Provinzen Italiens blieb in den Händen Oesterreichs. Mein Herz schmerzte; doch Europa ersehnte den Frieden und ich mußte, um es nicht noch länger zu beunruhigen, auf Venezien verzichten. Jetzt steht Oesterreich in drohender Rüstung feindsälig an unserer Grenze und stört den friedlichen Ausbau des Königreiches. Rechtwidriger Herausforderung antworten wir mit gewaffneter Hand. Als befreundete Mächte die Schwierigkeit durch einen Kongreß zu lösen suchten, gab ich meine Zustimmung und damit den klarsten Beweis friedlicher Gesinnung. Doch Oesterreich weigerte jede Verhandlung; mag es auf seine Macht bauen: seines Rechtes ist es nicht gewiß. Auch Ihr, Italer, blickt stolz auf ein tapferes Heer und eine starke Flotte; dürfet aber auch Eurem heiligen Recht vertrauen, dessen Triumph naht. Ich fühle, daß nun Wirklichkeit werden soll, was ich auf dem Grab meines hochherzigen Vaters einst gelobte. Wieder bin ich, noch einmal, der erste Soldat im Kampfe für Italiens Unabhängigkeit." (Aus dem Erlaß des Königs Victor Emanuel; vom zwanzigsten Juni.)

„Der Unterzeichnete muß den von Preußen geschaffenen Kriegsfall als einen Akt rechtloser Willkür bezeichnen. Die Königliche Regirung und ihr Heer sind im Stande der Nothwehr gegen einen rechtwidrigen, unerhörten Angriff auf ihre Selbständigkeit, auf ihre Ehre und geben sich der Hoffnung hin, daß Europa von dieser feierlichen Verwahrung des schwächeren Rechtes gegen das augenblicklich stärkere Unrecht Kenntniß nehmen werde." (Rundschreiben des hannoverschen Ministers Grafen Platen.)

„Sieg der Bundessache durch Oesterreichs und Sachsens Waffen auf der ganzen Linie! Bei Nachod fiel die Hauptentscheidung. Einem preußischen Parlamentär wurde der erbetene Waffenstillstand geweigert." Fast alle Hauptblätter Europas bringen diese Depesche (aus Prag). Drei Tage danach hört man, daß die Preußen überall gesiegt hatten. Dritter Juli: Schlacht bei Königgraetz. Fünfter: Kaiser Napoleon zeigt dem Italerkönig an, daß ihm Franz Joseph Venezien abgetreten habe und zu würdigem Friedensschluß bereit sei. Minister Visconti-Venosta antwortet, ein Waffenstillstand könne Italien nicht der Doppelpflicht, gegen das verbündete Preußen und gegen die nicht in Venezien, doch auf Oesterreichs Boden lebenden Italer, entheben,

„nach deren Befreiung aus der Fremdherrschaft wir mit aller Kraft trachten müssen". Und läßt in Berlin melden: „Die Ehre und der einstimmige Wunsch des Volkes sichern dem preußischen Staat unsere Mitwirkung so lange, wie er sie fordert." Er verlangt außer Venezien das Trentino. Preußen beschränkt seine Unterstützung „auf das im eigentlichen Sinn Venezianische". Sechsundzwanzigster: Präliminarfriede von Nikolsburg. „Der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des Deutschen Bundes an und giebt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Der König von Preußen macht sich anheischig, die Zustimmung seines Verbündeten, des Königs von Italien, zu beschaffen, sobald das venezianische Königreich durch Erklärung des Kaisers der Franzosen zur Disposition des Königs von Italien gestellt sein wird." Dreiundzwanzigster August: Prager Friede. „In Zukunft und für immer soll Friede und Freundschaft zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich, zwischen deren Erben und Nachkommen, Staaten und Unterthanen herrschen." In der Kommission des Preußischen Abgeordnetenhauses wird gesagt, die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt sei „nackte Gewaltthat, die zu Rechts- und Staatsbildung nicht mehr ausreiche". Dritter Oktober: Wiener Friede. „Im Namen der Allerheiligsten und Untheilbaren Dreieinigkeit! Zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Italien, deren Erben und Nachfolgern, Staaten und Unterthanen soll für ewige Zeit Friede und Freundschaft herrschen." Victor Emanuel empfängt von Oesterreich die eiserne Krone der Lombardei. In Turin spricht er am vierten November: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens. In dieser Stadt hat, vor achtzehn Jahren, mein Vater den Krieg für die Unabhängigkeit verkündet. Heute bringen Sie mir, seinem Nachfolger, die Kundgebung des Volkswillens aus Venezien, das nun in unser Vaterland eingefügt ist. Italien ist gemacht; noch aber ist das Werk nicht vollendet. Unsere Pflicht ist, es zu vertheidigen und zu vergrößern."

„Am fünfzehnten Juni hat der König von Preußen, unser leiblicher Vetter und bis dahin mein Verbündeter, mein Königreich, mit Verletzung der legitimsten und heiligsten Rechte, feindlich überfallen. Von dem aufrichtigsten und sehnlichsten Verlangen beseelt, die zwischen den beiden mächtigsten Gliedern des Deutschen Bundes entstandenen Zerwürfnisse beseitigt zu sehen, und bestrebt, das Unglück zu verhüten, das aus einem Krieg Deutscher gegen Deutsche hervorgehen müßte, hat meine Regirung Alles, was in ihren Kräften stand, gethan, um im Geist des Friedens und der Versöhnung zu wirken. Ich überweise dem Urtheil aller Rechtschaffenen das Vorgehen der preußischen Regirung, die mein Vertrauen täuschte, indem sie mir die Erlaubniß entlockte, ihre Truppen durch mein Gebiet marschiren zu lassen, mit der geheimen Absicht, es mit Gewalt an sich zu bringen. Dem Unwillen der civilisirten Welt überweise ich diesen Angriff, verübt in vollem Frieden gegen das Land eines verwandten, befreundeten und verbündeten Fürsten; und ich bin überzeugt, daß die ganze Welt mit mir diese schmähliche Ver-

letzung der öffentlichen Moral, des Völker- und Vertragsrechtes und der Sitten der in staatlicher Ordnung lebenden Nation verdammen wird. Der König von Preußen hat, nachdem er mein Land auf eine heimtückische Weise besetzt hatte, geglaubt, es endgiltig behalten zu können und es für seinen Staaten einverleibt erklärt. Aber das Recht der Eroberung setzt einen Krieg nach den Grundsätzen des Völkerrechtes voraus. Doch niemals gab es zwischen mir und dem König von Preußen solchen Krieg. Die Einverleibung ist also eine unwürdige Usurpation, ein verbrecherischer, verabscheuenswerther Raub. Ich rufe die Hilfe aller Mächte an, die meine Souverainetät und die Unabhängigkeit meines Königreiches anerkannt haben, und bin überzeugt, daß sie niemals Macht vor Recht gehen lassen werden, da solches Prinzip, heute von Preußen angewandt, in Zukunft das Leben aller Monarchien, aller legitimen Staaten der Welt bedrohen könnte. Die Verantwortlichkeit für die Usurpation fällt auf Den zurück, der ihr Urheber ist." (Protest des Königs Georg von Hannover gegen Preußen; vom dreiundzwanzigsten September 1866.)

„An meine Völker! Der König von Italien hat mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündniß von mehr als dreißigjähriger Dauer, während dessen es seinen territorialen Besitz mehren und sich zu ungeahnter Blüthe entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen. Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet, wir haben unseren Bündnißpflichten stets getreu entsprochen und ihm unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog. Wir haben mehr gethan. Als Italien seine begehrlichen Blicke über unsere Grenzen sandte, waren wir, um das Bündnißverhältniß und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die unserem väterlichen Herzen besonders nahegingen. Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen; und so muß sich das Schicksal vollziehen. Dem mächtigen Feind im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treuster Waffenbrüderschaft mit dem Heer meines erlauchten Verbündeten meine Armeen siegreich standgehalten. Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner. Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzogs Albrecht und Tegetthoffs, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich vertheidigen werden. Ich grüße meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen. Ich vertraue auf sie und ihre Führer. Ich vertraue auf meine Völker, deren beispiellosem Opfermuth mein innigster väterlicher Dank gebührt. Den Allmächtigen bitte ich, daß er unsere Fahnen segne und unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme." (Erlaß des Kaisers Franz Joseph; Wiener Zeitung vom dreiundzwanzigsten Mai 1915.)

„Der Dreibund sollte gegen französischen und russischen Angriff schützen. Uns? Wir hatten uns mit Frankreich längst, auch über Nordafrika, verständigt und kamen mit Rußland nicht erst in Racconigi ins Reine; Giers und Rudini fädelten ein, Iswolskij und Tittoni nähten fleißig. Wir brauchten in Europa keinen Schutz. Die zwei Genossen? Waren mit Denen, gegen die wir Assekuranz leisten sollten, in Krieg. Beide Vertragspflichten also ohne Inhalt, Sinn, politischen, militärischen Werth. Leere Hülsen. Wenn ich mich zween Männern zum Zweck einer Geschäftsgründung geselle und die Beiden dann, ohne mich zu fragen, ein Waarenhaus eröffnen, das ihr Können und Kapital ganz für sich heischt, fehlt unserem Abkommen das Ziel und ich kann mich seitwärts trollen. Warum fragten sie nicht? Wien und Berlin haben uns nicht gefragt; weil wir schon im Sommer 1913 gesagt hatten: Nicht gegen Serbien und Alles, was daran hängt. Das thaten San Giuliano und Giolitti, deren Oesterreicherhaß lächeln gelernt hatte; und auf die Besserung des Balkankriegsergebnisses wurde damals verzichtet. Durften wir 1914 mit in den Krieg? Nein: weil England den goldenen Donnerwagen des Ares lenkte. Das hätte sich, durch die Zerschießung unserer schönsten Küstenorte, durch Boykott der Halbinsel und Stank bei den Senussi, bitterlich gerächt. Durften wir auch nur wollen? Nein; denn unser Wirthschaftbedürfniß weist nach Frankreich (das wir nicht, wie mancher Germane meint, zu überflügeln trachten und ohne dessen Großmachtstellung wir sippenlos einsam wären), unser Wunsch, gegen Oesterreich und Ungarn uns den Slawen zu befreunden, nach Rußland; und daß wir Britanien brauchen, hat Euer Bismarck hundertmal gesagt. Auch, daß nur ein Narr Kriege, kleine sogar, aus Gefälligkeit führt. Was sollte für uns herauskommen? Unversöhnliche Wuth der Triple-Entente, Japans, Belgiens, der Jugo-Slawen; und siegte der entseelte Dreibund: Stärkung Oesterreich-Ungarns und der Türkei. Das Schlimmste also, was uns geschehen konnte. Triest und Trient, vielleicht auch Valona, mit der Otranto-Sperre, im Schornstein; und die Gefahr, nach Kairo und Biserta auch Tripoli und die Kyrenaika zu verlieren. An dieses Unternehmen konnte kein Vernünftiger denken. In ein neues wurden wir nicht eingeladen; kein Pakt angeboten, kein Pfand gegeben. Unsere Sozien konnten (oder: wollten) sich großen Machtzuwachs sichern, das politische Bild der Erde ändern und wandten ihre ganze Habe sammt der Hoffnung ihrer Erben an dieses Wagniß. Uns konnte es nur schaden; nicht nützen. Frankreichs Seealpen wollen wir heute nicht; Korsika ist uns gleichgiltig; Tunis jetzt, bis Englands Sühnerwille gebrochen ist, zu gefährlich. Wir waren in engerer Klemme als ein Rechtsanwalt, der plötzlich erführe, daß sein Sozius sich in Geldgeschäfte eingelassen habe, an denen die Firma verbluten kann. Die Anderen frei zu tollkühnem Beginnen und wir, wie ein Operngöttchen Wagners, in alte Verträge gefesselt, ohne die Möglichkeit, Kraft und Liebreiz in Hochkonjunkturzeit zu münzen? Wir sprachen: ‚Dies ist ein Angriffskrieg, von Euch, gegen den Wunsch nach Konferenz, Botschafterreunion oder Schiedsgericht, erklärt; und nur zu Schutz sind

wir, nicht zu Trutz, verpflichtet.' Keine Rüge kam; trotzdem wirs laut hinausschrien und an das böse Augustgeplänkel vom Jahr 1913 erinnerten. Ein Weilchen später: ‚Der Vertrag ist nichtig; denn da der Krieg nicht ‚lokalisirt' worden ist (noch werden konnte), erwirkt er irgendwelche Balkanmachtwandlungen, gegen die wir uns mit derbem Nachdruck verwahrt haben. Wir fühlen uns ledig und können neue Verlobung erwägen.' Noch kein starker Widerspruch. Aber die Stirnen entrunzeln sich und wir werden mit schäkernder Anerbietung gekitzelt. Wisset Ihr nicht, was Euren Ahnen Straßburg war? Uns ists Triest und, mindestens, die Hälfte der adriatischen Ostküste. Wir wollen die Italer in einen Staat fügen. Der Gebietsumfang, in Westeuropa und Kleinasien, ist uns nicht so wichtig wie die nachhaltige Schwächung Oesterreichs und der Türkei. Das habt Ihr nie verstanden. Auch nicht, daß ein erstarktes Oesterreich die Ausnützung der Nothlage, die (warum das Wort hehlen?) Erpressung niemals verschmerzt hätte und eines Tages, an den Alpen oder an der Adria, zwischen ihm und uns doch Krieg geworden wäre. Wenn wir halbwegs Beträchtliches rafften, mußten wir in irgendeiner Stunde darum fechten; und dann unter dem Anhauch kalten Zornes aus England, Frankreich, Rußland. Also vornehm thun und, weil Ihr in den Europäerkrieg zoget, auf die Erfüllung des heißesten Nationalwunsches verzichten? Kinderei. Noth kennt kein Rechtsgebot. Ueber die Giltigkeit von Verträgen wird täglich, in gutem Glauben, vor tausend Gerichtshöfen gestritten. Und wenn wir der Menschheit Goethes, Winckelmanns, Mommsens, Burckhardts andächtig huldigten: Oesterreich ist uns nun einmal der Erbfeind und seine Fahne mochten wir selbst im Hochsommer des Bündnisses nicht auf einem Lidozelt sehen. Listig erpressen, was Andere mit Blut zahlten, und dem jetzt nicht Gewährten für immer entsagen? Keusch bleiben, während Anderer Same sproßte? Vor dieser Wahl standen wir. Merkten früh, daß auch Neutralität uns nicht tauge; und feilschten und forderten nicht, um mehr zu erlangen, sondern nur, um uns die für lückenlose Rüstung und zulänglichen Geschoßvorrath nöthige Muße zu sichern."

Den Ruhelosen naht ein zweiter Versucher. Er schmunzelt nicht, salbt nie die Worte, hat kein Grübchen im Kinn, keine Altersgrazie im Getändel der Rede. Was zerknirscht und zerschwemmt aus dem Zahngehege kommt, dringt dennoch ins Ohr. „Gehts nach unserem Willen, dann erhält Rußland die Meerengen und Armenien, Frankreich Syrien, England Mesopotamien und den arabischen Khalifat, Griechenland Smyrna und dessen Hinterland, Rumänien große Stücke der Bukowina, Transsylvaniens und Südbessarabiens, Bulgarien das jetzt serbische Makedonien, die Bezirke Drama und Kawala, die thrakische Grenze Enos-Midia; und Serbien wird reichlich, mit Adrialand, von dem Verlust der Kriegsbeute von 13 entschädigt. Ihr? Bedenket weder Euer Ansehen in Europa und in der islamischen Welt noch die Irredenta und das Mittelmeer? Was Euer Herz lange begehrte, könntet Ihr haben (nur: Cypern, statt der Insel Malta, mit dem nächsten Küstengebiet): und zaudert noch? Bis es zu spät, die Entscheidung gefallen ist. Gut

für die Südslawen. Die fühlen sich schon von Rußland geprellt und schicken Abgeordnete westwärts, um dort wissen zu lassen, daß sie dicht bei Triest und in Dalmatien die Mehrheit bilden, daß Serben, Kroaten, Slowenen eines Stammes sind, daß Ihr in Udine die Slawen mißhandelt und daß Oesterreichs Herrschaft, weil sie ihr nicht langwierige Lebenskraft zutrauen, ihnen weniger arge Gefahr dräut als die des jungen Italerreiches. Da Ihr, wie nun ja offenbar wird, nicht aufs Schlachtfeld wollt, können wir ihren Hunger stillen. Euch gegenüber ein großer Serbenstaat mit guten Häfen: vor solcher Aussicht entschließt Herr Paschitsch sich doch vielleicht, Makedonien schon morgen den Bulgaren zu räumen; und unser ganzer Balkanhandel ist dann zum Abschluß reif. Genöthigt wird nicht. Nur dürfen Eure Händler und Rohstoffverbraucher nachher nicht klagen, wenn wir uns mit der Versorgung italischer Märkte und mit dem Einkauf Eurer Waare eben so wenig sputen wie Ihr Euch mit der Antwort auf die Frage nach Soll und Haben des Krieges." Seitdem brennts von Palermo bis nach Verona hinauf. Wir könnten zu spät kommen. Träge Feiglinge scheinen. Die große Stunde der Rache und Brüdererlösung versäumen; und dann, wirklich, wie D'Annunzio warnend sprach, gezwungen sein, ein Museum, Palasthotel oder blau bepinseltes Eden für Flitterwöchnerei zu werden. Ein Glück, daß in der Stadt des Ewigen Kapitols und des Palatins, Caesars und Marc Aurels Männer wachen. Giolitti? Verkalkt. Was würde aus seinem libyschen Ruhm, wenn Salandra und Sonnino dieses große Werk richteten? Vielleicht, wenns mißlänge und er laut gewarnt hätte, der erste Präsident der Italerrepublik. Im Dezember hat er gehetzt; im Mai will er bremsen. Wird überheult und hinter den Rinnstein gestoßen. Der König ist bereit? Heil dem König! Vicekonsul Galli in Verhandlung mit den Adriaslawen, denen er freie Entwickelung verheißt? Wie im alten Venedig sollen sies haben. Nach dem Tag von Kampoformio, als die Oesterreicher einrückten, strich in einem venetischen Nest ein Dalmatiner die Löwenflagge von San Marco und rief: ‚Dreihundertsiebenundsiebenzig Jahre lang hat unser Glaube, hat unsere Kraft Dich auf allen Meeren, vor allen Feinden geschützt. Unser Blut und Gut hat Dir gehört; und wir waren glücklich und reich an Ruhm.' Unter der Einheitfahne solls wieder so werden. Der vergilbte Pakt: zerrissen; wie bei Teutoburg und Tauroggen, in Frankfurt und Wien mancher schon. Am sechsundzwanzigsten April ward der neue unterzeichnet; am Abend nach dem zweiten Pfingstfest läuft die Erfüllungfrist ab. Krieg oder Umsturz der Staatsordnung! Nicht der von Garibaldi gestützte Galantuomo widerstünde diesem Sturm. Schmählich dünkt Euch, daß wir die Stunde wählen, da der Freund von gestern, der Feind von morgen sich gegen ganze Menschenrudel wehrt? Schön ists nicht. Doch darf der Wirkung aufs Gefühl nachfragen, wer einem Gewimmel die Wohnstätte breiten will? Selten hat ein Starker gezaudert, den Schwachen zu würgen." Solche Sätze pfauchten, im Mai 1915, tausend vom Alkohol des Nationalismus trunkene Stimmen dem verlassenen Genossen zu.

Am dreißigsten April 1913 hat der Minister Marchese di San Giuliano an

den Botschafter Tittoni telegraphirt: „Wenn der von der londoner Botschafterreunion zu findende Beschluß Oesterreich-Ungarn nicht befriedigt, ein gemeinsames austro-italisches Handeln nicht möglich wird und Wien ohne unsere Billigung gegen Montenegro vorgeht, wird die Wahrung unseres Abkommens mit Oesterreich und die unversehrte Erhaltung des Bündnisses sehr schwierig. Ueber die Wahl des dann zu wählenden Weges erbitte ich Eurer Excellenz sachverständige Meinung. Da Italien nicht unthätig scheinen dürfte, müßte es, während Oesterreich im Norden vorgeht, eine passende Stelle des Südens für eine Weile besetzen. Dieses Handeln müßte ungefähr von dem selben Gesichtspunkt aus beurtheilt werden wie Oesterreich-Ungarns gegen uns. Ist solche Lösung nicht erlangbar, dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit: einen Zustand, der unsere Politik in schroffen Gegensatz zu der Wiens bringt." Herr Tittoni hat geantwortet: „Besetzt Oesterreich Theile Montenegros, dann müssen wir, auch ohne seine Zustimmung, Durazzo und Valona besetzen. Oesterreich-Ungarn hätte damit zuerst die Grenze des Großmächtebeschlusses überschritten, für eigene Rechnung, ohne zwingende Nothwendigkeit, gehandelt und das Adria-Gleichgewicht aufgehoben (wozu ja eine befristete Besetzung genügt). Die Botschafter Oesterreichs und Deutschlands versuchen jetzt allerlei werthlose Deutelkunststücke an dem klaren Wortlaut des Siebenten Artikels im Dreibundvertrag. Die winzigste Verschiebung des austro-italischen Gleichgewichts würde aber nicht nur diesen einen Artikel, sondern den ganzen Vertrag entkräften und den Dreibund auflösen. Wenn Eure Excellenz mit der gewohnten Klarheit und festen Kraft diese Erwägung den Auswärtigen Aemtern in Berlin und Wien empfehlen, dann werden sie, nach meiner Ueberzeugung, das Streben Eurer Excellenz nach einer Versöhnung der beiden Reichsinteressen zu fördern trachten. Thäten sie anders, so würde von ihren Händen der Dreibundvertrag zerrissen. Meine Antwort ist das Ergebniß langer Ueberlegung." „Wie", fragte, nun als Botschafter in Paris, 1916 Signor Tittoni, „konnte danach und nach dem zweimal, im November 1912 und im August 1913, von Italien abgewehrten Versuch, Serbiens Macht einzuschränken, Oesterreich-Ungarn zweifeln, daß sein Ultimatum und seine Einbrüche in serbisches Land den Dreibund lösen werden?" Noch schlug die Stunde nicht, in der Wache hoffen dürften, mit Moralgebot in Kriegszeit zu wirken. Doch jedes Herz ersehnt Läuterung.

Winkt, mit weißem Fittich, edlere Sittlichkeit über das Weltmeer? Im Januar 1916 hat das amerikanische Institut für internationales Recht Grundsätze verkündet, die den nächsten Jahrzehnten so wichtig scheinen werden, wie denen nach der Französischen Revolution die Verkündung der Menschenrechte schien. „Jedes Volk hat das Recht, zu leben, sein Leben zu schützen und zu wahren; um dieses Leben zu wahren und sich zu schützen, darf aber ein Staat nicht gegen andere Staaten, die ihm kein Leid bereitet haben, ungerecht handeln. Jedes Volk hat das Recht auf Freiheit: das Recht, ohne Einmischung und lastenden Machtdruck Fremder nach dem Ziel seiner Glücksvorstellung hinzustreben, so lange es dadurch nicht die tief und fest be-

gründeten Rechte anderer Staaten schmälert oder bricht. Jedes Volk ist, als Rechtsbesitzer und vor dem Rechtsstuhl, jedem anderen aus der Völkergesellschaft gleich. Jedes hat das Recht auf sein abgegrenztes Gebiet und spricht, nach freiem Ermessen, allen Bewohnern dieses Gebietes, auch den aus der Fremde eingewanderten, das Recht. Jedes Volk darf für jedes seiner wesentlichen Rechte von allen anderen Völkern Achtung und Schutz fordern; denn Recht kann nicht ohne Pflicht sein, und wo sichs um das Recht eines Volkes handelt, sind alle Völker zum Eingriff verpflichtet."

Noch, freilich, leben Leute, denen das Staatsgeschäft nur mit dem Knüppel des Räubers oder mit dem Lug des Roßtäuschers zu führen scheint. Verbände, deren Mitglieder in ihrem Einzelleben gewiß jede Unsauberkeit meiden, empfehlen der Kaiserlichen Regirung Wortbruch und Raub, damit die Heimath sich bereichere und ein Erpressungmittel erlange, das den Beraubten kirrt. „Warum nicht? Der Ertrag fließt ja nicht uns zu. Was das Vaterland kräftigt, ist uns erlaubt. Wir brauchen das Erz von Briey und Longwy, dessen Werth auf neun Milliarden geschätzt wird" (also von den Kosten dreier Kriegsmonate hoch überwachsen würde); „brauchen die flandrische Küste, damit Belgien nicht mehr die freie Genossenwahl habe, und Antwerpen, weil das nasse Elbdreieck unserer Schiffahrt zu unbequem ist." Die so reden, dünkeln sich Realpolitiker und verlachen die alberne Sentimentalität ihrer Tadler. Doch so niedrige Unzucht des Denkens und Wollens duldet das Weltgewissen nicht mehr; und ein Land, in das sie sich einwuchern könnte, sänke noch unter den Schimpf des geifernden Feindes. Bonapartes Condottieregewohnheit, Länder und Völker wie Gutshöfe und Heerden fremder Herrschaft zu unterwerfen, hatte Europa so eingeschüchtert, daß achtzig Jahre nach Kants unsterblicher Warnschrift „Zum ewigen Frieden" dem Siegerrecht auf erobertes Land kaum noch widersprochen wurde. Diese Zeitstimmung war. Dem Krieger mag, im Zaun internationaler Abkommens, erlaubt sein, was den Bedarf des Heereskörpers deckt. Krieg ist ein Werk rauher Gewalt, die sich, auf eingezäuntem Feld, selbst ihr Gesetz giebt. Wers in friedliches Gemeinleben übertragen, wer Kriegsbrauch in das Herzblut des Staates eintröpfeln, einspritzen will, ist im übelsten Wortsinn Militarist und vergiftet die schlafende Seele der Heimath. Nicht weiten, sondern engen wollen wir den Bereich des Kriegsbrauches, von Gerichtsbarkeit, die den Streit der Personen, Dörfer, Städte, Provinzen, Höfe, Verbandsstaaten schlichtet, zu internationaler vorschreiten. Wenn der Krieg so tief und fest wie eines Gottes, Heilands Offenbarung, so unerreichbar der Axt und dem Messer, den Glauben einwurzelt, daß Staatsmoral fortan nicht vom geraden, reinen Pfade der Einzelsittlichkeit weichen darf und das Recht Grundmauer und Dach jedes in die Werthkataster der Menschheit aufzunehmenden Staatsgebäudes werden muß, dann sind Millionen Europäer nicht im Dienst welker Raumgier, nicht für ein Machtphantom gestorben.

D
509
H35
Bd.1

Harden, Maximilian
Krieg und Friede

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM
39 13 28 25 02 016